<36613907730012

Altes und Neues.

Von

Friedrich Theodor Vischer.

Neue Folge.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1889.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Vorwort.

Die folgende, von mir zusammengestellte Reihe älterer und jüngerer Arbeiten zeigt in ihrem Wesen manche Ähnlichkeit mit der unter dem Titel „Altes und Neues“ im Jahre 1882 herausgegebenen Sammlung und schien mir daher geeignet, derselben als „neue Folge“ beigeordnet zu werden. Zu einem anderen Titel konnte ich mich — aus mehr als einem Grunde — nicht entschließen und hoffe, man werde es damit nicht zu genau nehmen. Außer den Aphorismen wird hier allerdings nichts wirklich Neues, sondern nur Neueres, in den letzten Jahren Entstandenes dargeboten. Aber manchem Leser dürfte ja doch Dieß und Jenes noch unbekannt sein und somit immerhin für neu gelten.

Den Nachruf an Auerbach's Grab hat mein Vater am 7. März 1882 im „Neuen Stuttgarter Tagblatt“ mit folgendem Schreiben veröffentlicht:

„Geehrte Redaktion!

Endlich kann ich meine am Grab Auerbach's gesprochenen Worte, nach Möglichkeit aus dem Gedächtniß

rekonstruirt, Ihnen zustellen. Ich hatte nach Gewohnheit mir nur eine Disposition aufgeschrieben und nur an den Hauptstellen den Ausdruck meditirt und mir eingeprägt. Den Grund, warum ich auf geschriebene Reden nichts halte, kann, wer Interesse für derlei hat, im Vorwort zu dem gedruckten Vortrag: „Der Krieg und die Künste" nachlesen.*) Dort und ebenso in „Altes und Neues" (1882, H. I, S. 175) habe ich auch meine Überzeugung ausgesprochen, daß von einer Rede, die wirklich eine Rede, nicht eine Abhandlung ist, im Druck das Beste verloren geht. Die Aufgabe des Redners ist doch, Alles, was er sagen will, rein von dem Standpunkte zu überdenken, wie es im Vortrag durch die lebendige Stimme wirken werde. Es gibt freilich auch Lehrvorträge, die immerhin geschrieben, sogar abgelesen werden mögen und dann nur ganz angemessen dem Druck übergeben werden; Alles aber, was einem Lehrvortrage gleicht, soll gewiß dann am meisten vermieden werden, wenn der Anlaß ein besonders ernster und feierlicher ist. Dann soll wesentliches Augenmerk sein, daß es nicht Belehrung ist, um was es sich handelt. Ich habe in der kurzen Grabrede durchaus nichts Neues über Auerbach gesagt, habe nichts, gar nichts zur Analyse seiner Dichterpersönlichkeit beigetragen. So wird man gleich die Stelle höchst ungenügend finden, die besagt, der Dichter habe sich aus der Höhe der reifen Bildung mit der ganzen Helle des Bewußtseins in die Lebensformen, die den Inhalt seiner Dorfgeschichten bilden, wieder hineinversetzt. Es liegt hier ein schwer verwickeltes

*) Stuttgart, Spemann 1872.

psychologisches Problem vor, in welches tiefer einzutreten, welches auch nur näher zu bezeichnen ein Mißgriff über alle innern und äußern Grenzen einer Rede, vollends einer Grabrede hinaus gewesen wäre. Darstellend über der Sache schweben und in der Sache sein, das Geschilderte oder zu Schildernde selbst sein, wenigstens etwas davon sein: diese zwei Seiten des Verhaltens können sehr verschiedene Stellungen zu einander einnehmen. Wie weit, wie tief muß derjenige die innige Gemüthswelt eines ländlichen Knaben, einer grundeinfachen tüchtigen Familie selbst gelebt haben, wie viel davon muß noch wirklich, substantiell in ihm fortleben, der mit hell überdachten Kunstmitteln sie uns schildert? — Ich stelle hier nur die Frage hin; man wird auf den ersten Blick sehen, wie viel sie zu denken gibt. — Auerbach's Romane und dramatische Versuche sind mit den dürren Worten: „größere Gebilde" u. s. w. abgethan. Jeder Versuch, auseinanderzusetzen, warum das allgemeine Urtheil seine Dorfgeschichten diesen Dichtungen, ohne ihren mannigfachen künstlerischen Werth zu unterschätzen, dennoch vorzieht, wäre unzeitig, wäre in diesem Zusammenhang störend gewesen.

Ich bin so ganz der Meinung, eine Rede, die eine Rede ist, lebe nur im Vortrag, daß ich sie gedruckt eigentlich gar nicht sehen mag und daß mir die Aufgabe, sie aus dem Gedächtniß wiederherzustellen, höchst peinlich ist. Es muß ja doch auch nicht gar Alles gedruckt sein. Eine stenographische Nachschrift, in Worte übertragen, wurde mir schon am nächsten Morgen nach dem Begräbniß von der Redaktion des „Schwäb. Merkur" zur Korrektur vorgelegt;

es war bei dem Drang anderer Geschäfte entfernt keine Möglichkeit, die Überarbeitung — und vollends in der gebotenen Eile — zu übernehmen. Dann kamen mir die gedruckten Wiedergebungen Ihres Blattes und des „Schwäb. Merkur“ zu Gesicht und ich fand, daß fast dieselben Hörfehler in beiden stehen. Es ging während der Feierlichkeit ein heftiger Sturmwind und verwehte viele Worte, obwohl ich nach Gewohnheit laut und deutlich sprach. So ergaben sich auch Lücken und ein Theil derselben wurde dann von den Stenographen aus ihrem Kopfe ergänzt. Und nun ist die so zugerichtete Rede in mehrere stark verbreitete Zeitungen übergegangen, in einige mit allen, in andere doch mit einem Theil ihrer Fehler. Einiges ist so entstellt, daß mir ein Schauer beim Lesen aufgeht. Und dieser Schauer zwingt mich, trotz meinem Widerwillen, endlich zum Niederschreiben nach meinem Gedächtniß. Ich nenne einige der ärgsten Entstellungen. „Angeschmiegt“ statt „eingeschmiegt“ — das ist zweierlei und diese Präpositionsverwechslung einer der besonders peinlichen Fehler. — Auerbach's Dichtergestalten haben die ganze „Nouvetät des Lebens“; schwebte dem Stenographen oder Setzer Nouveauté vor? Mir entschlüpfte im Reden das Wort Naivetät, das nach meiner Ansicht in Feststil nicht gehört. — „Eine seltene Art von Denken und Phantasie“ — statt „Mischung von“ u. s. w. — im gegebenen Zusammenhang sinnlos. — „Ideale verpflichten“ — statt „Adel verpflichtet“ (noblesse oblige). — „Er hat auch den Zoll der Endlichkeit bezahlt, wie wir alle wissen“ — wissen! hiemit läßt man mich unzart sagen: das ist ja bekannt, das weiß man ja, während ich sagte: wie

wir alle müssen. — „Der Tod hat eine vereinigende Kraft" für „reinigende". — Endlich noch „Gott sei Dank, nicht zu früh"; ich muß noch froh sein, daß man mich nicht noch alltäglicher sagen läßt: „Gottlob! —

Ich kann nun natürlich nicht für jedes Wort meiner folgenden eigenen Wiedergabe einstehen. Manches werde ich nicht so gesagt haben, wie es nun lautet. Gefeilt wird jetzt Alles erscheinen. Ich habe zwar schon im Reden auf sparsame Wortwahl, Angemessenheit des Ausdrucks zur ernsten Feier, auf guten Tonfall nach Kräften gehalten, aber Freisprechen — ist eben Freisprechen und verlöre seinen Naturton, wenn es ganz korrekt wäre. Da und dort werde ich mehr gesagt haben, anderswo weniger. So meine ich mich zu erinnern, daß ich im herben Kampf gegen die Betäubung des Gehirns durch den lärmenden Sturmwind einen kurzen, doch nicht ganz unwesentlichen Passus in dem Zusammenhang übersprungen habe, wo von der intensiven Denkthätigkeit des Verstorbenen die Rede ist; er ist jetzt nachgeholt mit den Worten: „Auf das Leben angewandt — — — hingestellt". Damit ist in nothgedrungener Kürze angedeutet, was Auerbach in Form der direkten oder nur leicht poetisch eingekleideten Lehre geleistet hat: alle die Gedanken über Volk, Volkserziehung, Literatur, Leben, Staat, Religion, unter verschiedenen Titeln veröffentlicht: „Schrift und Volk, Deutsche Abende, Wieder unser, Gevattersmann, Tausend Gedanken des Kollaborators" und And., all der Reichthum von Spruchweisheit, denkender Betrachtung jeder Art. Die nun nachgetragene Andeutung ist, ich weiß es, höchst dürftig; hier hätte ja müssen zum Beispiel recht aus-

drücklich insbesondere von dem unermüdlichen Eifer für gesunde Volksbildung, von der Kraft der Humanität, die sich darin kund gab, die Rede sein.

So sehe ich denn, was für den Augenblick bestimmt war, dauernder Fixirung durch den Druck und hiemit öffentlicher Bloßstellung der mir wohlbekannten Mängel entgegengehen, ich muß aber das kleinere Übel dem größeren, einer unverbessert falschen Wiedergabe, vorziehen. — Ich benütze die Gelegenheit, noch zu gestehen, daß es mich nach B. Auerbach's Tode gedrückt hat, seinen Wunsch einer Anzeige der „Brigitta" nicht erfüllt zu haben. Ich stelle diese Novelle sehr hoch, ich wünschte ihm brieflich Glück dazu, aber gewohnter Zeitmangel hielt mich ab, mein Urtheil öffentlich auszusprechen. Hätte ich geahnt, wie bald er sterben sollte, ich hätte mir die Zeit um jeden Preis errafft. So kommt es oft im Leben!" —

Die übrigen noch in Zeitschriften verborgenen Schriften meines Vaters gedenke ich nebst einigen unvollendeten Arbeiten, die bis jetzt nur in Manuskripten vorliegen, später in anderem Zusammenhang herauszugeben, und es wird sich dann aus ihrem Inhalt erklären, warum sie diesem Buche nicht mit einverleibt sind.

Die Aphorismen hier zu bringen nehme ich keinen Anstand und bin überzeugt, daß ich damit etwas beifüge, was sich mit dem Übrigen und dem ersten Bande wohl verträgt. Den Schluß des letzteren bildet ein auf die Selbstbiographie („mein Lebensgang") folgender Zusatz, worin

„Auch Einer“ besprochen wird;*) den Schluß des vorliegenden zweiten eine Anzahl von einzelnen Reflexionen und Einfällen. Diese aber sind zum Theil einem Manuskript entnommen, woraus auch manche Sätze des „Tagebuchs“**) stammen.

Robert Vischer.

*) Auch Einer, Eine Reisebekanntschaft, von Fr. Th. Vischer, Stuttgart, 1879.

**) Ebenda, II, 109 ff., 3. und 4. Aufl., 111 ff.

Zum neueren Drama.

Hebbel.

(Jahrbücher der Gegenwart, herausgegeben von A. Schwegler, Tübingen, Fues, 1847.)

Wir sind jetzt in Kunst und Poesie fast wie die Juden, wir warten auf den Messias. Steht ein Talent auf, so ruft es aus allen Ecken: ist er's, der da kommen sollte? Und das Talent selbst, angesteckt von dieser Hast der Erwartung, die nicht warten kann, die nicht einfach sich dessen erfreuen will, was der Tag schenkt, fragt sich: bin ich's? bin ich auch wahrhaftig zeitgemäß? überschraubt sich, bringt Schiefheit und Gequältheit in seine besten Erfindungen. Wir thäten gewiß besser, in jedem Kunstzweige einfach nachzusehen, was seinen ästhetischen Bedingungen entspricht, was nicht. Das deutsche Drama hat, nachdem es durch jene messianischen Steigerungen geradezu in Gefahr gekommen war, in ein unorganisches Verhältniß zwischen Idee und Stoff sich aufzulösen und die ästhetischen Forderungen seiner Gattung rein zu vergessen, sich glücklicherweise jetzt wieder erinnert, was seine Technik verlange, es hat von den Franzosen spannende Komposition, Leichtigkeit der Bewegung, Effekt, Feinheit und Witz der Intrigue, überraschendes Spiel des Zufalls gelernt. Sobald dieser Schritt gethan war, so mußte die Idee

als treibendes Motiv im Stoffe selbst entwickelt werden, man konnte nicht mehr meinen, modern zu sein, wenn man die Lebensfragen der Zeit als Devisen, Sentenzen, Anspielungen, Beziehungen obenauf klebte; wollte man einmal im Hauptmotive die geistigen Bewegungen unserer Zeit niederlegen, so mußte man einen Stoff suchen, der als solcher schon wirklich ein modernes Pathos aufwies. Nun war aber einmal das Streben auf Gewandtheit der Komposition, auf geflügelte Bewegung gefallen; nicht zu gleicher Zeit konnten die Tiefen innerer geistiger Verwicklung, konnten die Räthsel und Irrgänge der Individualität, die Abgründe des Charakters, die Geheimnisse der Persönlichkeit als der wahre Ort, worin die geistigen Mächte des Menschenlebens Fleisch und Blut annehmen, zum Mittelpunkte der künstlerischen Aufgabe genommen werden. Man suchte äußere Kollisionen eines an sich klaren, planen und durchsichtigen geistigen Pathos mit der Welt, mit der Macht, mit dem Vorurtheil, mit den Verhältnissen; Dichter, Philosophen, Freigeister waren die beliebtesten Helden, also Männer, deren eigentliches innerstes Lebensinteresse nur mittelbar, soweit es Ursache äußerer Verwicklungen ist, wo sich denn zeigen soll, ob der Charakter auf gleicher Höhe mit der idealen Würde steht, zur dramatischen Darstellung kommen kann. Bei einem solchen Stoffe muß immer eine Lücke in der dramatischen Entwicklung bleiben; das ursprüngliche Pathos des Helden liegt eigentlich außer derselben, wirkt auf sie nur aus zweiter Hand, statt daß eben das Innerste, was eine Persönlichkeit bestimmt, als Hauptmotiv in den Fluß der tragischen oder komischen Handlung eintreten, Subjekt derselben sein soll.

Die dramatische Bewegung wird mehr oder minder äußerlich, der Knoten ist anderswo geschürzt, und der Dichter kann nur noch eine gewisse Virtuosität der dramatischen Technik entfalten. Es war recht gut, von den Franzosen ein Beispiel in dieser Technik zu nehmen, den lebhaften Gang, die frappanten, echt bühnenhaften Wirkungen von ihnen zu lernen; aber der deutsche Geist fordert noch etwas ganz anderes, er fordert unendliche Eigenheit der Individualität, er fordert, daß die geheimnißvollen Tiefen der Persönlichkeit entfaltet werden und daß eben diese Entfaltung zugleich die dramatische Bewegung das Schicksal sei. Der Knoten soll sich im Innern schürzen, das Grundpathos der Persönlichkeit, an sich schon dramatisch und eben der eigentliche Kern der tragischen Bewegung, soll durch die Verflechtung mit Gegebenem zu einer innern Kollision führen, so daß der Charakter nicht weiter kann, ohne sich, tragisch oder komisch, zu zerstören: eine Seelengeschichte, keine Zufallsgeschichte, eine Charaktergeschichte, keine Intriguengeschichte, ein psychologisch origineller Vorgang, eine Aufdeckung der inneren Wunder im Menschen, eine Handlung, die zwischen großartigen Narren oder einzigen Helden-Charaktern sich abrollt. Da aber die Deutschen einmal entweder allzu substantiell oder allzu formell sind, so werden sie schwer den Weg finden, zugleich jene inneren Tiefen und Untiefen der Persönlichkeit zu entfalten und zugleich zu spannen, bühnengerecht zu wirken, rasch, lebhaft, leicht, gewandt zum Ziele zu eilen; sie werden jenes thun und dieses lassen oder umgekehrt.

Ein sehr bedeutendes Talent ist neuerdings unter uns aufgetreten, das diese beiden Aufgaben in ungewöhnlichem

Grade zu vereinigen gewußt hat, freilich nicht ohne den Übeln der Zeit nach anderen Seiten einen bedeutenden Tribut zu zahlen. Es ist Hebbel. Gleich in seinen ersten Versuchen zeigte er sich als einen Geist, der berufen ist, seinen Stoff zur Tiefe einer Seelengeschichte zu durchdringen, den Gang des Schicksals zu den innersten Quellen des verborgenen Knotens zu verfolgen, der sich aus geheimnißvoller Verwicklung der Motive in den Tiefen der Persönlichkeit schürzt. Er griff aber im Stoffe fehl und gab dadurch einen eigenthümlichen Mangel seines Blicks zu erkennen, von dem er sich auch in seiner ungleich reiferen letzten Leistung keineswegs befreit hat: Mangel an Verständniß der Sitten. Hebbel versteht den Charakter und versteht das Spannende, tief Wirkende in der Aufeinanderfolge der Begebenheiten, die der Charakter in seinem Kampfe mit den Verhältnissen hervorrufen muß, aber er versteht die Sitten nicht, das einfach Herrschende, die untersuchungslos gegebene, von der Natur und Gewohnheit gebildete, daher immer naive Norm, worin sich die Zeiten, die Völker, die Stände bewegen. Durch und durch modern macht er Irrgänge des Seelenlebens zu seinem Thema und fragt nicht, ob das Thema nicht mit der Einfachheit der gediegenen und zweifellosen Zustände der Menschen, in die er sie wirft, in schreienden Widerspruch trete. Seine Phantasie ist durch und durch auf das innerlich Verwickelte gerichtet und dem Einfältigen so fremd, so ätzend korrosiv, so geistig durchlöchernd, zernagend, durchbohrend, daß ein klaffender Bruch zum Vorschein kommen muß, wo er sich in antiken oder mittelalterlichen Lebensformen bewegt; da wird er also nothwendig im übeln Sinne modern. Hebbel hat sich durch

den Anschein eines Keims innerer Motiveverwicklung, den zwei uralte Sagen darbieten, verführen lassen, sie im Sinne eines maßlosen Anachronismus zu behandeln. Der eine dieser Stoffe ist die That der Judith. Diese naive epische Erzählung schraubt er in ein modernes Bewußtsein hinein, indem seine Judith, eine jungfräuliche Witwe, die ihr Mann von einer Vision der Zukunft geschreckt nie berührt hat, sich in eine Dreiheit widersprechender Gefühle verstrickt. Holofernes ist so ganz Mann und Held, daß sie den großen Feind, doppelt groß neben einem muthlosen Liebhaber, der sie belästigt, in die Ferne heimlich liebt, sie muß ihn aber hassen als den Feind ihres Vaterlands, und sie muß ihn doppelt hassen, weil sie ihn lieben könnte. Sie tödtet ihn nicht mehr aus reinem Patriotismus, sondern aus Privatrache, weil sie ihm ihren Leib hingegeben, und so muß sie sich in ihrer Heldenthat verdammen; sie hat sich vernichtet, indem sie das Vaterland rettete. Diesem Weibe gegenüber mußte auch Holofernes aus einem wilden assyrischen Feldhauptmann zu einem gewissen geistigen Bewußtsein hinaufgeschraubt werden; wie aus der jüdischen Witwe, die altertümlich stark ohne Zartheit sich von ferne kein Gewissen daraus macht, ihren Leib hinzugeben zur Rettung des Vaterlands, eine Zerrissene, so ist aus ihm ein aufgeblasener Frosch geworden. Schade um die gesunde Gröbe, um die heroische Gewissenlosigkeit des epischen Gebildes! In seinem zweiten Drama hat Hebbel die Sage von Genoveva bearbeitet; da zog ihn die Gestalt des Golo an, der nahe liegende Reiz, einen Charakter aus ihm zu machen, der sich im Kampfe der Pflicht mit der Glut der Liebe, mit jeder

Niederlage tiefer sinkend zu einem Vulkan ausbrennt, zu einem Ungeheuer aushöhlt. Dieser Zerstörungsprozeß ist mit Tiefe und Phantasie dargestellt, Genoveva ein herrliches Charakterbild, Sigfried mit ebensoviel Festigkeit der Charakterzeichnung durchgeführt, das Ganze ist reich an Stellen voll Schönheit, tiefer sittlicher Wahrheit und Geist, aber durchaus das einfache Sagenbild überwürzt und ein fremder moderner Geist, ein Bewußtsein, das mit den Sitten der Zeit im grellsten Widerspruche steht, hineingetragen. Andere Dichter fehlen im Sinne der eigentlichen Tendenz, indem sie ganz aus der Rolle fallen und deklamirend, predigend hinter den Coulissen hervortreten, sie setzen moderne Lichter auf, die nicht in den Zusammenhang des Stoffs gehören, einzelne Sentenzen, Reflexionen. Nicht in diesem Sinne unorganisch verfährt Hebbels Phantasie, sie bleibt in ihrem Zusammenhang, hält ihre Charaktere, ihren Schicksalsgang in straffer Spannung fest, verpfeffert und versalzt aber ihren ganzen Stoff, daß einem die Augen übergehen. Menschen, die zur Kirche und Beichte gehen, ins gelobte Land ziehen, sich von Hexen anführen lassen, brechen beim ersten Jammer in atheistische Verwünschungen aus, reflektiren, wissen ihr Inneres zu beschreiben, die Widersprüche ihres Gemüts darzustellen, als wären sie mit der ganzen modernen Literatur vertraut, und kein Mensch glaubt ihnen das Kostüm ihrer Zeit. Hier ist alles alkoholisirt, selbst das Hausgesinde Sigfrieds ist fuselhaft anbrüchig und verdorben. Der rührende legendenartige Schluß der Sage, der doch von ihrem Wesen gar nicht zu trennen ist, mußte natürlich wegfallen, und die Ungewißheit über das Loos der in den Wald gestoßenen Genoveva

wird zu einem Kompositionsfehler. Wenn wir trotzdem von dem Ganzen aussagen dürfen, daß zwar allgemeiner geistiger Anachronismus den Stoff entstellt, jedoch die Elemente der dichtenden Phantasie sich nicht, wie bei unseren Tendenzdichtern, in Absichtlichkeit zersetzen, so ist allerdings hinzuzufügen, daß es im einzelnen auch an solchem Häckerling nicht fehlt. Da ist ein Auftritt mit einem Juden, den Sigfrieds Gesinde mißhandelt, ohne allen Zusammenhang mit dem Gange des Stücks hineingeworfen, und wenn man sich gehörig besonnen hat, was der Dichter damit eigentlich wolle, so räth man vielleicht richtig, wenn man denkt, der Auftritt solle ein Bild geben von der allgemeinen Schuld der Zeit, wodurch das Mitleid mit den Qualen der Hauptpersonen ermäßigt werden könne; da tritt der tolle Klaus auf und vermittelt die Schonung der Genoveva durch die bestellten Mörder, ein symbolischer Kretin, ein allegorischer Simpel, ein tragischer Fex, ein Ahnungs-Trottel, von dem der Himmel ergrübeln mag, was er eigentlich da thut; da wird die alte Margarethe zu einer Naturphilosophin aufgestelzt, welche wahrscheinlich aus Schellings Abhandlung über die Freiheit des menschlichen Willens sich über das metaphysische Wesen des Bösen belehrt hat und statt einiger absurder Zauberformeln ihre dunkle Weisheit vorbringt.

Rechnen wir aber dem Dichter diese ersten Fehlgriffe nicht allzuhoch an, sein drittes Werk würde uns beschämen, wenn wir es thäten. Das Mißverhältnis zwischen Stoff und Behandlnng ist in der Maria Magdalena überwunden; es ist ein Stück aus unserer Welt, aus unseren Sitten, welches dieser geistreiche Maler moderner Seelenkämpfe hier zu seinem

Schauplatze genommen hat. Allerdings macht sich jedoch in anderer Weise ein Mangel an Sittenverständniß geltend; nicht die Kluft zwischen der naiven Sitte uralter Zeiten und moderner Psychologie, wohl aber die Kluft zwischen den Bildungsstufen der Stände ist, während sie doch gerade hier zu den wesentlichen tragischen Hebeln gehört, zu wenig verstanden. Wir werden davon noch reden, wenn wir erst die tendenziöse Absicht, welche der Dichter selbst aus diesem seinem neuesten Produkt zu seinem Nachtheil hervorblicken läßt, und welche, setzt man sie einmal voraus, jene Verkennung der Sitten zu einem doppelten Fehler macht, zur Sprache gebracht haben werden; zuerst aber wollen wir uns der großen Tugenden dieses Dramas erfreuen. Es ist ohne Frage ein produktives Werk, ein Werk das dadurch Epoche macht, daß es dem bürgerlichen Trauerspiel, das an der komödischen Kleinlichkeit seiner Motive und an der grobsinnlichen Abwägung der tragischen Gerechtigkeit hingesiecht war, einen neuen Geist eingehaucht hat. Hebbel hat sich dadurch ein ähnliches Verdienst erworben, wie Leopold Robert durch die Schöpfung einer neuen Genremalerei, welche von einem Geiste der Größe getränkt, durch ihn zum historischen Style erhoben worden ist. Ein Tischlermeister, Anton, ein schroffer, heimlich weicher und gemüthvoller, aber untraktabler und widerborstiger Ehrenmann, hat einen Sohn, Karl, und eine Tochter, Klara (der Titel Maria Magdalena ist sehr gesucht). Der Sohn ist von der Mutter verzogen, das Handwerk, der beschränkte Kreis des bürgerlichen Lebens, wo alles nach der Uhr geht, wo immer derselbe Tag weißen, grünen Kohl, Kalbfleischsuppe bringt, ist ihm entleidet, und unter

der Kirche geht er auf die Kegelbahn. Im Hause eines Kaufmanns wird ein Diebstahl entdeckt, der Verdacht fällt auf Karl, der an dem bestohlenen Schranke gearbeitet hat. Nun rächt sich an dem Vater sogleich die Schuld seiner Schroffheit, seines bürgerlichen Vorurteils. Er hat einen Gerichtsdiener bei einer früheren Gelegenheit tödtlich beleidigt, indem er ihn um seines Standes willen als infam behandelt und ihm seinen Rang beim Abdecker angewiesen hat. Dieser ersieht sich den Moment der Rache, stürzt dem Tischlermeister ins Haus, hält unter groben Beschimpfungen Haussuchung, behandelt den Sohn wie einen Überwiesenen und verhaftet ihn. Die Mutter, von schwerer Krankheit kaum genesen, fällt bei der grausamen Überraschung todt nieder. Dadurch ist der Tochter Klara die einzige Vermittlerin geraubt, der sie sich vertrauen, die ihr über eine schauervolle Klippe helfen könnte. Man hat sie mit einem Schreiber, Namens Leonhard, verlobt, einem gemeinen Subjekte, das aber solide Aussichten hat. Sie hat endlich, da ein braver junger Mann in seiner Studienzeit die gegenseitige Jugendliebe vergessen zu haben schien, mit jenem, dem weiblichen Herzen so natürlichen Trotze, der dem Treulosen zeigen will, daß man noch anderwärts Luft habe, und darüber das eigene Glück opfert, in diese Verbindung eingewilligt. Aber der Geliebte erscheint eines Tages wieder in seiner Vaterstadt, ist sogar bereits mit einem Amte, einer Sekretärstelle, bekleidet; sie erblickt ihn, der Bräutigam bemerkt ihre Verstörung, in einem unbelauschten Augenblicke fordert er in der Wuth der Eifersucht, als Probe ihrer Treue, das Opfer ihrer Unschuld, sie, „um ihm, um sich selbst zu beweisen, daß es

nicht so sei, oder um's zu ersticken, wenn's so wäre," giebt sich ihm hin, und ein Dämon will, daß das vom Zorn und von der Verzweiflung verfrühte Brautfest dem Leibe der Unglücklichen wie zum Hohne eine todbringende Frucht des unseligen Augenblicks aufbürdet. Aber nicht genug; der Schuft, der schon darum gern wieder gebrochen hätte, weil Klara's Vater eine Summe von tausend Thalern, die er bei ihm vermutete, einem früheren Wohlthäter geschenkt hat, der nun selbst in der äußersten Noth zum Selbstmorde zu schreiten im Begriff war, erfaßt den Augenblick, da durch Karls Verhaftung Schande über die Familie kommt, Klara den Absagebrief zu schreiben. Nun steht die Rathlose, Mutterlose, dem schroffen Vater gegenüber, der in verzweifeltem Humor, ohne von ihrer Lage zu wissen, die wilde Rede ausstößt, es fehle nichts mehr, als daß die Tochter zur Dirne werde, da der Sohn ein Dieb sei, und ihr verspricht, daß er in dem Augenblicke, wo man mit Fingern auf sie deuten werde, „sich" — (mit einer Bewegung an den Hals) — „rasieren werde". Es fruchtet nichts mehr, daß Karls Unschuld an den Tag kommt; seine grundlose Verhaftung war nur der Hebel, den harten Vater in die Stimmung zu versetzen, welche der Tochter zeigte, daß hier keine Vermittlung, kein Geständniß, keine Ausgleichung möglich und daß für sie kein Rath sei, als entweder von dem Elenden zu erbetteln, daß er ihr die Hand wieder reiche, oder sich mit ihrem Geheimniß zu begraben, um das theure Leben des Vaters zu retten. Ihre Verzweiflung voll zu machen, erscheint der Jugendgeliebte, bittet um ihre Hand, erräth aus ihren gebrochenen Seufzern, was geschehen ist, ruft aus: „darüber

kann kein Mann weg! Vor dem Kerl, dem man ins Gesicht spucken möchte, die Augen niederschlagen müssen?" und verläßt sie mit einem dunkeln Vorsatz. Klara stürzt zu dem treulosen Leonhard, ihr Flehen prallt an seiner gemeinen Seele unerhört ab, sie kehrt entschlossen nach Hause zurück, und findet hier ihren Bruder, der aus seiner Haft entlassen und entschlossen ist, als Matrose auf die See zu gehen, vorher aber den Gerichtsdiener zu ermorden; er bittet sie um ein Glas Wasser, sie benützt diese Gelegenheit, ihrem freiwilligen Tode den Schein der Zufälligkeit zu geben, denn nur so kann sie den Vater von Schande und Selbstmord retten, und stürzt sich in den Brunnen. Meister Anton ist eben in sein Zimmer getreten, mit einer tödtlichen Wunde schleppt sich der Sekretär herein: er hat Leonhard gezwungen, sich mit ihm im Walde zu schießen, hat ihn erschossen, ist aber auch von ihm zum Tode getroffen worden. Man ist inzwischen besorgt geworden, daß Klara so lange ausbleibt, Karl sucht sie und stürzt mit der Nachricht herein, daß man sie todt im Brunnen gefunden. Der Vater, der unterdessen vom Sekretär das unselige Geheimniß vernommen hat, ist in diesem furchtbaren Augenblicke, trotz den Vorwürfen des letzteren, daß er durch sein hartes Wort sie auf den Weg des Todes hinausgewiesen habe, konsequent genug, auszurufen: Klara habe ihm nichts erspart, man habe es (ihren freiwilligen Tod, der die Schande verrathe) gesehen, und während der Sekretär, indem er ihrer Leiche, die man hereinbringt, entgegen gehen will, zusammenfällt, bleibt er sinnend mit den Schlußworten stehen: „ich verstehe die Welt nicht mehr."

Dieser trockene Abriß, den ich deswegen geben zu müssen glaubte, weil entstellende Skizzen durch die Zeitungen sich verbreitet haben, und nicht jeder das Buch zur Hand oder Gelegenheit hat, eine Aufführung zu sehen, giebt freilich keine Vorstellung von der ergreifenden, hinreißenden Energie dieser Komposition. Zuerst muß ich die künstlerische Technik der dramatischen Bewegung preisen. Sie ist durchaus im wahren und echten Sinne spannend, sie schreitet, jedes Herz packend und schüttelnd, in gemessenem Gange durch die beschleunigenden und retardirenden Momente, gründlich entwickelnd und doch sparsam, knapp, kurz, von der Exposition durch die Verwicklung zur tragischen Katastrophe fort. Insbesondere bedient sich der Dichter eines Mittels, das seine starke Wirkung hier so wenig verfehlt, als in der antiken Tragödie: er setzt eine Thatsache als geschehen und motivirt sie, erklärt sie erst allmählich im Verlaufe. Klara ist bereits gefallen, wie sie auftritt; wir erschließen es aus ihrem ersten Gespräche mit Leonhard, wir bekommen einiges Licht, um das unwiderruflich Geschehene begreiflich zu machen, aber noch nicht zur Genüge; erst später in der Szene mit dem Sekretär geben uns ihre abgebrochenen Geständnisse vollen psychologischen Aufschluß. Ebenso erfährt man wie zufällig erst später, warum der Gerichtsdiener so boshaft und rachsüchtig auftritt, Klara erzählt dem (bestohlenen) Kaufmann Wolfram, wie ihn ihr Vater einst beleidigt, und nun erst wissen wir die Worte, die jener bei seinem Eintritt ausstößt, zu deuten. Dieser analytische Gang sichert dem Dichter an festem Bande die volle Teilnahme des Zuschauers; wir stehen wie vor einem Gemälde, wo aus überdeckendem Schleier

bedeutende Gestalten noch halbverhüllt hervorsehen, wir können kaum erwarten, bis man uns Schritt vor Schritt das Dunkel von dem Bilde hinwegreibt, und erst der letzte Augenblick des Schauspiels ist es auch, wo alles klar wird. Es handelt sich aber hier nicht von einem bloß technischen Kunstgriff; dieses Rückwärts im Vorwärts ist zugleich geistiger, ethischer Schicksalsgang, und wie das Unglück vorwärts schreitet, wird auch die Schuld klar. Hier waltet kein rohes Schicksal, das die stumpfe Thräne grobsinnlichen Mitleids mit mißhandeltem Edelmuthe erpreßt; alle tragen im Leiden ihre Schuld ab, die Mutter ihrer allzunachsichtigen Liebe gegen den Sohn, der Vater die Schuld seiner stachlichten, schroffen, unzugänglichen Ehrenhaftigkeit; die Tochter ihrer verzweifelten Selbstwegwerfung aus Ungeduld des Herzens, das sich vom Geliebten getäuscht glaubt, der Sohn seiner ungeordneten Sitten, die einem schmählichen Verdachte Recht zu geben scheinen, der Sekretär seiner gewaltsamen That, wodurch er „sich von einem, der schlechter war als er, so abhängig machte", und Leonhard ohnedieß wird hingeschleudert, wie es ihm gehört. Die Organe dieser Handlung aber sind eben so viele Beweise eines Geistes, der in der Charakterzeichnung wahrhaft bedeutend genannt werden muß. Insbesondere ist Tischler Anton ein mit Meisterhand entworfenes Original eines mürrischen Ehrenmannes; „ich bin so wenig wie er als ein borstiger Igel zur Welt gekommen, aber ich bin nach und nach einer geworden. Erst waren all die Stacheln bei mir nach innen gerichtet, da kniffen und drückten sie alle zu ihrem Spaß auf meiner nachgiebigen glatten Haut herum, und freuten sich, weil ich zusammenfuhr, weil die Spitzen

mir in Herz und Eingeweide drangen. Aber das Ding gefiel mir nicht, ich kehrte meine Haut um, nun fuhren ihnen die Borsten in die Finger und ich hatte Frieden.“ Kurz, knapp, grob, sarkastisch, sein Herz und seine Rührungen schamhaft verbergend, ist er in jedem Zuge aus einem Guß, und insbesondere fehlt es nicht an jenen schlagenden Zügen, wodurch sich ein Charakter einmal für immer mit scharfem Stempel ausprägt, wie z. B. in dem Momente, wo der Sekretär ihm die Hand reichen will und der undurchdringlich Unerweichliche beide Hände in die Taschen steckt. Mit wenigen Worten, wie man den Nagel auf den Kopf trifft, spricht er das Prinzip seines Lebens, den Schlüssel zu der Nothwendigkeit der ganzen tragischen Katastrophe aus: „Alles, Alles kann ich ertragen und hab's bewiesen, nur nicht die Schande! Legt mir auf den Nacken, was ihr wollt, nur schneidet den Nerv nicht durch, der mich zusammenhält.“ Auch der nichtsnutzige Karl ist trefflich charakterisirt. In Leonhard ist die nackte Gemeinheit mit einer Naturwahrheit hingestellt, von welcher man zweifeln kann, ob sie poetisch erlaubt ist. Er ist kein Bösewicht, nur ein niederträchtiger Schreiber. Ich lasse es dahingestellt, ob man einen solchen Grad von Häßlichkeit, die sich nicht in die Furchtbarkeit des Bösen auflöst, zulassen will. Klara ist natürlich mehr Gefäß des Leidens, als Charakter, erhebt sich aber, je mehr ihr Leiden steigt, desto mehr zum Adel des letzteren. Ebenso stark aber wie in Charakteren ist Hebbel auch in den einzelnen Stimmungen. So ist z. B. der furchtbare Kontrast des „festgenagelten Sonnenscheins“, der goldig auf der Straße liegt und alle Wesen zur Freude ruft, gegen die Verzweiflung

Klara's, mit einem Gefühle für das Verhältniß menschlicher Seelenzustände zur äußeren Natur ausgesprochen, das die tiefste Kenntnis des menschlichen Herzens und Lebens verräth; so ist es aus der Tiefe der menschlichen Seele gesprochen, wenn Meister Anton, nachdem die Verhaftung Karls sein Haus in Schmach gebracht, zu einem Holzhändler ins Gebirge geht, der noch nichts vom Vorfall weiß und wo ihn kein Auge sieht; so ist es ein Zug von treffender Wahrheit, wenn Leonhard, da er vom Sekretär zum blutigen Gange fortgeschleppt wird, ein Trinkglas vom Tische stößt und in Todesahnung spricht: „soll ich denn nicht mehr trinken?"

Ich enthalte mich, dieses so wohl abgewogene, so ökonomische und ebendarin so energische Seelengemälde weiter in seinen einzelnen Schönheiten zu verfolgen, und eile zu dem Punkte, worin diesem Meisterwerke eine Beziehung gegeben worden ist, die ihm zum Nachtheile gereicht. Man ist, wie ich zu Anfang sagte, jetziger Zeit nicht zufrieden, von einem Kunstwerke zu rühmen: es ist gut, es bereichert seine Gattung, giebt ihr einen neuen Schwung, erfreut, erschüttert, erhebt die Menschenherzen, nein, es muß heißen: es ist absolut modern, es begründet eine absolut neue Epoche und zwar nicht nur in der Kunst, sondern im Leben selbst, es macht Geschichte, es schlägt dem Faß der veralteten Welt den Boden aus, kurz es ist messianisch. Man kann dem Dichter, dem Künstler kein größeres Unrecht thun, als wenn man sein Werk, vorausgesetzt, es sei an sich unbefangen, in diesen befangenen und stoffartigen Gesichtspunkt des Interesses rückt; wer diesen Standpunkt für den rechten hält, verderbt sich den Genuß, wer seine Schiefheit kennt, faßt

ein Vorurtheil. Wie aber, wenn sich der Dichter selbst dieses Unrecht thut? Wenn er, nicht zufrieden, etwas Gutes zu machen, ihm noch Tendenz, Absichtlichkeit aufklebt? Wir wollen sehen, ob unser Mann dieses Unrechts gegen sich selbst zu beschuldigen ist oder nicht. Ich hatte mir, als ich dieses Drama las (denn der Genuß, es aufführen zu sehen, war mir bis jetzt versagt), das tendenziöse Halloh, womit man es ausgetrompetet, bald aus den Ohren geschafft; ich las von Szene zu Szene fortgerissen weiter und hatte, bis ich zu den Schlußworten gelangte, den reinen Eindruck einer einfachen, menschlich allzeit wahren Grund-Idee, der Idee: beschränkte und schroffe Ehrenhaftigkeit macht die Verstrickung weiblichen Herzens in eine sühnbare Schuld unlösbar, richtet bei der ersten Schwierigkeit ein ganzes Familienglück zu Grunde. Ich war mit diesem Inhalte befriedigt, ich brauchte nichts weiter. Nun kamen aber die Schlußworte: „ich verstehe die Welt nicht mehr." Dahinter steckt etwas, hatte ich mir nun leicht sagen; aber was? Was ist denn nach der Lehre dieses Dramas anders in der Welt geworden als sonst, welches anders Gewordene kann dieser Meister Anton nicht begreifen? Also nicht überhaupt durch seine untraktable Art, nicht durch den allzurauhen Pelz bürgerlicher Familienehre, den er sich angelegt, richtet er sich und die Seinigen zu Grund, sondern der Dichter will mit engerer Beziehung zeigen, daß solche Art von Ehrenhaftigkeit nicht mehr an der Zeit, daß in diese Familie etwas Modernes eingebrochen sei, was der rauhe Mann verstehen sollte und nicht versteht, weil er einer veralteten Zeit angehört? Nun stieg mir ein Regiment von Fragen auf, wo denn das eigentlich sitze, ich

kam ins Reflektiren, Zweifeln, Grübeln, der reine poetische Eindruck kam mir (und gewiß nicht mir allein) in diesem Verstandes-Prickeln und Fragen geradezu abhanden, ich mußte die Schlußworte wegdenken, wenn ich ihn bewahren sollte. Ich gieng nun, um in's Reine zu kommen, an das Vorwort. Ich gestehe, ich hatte mir's ersparen wollen, das zu lesen. Ich schenkte dem Dichter seine Kunstphilosphie; es macht mich, wie Jeden, der da weiß, daß Produktion und Spekuliren über Produktion sich in Einem Subjekte nicht vertragen, mißtrauisch, wenn mir der Künstler ästhetische Abhandlungen mit in Kauf gibt. Hebbel scheint freilich anderer Meinung, er scheint sogar eine Vereinigung von Philosophie und Poesie zu träumen und gibt davon eine Probe in den Widmungsstanzen an Se. Majestät, den König Christian den Achten von Dänemark, und was für eine! So etwas Verzwungen- verzwickt- verzwackt- vertrakt- vernörkelt- verschroben- Zahnausbrechendes ist mir noch nie vorgekommen, und schwer entschloß ich mich, das Büchlein, das ich im billigen Unmuth über diese Zumuthung an die Wand geschleudert, wieder aufzunehmen. Versöhnt durch das Drama, aber gereizt, die engere Zeitbedeutung, die sein Schlußwort anregt, zu finden, wagte ich nun die Zähne, die ich mir an jenen Versen noch nicht ausgebissen, an das Vorwort. Es mag viel Gutes und Wahres darin sein, aber ein Schelm bin ich, wenn ich es noch weiß, wenn ich es unter dem Mühlegeklapper dieses beispiellosen Deutsch, dieser erstickenden Perioden nicht rein vergessen habe. Im Drama selbst hat der Dichter glücklicherweise einen andern Menschen angethan; und dieser Unterschied des Styls erinnert zu seinem

Vortheile an die Menschen, die keinen ordentlichen Satz zu Stande bringen, wenn sie schreiben, und denen plötzlich das Organ des Ausdrucks gelöst ist, wenn sie sprechen. Nur hat er hier, wie aus Sorge, daß er nicht wieder in jenes Geschleppe gerathe, aus Bestreben, die Zufälligkeit der natürlichen Rede zu treffen, häufig die Sätze zu sehr gebrochen, coupirt, zerhackt, und seine Prosa wirkt dadurch oft wie Brennesselstiche auf die Haut, was wieder die eigenthümlich fressende und beizende, alles Naive zerstoßende Art dieser Phantasie sehr spezifisch charakterisirt. Dennoch geräth er auch hier mitunter wieder in eine syntaktische Gewissenhaftigkeit, in der er meint, einen schon gebrochenen Satz wieder regelrecht auffassen zu müssen, und wodurch denn Ungeheuerchen zum Vorschein kommen, wie folgendes: „mir kam das kleine lächerlich runde Gesicht des Gecken, ich bin erbittert auf ihn, ich verhehle es nicht, er hat mir lange genug bei dir im Wege gestanden, mit dem Walde von Haaren, der es in der Mitte durchschneidet, wie ein weißes Kaninchen vor, das sich hinter den Busch verkriecht.“ Ähnlich S. 113 unten. Da thäte es ja Noth, der Nachsatz oder der Vordersatz ließe ausschellen: es ist auf dem Wege durch mehrere Zwischensätze ein Vordersatz (Nachsatz) verloren gegangen, der redliche Finder möge ihn gegen ein Douceur abliefern! S. XLI nun schien mir ein theilweises Licht über jene im engern Sinn moderne Bedeutung des Drama's aufgesteckt zu sein, wo der Verfasser sagt, die innern, ihm allein eigenen Elemente des bürgerlichen Trauerspiels seien die schroffe Geschlossenheit, womit die aller Dialektik unfähigen Individuen sich in dem beschränktesten Kreis gegenüberstehen, und die

hieraus entspringende schreckliche Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit. Ganz scheint mir, sieht man einmal das Trauerspiel auf Tendenz an, damit nicht ausgesprochen zu sein, was der Dichter seiner Zeit poetisch vortragen wollte, es ist wohl eine Andeutung, die absichtlich nicht Alles sagt; nur auf das Schicksal Klara's kann der Wink gehen, es liegt ja aber außerdem das Verhältniß des Vaters zum Sohne Karl vor. Nehme ich dieß dazu, so scheint sich mir folgender Gedanke zu ergeben; der bürgerliche Familiengeist soll bewußter, flüssiger, denkender, liberaler werden; in unlösbare tragische Knoten verstrickt er sich, wenn er im düster strengen Geiste, den er aus dem Mittelalter überkommen hat, die Söhne mit eiserner Strenge zum Berufe und der alterthümlich beschränkten Sinnesweise der Väter anhalten will, wenn er bei dem ersten Schatten, der auf die Familienehre fällt, in schroffem Zorne nicht mit sich sprechen läßt, nicht die Geduld, Zugänglichkeit, Leichtigkeit hat, entlastende Aufklärung, Lösung abzuwarten, herbeizuführen, wenn er durch Stolz und Vorurtheil diejenigen, die ihm gefährlich werden und die Lage verschlimmern können, noch reizt (wie Anton den Gerichtsdiener); noch furchtbareres Schicksal aber zieht er über seinem Haupt zusammen, wenn er in abstraktem Ehrgefühl keine weibliche Schwäche verzeihen kann, dem gefallenen Kinde nicht Raum, nicht Luft zum Geständniß läßt wenn er, wo Mitleid, wo Hilfe nöthig ist, statt zu fragen: dich drückt etwas, armes Kind, fürchte dich nicht, gestehe es dem Vaterherzen, abschreckend droht, wenn er dadurch jede Ausgleichung, jede weise Vermittlung, jede kluge Verhüllung vorneherein abschneidet. Wäre nun diese Lehre die Absicht

des Dichters, oder richtiger, da wir hier die Frage über den Unterschied zwischen der Idee eines Kunstwerks und didaktischer Absicht noch ganz bei Seite lassen wollen, soll dieß der Inhalt seines Drama's sein, so müßte darin allerlei vorkommen, was theils anders, theils gar nicht vorkommt. Der Sohn Karl müßte auf berechtigte Weise, im Sinne bewußterer Bildung, wie die neuere Zeit auch dem Gewerbsstand solche zuführt, über die Beschränktheit seines Standes hinausstreben, der Vater müßte mit alterthümlich finsterer Strenge diesem Streben sich entgegenstemmen. Allein dieß ist ja nicht so; dieser Sohn ist ein von der Mutter verzogenes, freches, lumpiges Bürschchen, dem in guter alter Weise der Farrenschwanz recht sehr zu wünschen wäre. Wollte er, statt in die Kirche zu gehen, ein gutes Buch lesen: wohl, der Vater wäre dann mit seinen altkirchlichen Bedürfnissen gegen ihn zu keiner Härte berechtigt, aber er geht statt zur Kirche zur Kegelbahn, zum Spieltisch, und das wahrlich ist nicht die neue Welt, welche zu verstehen wir dem Vater zuzumuthen hätten. Wollte er seinen Stand verlassen und etwa ein Kaufmann, ein höherer Techniker werden, in die weite Welt ziehen, und der Vater versagte es ihm, so wäre dieser im Unrecht; allein er will einen Mord begehen, und dann als Matrose das Weite suchen: dagegen ist ja wahrlich die gute alte Sitte ebenfalls im vollen Rechte. Was nun das wichtigere Schicksal, das der Tochter, betrifft, so wäre eine moderne Frage über die Bildungs- und Gefühlsweise der Stände dem Zuschauer näher gelegt, wenn etwa Vater (und Mutter) die Tochter mit Strenge von einer Verbindung mit dem Sekretär, weil sie über ihren Stand wäre, abgehalten und

zur Verlobung mit Leonhard gezwungen hätten. Zwar sehr bezeichnend für den Zweck der vorausgesetzten Idee wäre dieß nicht einmal; denn das könnte doch wohl auch dem Handwerksmann von altem ehrenfestem Schlage einfallen, sich aus einer Verbindung seiner Tochter über ihren Stand eine Ehre zu machen, und überdieß ist ja auch Leonhard kein Handwerker, sondern gehört selbst zum sogenannten Herrenstand. Allein abgesehen davon, der Vater hat sie nicht gezwungen, die Mutter hat ihr nur zugeredet, und zwar, wie es scheint, mehr wegen der größeren Sicherheit der Aussicht; es ist vom Dichter selbst kein Gewicht auf den Punkt gelegt. Nun aber die Hauptsache, die schroffen Drohungen des Vaters, die jedes Geständniß, jede Ausgleichung abschneiden: gut da sitzt der Hauptknoten, nur finde ich darin nicht ein so modern bezeichnendes, auf einen Wendepunkt der Zeitbildung hinweisendes Moment; erstens nicht in Beziehung auf einen gewissen Stand und eine durch die moderne Zeit demselben als solchem ausdrücklich gestellte Aufgabe: denn ebenso schroff, ebenso untraktabel im Ehrenpunkt wird jeder Vater auftreten, der von herbmännlichem, hausväterlich strengem und polterndem Charakter ist, sei er nun Tischler, Soldat, Edelmann, Geistlicher oder was Anderes. Es gibt allerdings Stände, welche durch ihre geistigere Bildungsweise dem Charakter mehr Elastizität, Flüssigkeit, Ausgleichungsfähigkeit für tragische Verwicklungen geben; ein wissenschaftlich, humanistisch gebildeter Vater wird seine Tochter im schlimmsten Falle nicht durch so schreckende Drohungen zum Äußersten drängen. Solche weichere, traktablere Väterlichkeit fordert auch allerdings die Bildung im Allgemeinen,

und da es eine solche für die europäischen Völker im gewissen Sinne erst in der neueren Zeit giebt, so können wir statt Bildung sagen: der moderne Geist. Aber ich kann für's zweite auch, abgesehen von der besonderen Standesfrage, die allgemeine Hinweisung auf eine solche Forderung der Zeit nicht für etwas so spezifisch Modernes halten; denn doch nicht erst von gestern ist diese Forderung, nicht so ausdrücklich erst jetzt ist sie aufgetreten, daß ein Drama, das da zeigt, wie eine Familie durch strengen und herben Geist der Ehre untergeht, während sie durch mildere Humanität zu retten war, darum so gar fürchterlich modern, so überaus zeitgeschichtlich Epoche machend, umwälzend, messianisch wäre! Nein, dieses Drama ist im Geiste seiner Zeit nur ebenso gedichtet wie jedes gute Drama, und es ist nicht sein Mangel, sondern sein Verdienst, daß es aus moderner Tendenz — bis auf die prickelnden Schlußworte, die ich weit hinwegwünsche — keinen besonderen Lebtag macht. Hebbel ist zu gut zur Tendenz; er ist voll Tendenz im guten Sinne, wenn man das Tendenz nennen darf, daß er ein Inneres, das vom Geist der Gegenwart erfüllt ist, unabsichtlich in die Werke seiner Phantasie niederlegt, er ist zu gut, um ihnen noch zum Überfluß den Hieb der eigentlichen, der absichtlichen Tendenz zu geben. Ihn hat nur das Feuerjoh unserer Literatur verführt, daß er in seiner Vorrede uns ausdrücklich sagen zu müssen meint, was sich von jedem echten Gedichte von selbst versteht, auch die seinigen seien Opfer auf dem Altar der Zeit. Aber das reicht hin, ihn redlich zu warnen, daß er auf diesem Weg nicht weiter gehe, denn da liegt die Prätension und statt der Poesie die Rhetorik und die Doktrin.

Noch etwas aber muß ich sagen, was ich als einen Mangel dieses Drama's ansehe, mag es nun betrachtet werden, wie es will, mag es für die bürgerlichen Stände oder für den Familiengeist überhaupt eine besondere Lehre enthalten oder nicht, was aber freilich ein doppelter Mangel ist, wenn man den vom Verfasser im Vorwort aufgestellten Standpunkt einnimmt: das Leben einer solchen, vom herben und beschränkten bürgerlichen Ehrengeiste beherrschten Familie ist in seinen Formen ganz falsch dargestellt. Diese Leute sind nicht naiv, nicht wortarm, stumm, geistig gebunden, wie altmodische Bürgersleute, es tritt auf lästige Weise der schon gerügte Mangel an Sinn für die Sitten hervor. So spricht keine Bürgersfrau, so kein Schreinermeister, so sprechen sie nicht, wenn man auch zehnmal das Recht und die Pflicht der Poesie, Alles zu verklären und zu erhöhen, in Rechnung nimmt. Kein Mensch wird diesen Leuten glauben, daß sie nicht lesen können, aber sehr gern Jeder, daß sie — horribile dictu! — Thee trinken. Ein Biedermann, der den ganzen Tag hobelt, soll Abends mit der schweren Faust die Theetasse zum Munde führen! Es ist möglich, ich weiß es nicht, daß da, wo der Dichter zu Hause ist oder sich aufhält, die Handwerker Thee trinken, aber da darf man dann gewiß auch nicht den groben ehrenfesten Geist alten Bürgercharakters suchen: der wurzelt in solideren Stoffen, in Habermark, Sauerkraut mit Schweinefleisch und Gerstensaft. Wäre ich ein Schalk, so würde ich sagen: der Dichter wollte zum warnenden Beispiele für alle guten Bürgersleute zeigen, welche Zerrissenheit in einer Schreinerfamilie entstehen könne, die Thee trinkt! Hebbel kann doch wohl nicht meinen, das

Bild der Bürgersitte sei durch die paar Beispiele der Hausordnung erschöpft, welche wir von Karl, da er vom Gefängniß zurückgekehrt ist, vernehmen; das kommt zu spät, nachdem wir Mutter und Tochter wie ein Buch haben sprechen hören, nachdem wir den kaustisch-pointirenden Vater kennen gelernt haben. Vom Letzteren besonders habe ich hier noch zu sprechen. Ich wiederhole mein Lob dieses trefflichen, originalen Charakterbildes, aber beschränken muß ich dieß Lob, wenn ich nun Bildungsstufe, Sitte, Form des Bewußtseins strenger berücksichtige, wohin dieser Mann seinem Stande nach gehört. Er ist für einen schlichten Tischlermeister gleich Anfangs zu zerrissen, zu sehr verbildeter, spleenetischer Engländer. Ein Zug für viele: Leonhard ist Kassier geworden, Meister Anton weiß es schon und sagt, wie er zu dieser Neuigkeit gekommen: „Ich hörte, als ich in der Dämmerung zum todten Müller ging, ein paar von seinen guten Freunden auf ihn schimpfen. Da dachte ich gleich, der Leonhard hat gewiß den Hals nicht gebrochen. Im Sterbehause hörte ich das Nähere vom Küster, der eben vor mir gekommen war, um die Witwe zu trösten und nebenbei sich zu betrinken." So schwarz lernt kein gesunder Mensch sehen, der an der Hobelbank schwitzt, früh zu Bette geht und früh aufsteht; er verderbte sich denn bei der harten Arbeit Magen und Verdauung mit Theegesöffe; an einem so ätzend-finstern Humor läßt sich kein Beispiel der traurigen Folgen allzu breitschultrigen, polternden, strengen Ehrgefühls aufstellen. Mürrisch sein und hypochondrisch, misanthropisch, zerrissen, blasirt sein ist zweierlei. Man verfolge diese Szene mit Leonhard weiter, und man wird mein Urtheil noch mehr bestätigt fin-

den. Ich wiederhole daher: Hebbels Phantasie schafft organisch Charaktere und Schicksale, aber zerfrißt und durchbeizt alles Naive, Unmittelbare, Sinnliche; bei Andern löst sich durch den modernen Pfeffer alles organische Bilden von Gestalten in Absichtlichkeit und Doktrin auf, Hebbel geräth nur bisweilen und nachträglich in diese Desorganisation, er gibt ganze Gestalten, aber sie sind anbrüchig von einem fressenden durchnagenden Geiste, wie Schinken, der vom Salpeter durchlöchert ist; er wird sich hüten müssen, daß sein Wildbret, so nah an der Grenze, nicht ganz in Auflösung übergehe.

Man hat Anstand genommen an der „interessanten Lage", worin sich Klara von Anfang an befindet, man hat theils tugendhaften Anstoß darin gefunden, theils haben sich Reisende, die in Zitz machen, gezupft und in die Ohren geraunt, wie pikant das sei. Unsere Zeit hat einmal die versessene Neugierde der heimlichen Sinnlichkeit. Wir finden uns nicht bemüßigt, dem gebildeten Publikum zu predigen, daß Alles erlaubt sei, was künstlerisch nothwendig ist, und daß wahrhaftig selbst die moralisierendste Moral zufrieden sein könnte, wenn ein sinnlicher Casus zu so tragischem Ende führte; die schleichende Geilheit der Frivolen, seien es nun die moralisch oder die unmoralisch Frivolen, sieht vom Fortgang und Zusammenhang ab und verbeißt sich in die Vorstellung: da tritt ein schwangeres Mädchen auf. Wer kann auf dieses Volk Rücksicht nehmen! Will Jemand sehen, was dem Künstler erlaubt sei, was nicht, der vergleiche diesen Fall mit einem andern in der Judith desselben Verfassers. Diese tritt unmittelbar, nachdem sie sich dem Holofernes hingegeben, schwankend und bleich, noch zitternd von widerwilliger Wollust aus dem Gemache. Zwar auch dieß ist nur Mittel, um Weiteres

anschaulich zu machen, wie sich nämlich ihr sittlicher Zorn in doppelter Kraft erhebt; allein man sollte ein Weib in diesem Augenblick, diesem unmittelbar an das Sinnlichste erinnernden Zustand nicht auf den Brettern sehen; vernehmen darf man davon, die Anschauung aber verletzt wirklich die Scham, und zwar auch die ästhetisch unbefangene.

Mit diesen allgemeinen Zügen glaube ich ein Bild dieser bedeutenden Dichterkraft gegeben zu haben. Was sie uns immer noch schenken mag, so viel wird man aus dem Geleisteten schließen dürfen, daß sie auf ein gewisses Gebiet beschränkt bleiben wird, auf die Stoffe nämlich, die sich vorzüglich zu psychologischer Entwicklung eignen. Auch das Gebiet der öffentlichen That, das politische, fordert von der modernen Kunst psychologische Verfolgung in die Tiefe des inneren Ursprungs, der inneren Entwicklung der Motive, allein es fordert auch einen Geist, der von diesem verborgenen Ursprung den Strom des Willens mit gediegener, ungebrochen sinnlicher Kraft rasch herausführt ins offene Feld, in die massigen Kämpfe der Geschichte. Uns thut wohl psychologische Dialektik der Seelenkämpfe des sozialen Lebens im kräftigen Dichtergebilden Noth, aber uns thut noch mehr Noth die starke muskulöse Gröbe der That und Geschichte, die große, die ganze sittliche Natur, die mit starker Faust in's Leben greift. Der Dichter für diesen Stoff soll uns noch geboren werden, kann uns, ehe im Leben selbst Vieles anders geworden ist, so schnell nicht kommen; inzwischen aber nehmen wir dankbar die Geschenke jener Talente an, welche den Boden, worauf das Privatwohl der Persönlichkeit, der Familie, das Wohl der Stände, der Gesellschaft seine Kämpfe führt, mit scharfem Eisen durchfurchen.

Rede

zur

hundertjährigen Feier der Geburt Schiller's

am zehnten November 1859 in der St. Peterskirche zu Zürich.

(Zürich, Druck und Verlag von Orell, Füßli und Comp. 1859.)

Wohl ist es dieses ernsten Raumes nicht unwürdig, daß wir in ihm das Andenken eines Dichters feiern, der mit seinen reichen Kräften treu dem Unendlichen gedient hat. Sind doch diese Hallen nicht gewohnt, anderes, als lebendiges Wort zu vernehmen; ja auch die Geister jener ernsten Männer werden uns nicht zürnen, die einst hier und in Deutschland den Glauben gereinigt haben. Wenn ich sie mir vorstelle in verklärtem Kreise versammelt, die Luther, die Zwingli und wer mit ihnen wirkte, wenn ich dann mir denke, wie unsers Schiller geistige Gestalt zu ihnen herschwebt: o, sie stoßen ihn nicht zurück, sie drücken ihm freundlich die Hand! Wohl klang es anders bei dir, als bei uns, so sagen sie; wir mit gestrenger Mahnung, du mit heitern Dichterfarben, aber doch: wie wir, so hast du gearbeit, daß nichts Fremdes sich dränge zwischen den Menschen und seinen Urquell.

Und wohl ist es recht, daß wir den großen deutschen Dichter feiern in diesem Lande, das er verewigt hat. Den Gedanken der höchsten Güter der menschlichen Gesell=

schaft und das Bild der Schweiz hat er im Bewußtsein aller Menschen für immer verknüpft. Wer Freiheit, unbefleckten Kampf für freie Ordnung, worin alles Große und Gute blühen kann, wer das denkt, dem schwebt von nun an die Tellsplatte und das Rütli, dem schweben die silbernen Gletscher, die glühenden Alpenhäupter vor, und wer diese schaut oder dieser gedenkt, dem lüftet sich die Brust, dem tritt die Losung: Sieg über Gewaltherrschaft in Geist und Herz.

Daß nichts Fremdes sich dränge zwischen den Menschen und seinen Urquell, daß der Mensch sein eigen sei und frei aus sich zum Ewigen sich erweitere, dafür brannte in dieser Brust ein nie erkaltendes heiliges Feuer. Ja, das ist sein innerstes Wesen; eine Feuernatur ist er, ein Mensch, in dem jene Flamme des Einen, Unbedingten, — nennen wir es Überzeugung, Gewissen, Wille —, die in uns Allen leuchtet, stärker und stetiger brannte, als in unzähligen Andern, die da namenlos bleiben; eine unentwegte Begeisterung, ein Stolz des innern Menschenadels, eine herzliche Verachtung alles dessen, was als dumpfe Sinnlichkeit den Menschen in die Tiefe zieht, was ihn als Wahn blendet, was ihn als Kleinlichkeit zersplittert, und gar dessen, was ihn als Gewalt will zwingen und zum Knechte machen. Und wie sein Wille stark war, die innere Gluth zu hüten, mit dem edelsten Inhalt zu nähren, so stark war sein Glaube, daß dem die Welt nicht widerstehen könne, daß dem Großen und Edeln der Sieg gehöre in der Geschichte der Völker. Weit hinter ihm, — so rief der Freund ihm nach —

Weit hinter ihm in wesenlosem Scheine
Blieb, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme!

Ja, das ist ein Mensch, straff, gespannt, kämpfend, ringend, strebend, unablässig fortschreitend, sich erneuend; lang von Noth verfolgt und heimatlos irrend, nie weich gebettet, früh gebrochen an Leibeskraft und doch immer frisch, dem gedrückten Nerv Schwung abzwingend, — ein Mensch, an dem Tausende sich aufgerichtet haben und Tausende sich aufrichten werden. Er ist der Liebling der Jugend, weil er selbst jung, männlich und doch jung ist. Wir treten in die Mannesjahre, die Erfahrung droht uns einen Ring von Eis um's Herz zu legen, uns will zu Muthe werden, als ob nur Gewalt und List, Gold und Jagen nach Gold die Welt beherrschen, es kommt eine Zeit, wo wir meinen, uns von ihm abkehren zu müssen, weil man bei ihm die Welt nicht finde, wie sie sei; aber wir werden noch reifer, wir kehren zu ihm zurück, er behält Recht und er reicht uns die Fackel, um das Feuer auf dem Heerd unseres innern Heiligthums zu neuer Gluth anzufachen.

Nicht, als ob dieser wunderbare Mensch eine Ausnahme von den Sterblichen gewesen, als ob er mit einem Male reif in die Welt getreten wäre. Ungestüm, eine unvergohrne Leidenschaft, ungeschlacht, einer wilden Naturmacht gleich lodert in den Jahren der Jugend sein Feuergeist. Starrer

Schulzwang, Willkühr eines Fürsten, der seinem Talente befehlen will, gießen Öl in die Flamme. Und ein Sturm braust hinein: der Sturm der neuen Gedanken von Aufklärung, angebornem Menschenrecht und Rückkehr zur Natur, die in England erstanden, in Frankreich genährt über Europa sich verbreiten: Gedanken, bestimmt, die Welt zu durchdringen, aber noch unreif, halbwahr und so mehr zum Zerstören als zum Bauen angethan. Und auch in der Dichtung galt es ja ein Umwälzen, es galt den Kampf der schöpferischen Geisteskraft gegen die todte Regel, unter deren Herrschaft sie vertrocknet und verkommen war; aber in der Jähheit des Kampfes überhitzt sich Empfindung und Phantasie, stößt mit den falschen auch die wahren Grenzen um. Da läßt er im Zorn gegen das Unrecht in der Gesellschaft einen wilden Jüngling als Räuber mit blutiger Horde in die Welt einbrechen und Unrecht mit Unrecht bekämpfen, ein ahnungsreiches Vorbild der Greuel, die Frankreich bevorstanden, eine Dichtung nicht ohne Flecken des Unmaßes, des Wüsten, des Rohen, und doch — etwas wie alttestamentliche Urkraft haucht aus dem wilden Bild uns an; es ist furchtbar, aber groß wie die Urwelt, ehe der Planet seine geordnete Gestalt empfing; und doch — eine innere Stimme warnt ihn und er läßt seinen Räuber zum Schlusse sprechen: „Ich ahne, daß zwei Menschen wie ich den Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden."

Wenn er dann mit seinem glühenden Griffel den Druck, die Mißhandlung zeichnet, die das Vorurtheil des Standes gegen das reinste menschliche Verhältniß, die Wahl des Herzens, ausübt; — wenn er, kühn genug in einer Zeit, wo

sein Vaterland im politischen Schlummer lag, den geschichtlichen Boden betritt und uns das Schauspiel der Herrschsucht entwirft, die eine Verschwörung für die Freiheit mißbraucht, um sich einen Herzogsmantel umzuwerfen, so wird im bewundernswerth raschen Fortschritt doch Maß und Einfachheit noch nicht gewonnen, der Wein seiner Dichtung hat noch nicht ausgeschäumt, und oft genug entstellt Schwulst und gewaltsamer Witz die ergreifende Größe der Grundgestalt.

Es war Zeit, daß die Flamme sich läutere, damit sie reines Licht umhergieße nah und fern. Edle Frauen wirken mildernd, hilfreich ein, die Freundschaft sänftigt, beruhigt, bildet, die Erfahrung ackert den rauhen Boden. Und was das Wichtigste: eine neue Welt öffnet ihm ihren Schatz, die Welt der Griechen, ihr schönes Maß, der würdige Ernst, der doch immer naturvoll bleibt, die edle Einfalt, das ungebrochene, gediegene Ganze von Geist und Sinnenleben, die Grazie, die Klarheit, der ruhig große, deutliche, sonnige Umriß, die Morgenfrische, die noch von keiner mechanisch gewordenen Welt weiß, die heitere Erfindung, die das All beseelt und mit menschenähnlichen, menschlich fühlenden Wesen bevölkert.

Aus der nordischen Welt, vom stammverwandten britischen Volke her hat frühe schon jener unerreichte Vater der neueren Schauspieldichtung, jener Genius, der sich unbegreiflich in alle Formen der Menschheit zu verwandeln weiß, als wäre er sie selbst gewesen, jener schrecklich Starke und rührend Zarte, jener vertraulich Helle und geheimnißvoll Tiefe, jener Shakespeare auf ihn gewirkt und ihn zur Nacheiferung entflammt; seine strotzende Fülle, scharfe Zeichnung

und gesättigte Farbe der Lebenswahrheit, seine Innigkeit und seine Schauer strebt er nun mit dem schönen Maße der Griechen in Eins zu schmelzen: ein hohes Ziel und ein schweres, nach dem wir noch heute ringen.

Noch haben wir die Quellen der Läuterung nicht alle vereinigt. Die ernste Forschung tritt hinzu. Zuerst Forschung der Geschichte. Der handelnde Mensch, das öffentliche Leben ist der Schauplatz, worauf dieser Männliche sich zu Hause fühlt. Große Männer und Thaten waren schon die Freude des Knaben gewesen. Was ihn fesselt, so sagt er selbst, ist der große Menschenozean, das Völkergewimmel, wo durch die gewaltige Wucht unendlicher Bedingungen und Folgen im großen weiten Zusammenhang Alles den ernsten Zug der Nothwendigkeit annimmt und heraus aus der Enge des Lebens auf ein höheres Postament sich stellt. Kein Fleiß wird gespart, sich in die strengen Quellen zu vertiefen, die Neigung aber verweilt immer bei den Stellen des großen Buches, wo Nationen sich befreien.

Doch weiter: in seinem Geiste sollte Dichter und Denker sich vereinigen. Der Denker wollte seine eigne Zeit und seine Nahrung haben, auf daß er den Dichter befruchte, ohne ihn zu stören und befangen zu machen, auf daß Werke entstünden, gestaltvoll, körperhaft und doch von großen und lichten Gedanken durchzogen. Da versenkt er sich in jenen tiefen Bau des Königsberger Meisters, auf dem Alles ruht, was wir Neueren forschen und deuten am Räthsel des Geistes und der Welt, des ehrwürdigen Kant, der mit seiner unbedingten Erhebung des freien Geistes über alle Sinnenwelt ihm so wahlverwandt entgegenkommt. Er scheidet aus, was

an seinen Jugend-Ideen trüb und formlos, er begründet klarer, was ächt daran war, und nun, da er aus dem dunkeln Schachte des Forschens sich wieder sehnt nach dem heitern Lichte des Schaffens: da findet er den Freund, dessen Dichtergabe größer, dessen Geist milder, von innigerem Naturgefühl, künstlerischer, feiner, von der reinen Schönheit des Alterthums früher durchdrungen war, aber nicht ebenso auf männlich starken, heldenmäßigen Inhalt sich erstreckte. Eine Freundschaft wird geschlossen, neidlose Wechselwirkung zweier so verwandter und doch so verschiedener Geister, eine Wechselergänzung, segensreich für die Kunst und Bildung Deutschlands und aller Nationen.

An der Pforte dieses Läuterungsganges steht ein Werk, noch nicht von voller Reife zeugend, aber doch wie aus Edelstein gefügt. Ein kühner, großer Mensch, dessen Liebe die Menschheit ist mit allen künftigen Geschlechtern, ein Bürger der Jahrhunderte, die da kommen werden, wirft sich vor einem Tyrannen nieder und fleht ihn, daß er der Menschheit verlornen Adel wieder herstelle, daß er ein Schöpfer werde, in dessen Reiche Geister reifen und der Freiheit stolze Tugenden erblühn; er rührt sein steinernes Herz, aber er thut in zu feiner Berechnung für seinen Zweck einen Fehlgriff und er opfert sich, um ihn zu sühnen. Damit verkündigt uns Schiller, daß sein Herz sich trüber Leidenschaft entwunden hat, weit und groß geworden ist, und unverstanden von jenen, die über den seltsamen Schwärmer lächeln, steht er als der deutsche Genius vor uns, in welchem jene ganze Strömung weltumwälzender Freiheits-Ideen gereinigt sich zusammenfassen sollte. Was jene Freidenker, jene geist-

reichen Spötter, jene Träumer von paradiesischer Gesetzlosigkeit verworren gewollt und was mit Blut und Schrecken endete, in ihm ist es geadelt, das Sturmlied des achtzehnten Jahrhunderts, in ihm wird es zur reinen Hymne, zum Morgenlied einer Zeit, die es edler, menschlicher, besonnener zu Ende führen wird.

Vollendet aber sehen wir die Läuterung am Schluß dieser Jahre des Lernens. Der wilde Wassersturz wird zum klaren Strom, der den Himmel spiegelt und die Völker verbindet. Der Kern bleibt fest und streng, die Schale wird weich. Schiller war im Stolze der erhabnen Freiheit des Geistes ungerecht gegen die Natur gewesen; jetzt erkennt er, daß nicht durchaus der Geist mit ihr im Kriege liegen muß, er erkennt, wie Pflicht zur Neigung werden soll und die wahre Tugend die des schönen Gemüths ist, die, welche das Gute um seiner Schönheit willen übt und Würde mit Anmuth eint; er verherrlicht die Frauen, die das ewige Feuer nähren in der Grazie züchtigem Schleier, lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen, sich in der lieblichen Form zu umfassen, und vereinen, was ewig sich flieht. Freude hat das strenge Herz durchzittert und erweicht bei dem Odem dieses neuen Geistes, das Entzücken im Gefühl der Einheit aller Wesen, des Zusammenklangs der Schöpfung, der Jubel, daß Alles gleich ist vor dem Höchsten und sich sonnen darf im heitern Lichte des Daseins. Angesichts der Barbaren-Gräuel der französischen Staatszerstörung fordert er, daß der Mensch zur innern Übereinstimmung mit sich gebildet sei, ehe er an's Werk gehe, den Noth- und Gewaltstaat zum Vernunftstaat umzubauen; im Schönen, in der Kunst sucht er den

Weg, ihn zum Gerechten und Guten, zum freien Bürger einer freien Gemeinschaft zu erziehen. Mag es sein, daß die Geschichte andere Wege geht, daß die Völker zuerst durch die herbe — freilich aber gesunde — Kraft sich befreien müssen, um zur schönen Menschlichkeit zu gelangen, aber daß es erst dann der Mühe werth ist, frei zu sein, wenn Freiheit die Frucht der rein menschlichen, harmonischen Bildung trägt, das bleibt stehen für immer.

Wie Charakter und Weltanschauung, so steht nun auch Schillers Dichtergabe auf der Höhe. Der Lernende ist Meister geworden; man sieht seinen Werken keine Mühe mehr an, Alles bewegt, ordnet sich wie von selbst, spricht sich völlig aus, so daß das Innere durchsichtig wird und nichts in Stummheit verborgen bleibt. Die Sprache erklingt unter der Meisterhand. Was das Deutsche Schiller verdankt an Belebung, Schmeidigung und Erhöhung, ist nicht zu berechnen. Und mit seinen geflügelten Worten sagt er die Dinge so, daß wir rufen müssen: getroffen, uns von der Zunge genommen! Gelöst und heraus, was uns dunkel Herz und Geist bewegte, aber auf der Lippe stockte, und doch neu, doch niemals dagewesen! So gesagt, daß es für alle Ewigkeit gesagt ist, Losungswort für alle Zeiten, so daß, wo und wann immer es um dieselben großen Dinge im Leben sich handelt, Schillers goldene Sprüche wie Flammenschrift heraustreten!

Doch daß wir keine menschliche Größe unbedingt preisen! Es ist wahr, nicht immer strömt gleich voll und stark die dichterische Ader, ihr Puls ist unterbrochen. Der edle Mensch, der tiefe Denker und der Dichter sind in Schiller nicht ganz

Eins geworden. Er faßte seine Stoffe gern zu gewaltsam an, um sie zu der Bedeutung zu heben, die er ihnen geben will; allzuberedt tritt er oft selber vor, statt die Sache wirken zu lassen; die Stellen sind zu unterscheiden, wo der prachtvolle Fluß seiner Rede schlichter sein müßte, um dem Gegenstande gemäß zu bleiben, die Stellen, wo er Farbe, Stempel, Sitte, Bedingungen der Zeiten überspringt, die er schildert, wo er seine Personen zu deutlich selber sagen läßt, was sie sind und denken, statt es uns entnehmen zu lassen aus dem, was sie thun und verschweigen oder nur halb aussprechen. Er ist auch jetzt, da seine Herbe sich gemildert, nicht immer gerecht gegen die Natur und das Wirkliche. Und verhehlen wir es uns nicht: neben dem männlichen Ton zieht sich ein sehnsüchtig empfindsamer hindurch, den wir nicht durchaus loben können. Stark ist Schiller, wenn er seinen Stand nimmt im feurigen, thätigen Willen, der sich anspannt, in die wirkliche Welt seinen hohen Inhalt hineinzuarbeiten, zu schmelzend aufgelöst ist er, wenn er von dieser wirklichen Welt sich leidend hinübersehnt nach einem Bilde des Vollkommnen und vergißt, daß der Dichter den Abglanz des Himmels auf die gegenwärtigen Gestalten des vollen, kämpfenden Lebens wirft. Und doch, es klingt da wieder etwas hindurch, was uns schnell mit ihm versöhnt, so etwas Vertrauliches, ein Herzenston, schlicht, einfach wie Schiller's eignes bescheidenes Leben, treuherzig, ächt deutsch: man muß ihm gut sein, es ist nicht möglich, sich ihm zu entfremden. Das Herrschende aber ist ja doch der starke, der tüchtige, der männliche Ton.

Die Dichtergabe seines großen Freundes war unge=

mischter: reines Gold der Dichtung, wohl aber auch weich wie Gold. Schiller setzt dem Gold etwas zu, was mit ihm nicht in Ein Metall aufgeht: es ist aber Stahl, echter Stahl, es ist sein großer Wille, sein gedankenreicher Geist, den er nur nicht völlig in die Dichterkraft einzuschmelzen vermag. Goethe schließt den handelnden Menschen aus, Schiller schließt ihn ein: der mächtigere Inhalt war schwerer in gegenständliche Form aufzulösen. Die Natur mischt in unendlicher Weise die Kräfte. Hat sie hier einen Redner und Denker mit einem Dichter gemischt: es sei, warum sollen wir ihn nicht lieben und verehren, wie er ist, da die Mischung so herrlich geworden?

Wo aber der Dichter wieder ungetheilt spricht, ja, da ist er ganz Dichter. Oder fehlt sie ihm, jene wunderbare Anschauung der Dinge, die das leibliche Auge nie gesehen? Reißt er uns nicht in die wilde Brandung des Meeres, deren Anblick ihm nie geworden? Ist es uns nicht, als athmeten wir Lüfte der Schweiz in seinem Tell? Und er kannte sie nur aus Büchern. Vertraut wandeln die Bilder der Welt und die Charaktere der Menschen vor seinem innern Auge vorüber; ja auch das Arge der Welt, die Netze der List, was an Höfen im Verborgenen spielt, in Staatsverwicklungen hinter der Oberfläche sich abspinnt, die Irrgänge der Leidenschaft, die Abgründe des Bösen: er ist nicht so Schwärmer, daß er sie nicht wohl kennte und verstünde. Oder hat er nur Solches zu zeichnen gewußt, was eng und nah mit seiner höchsten Begeisterung zusammenhieng. Woher dann — es sei nur Eine Probe genannt, wo er so sichtbar aus sich herausgieng, — woher jenes muntere Bild eines

wilden, aber rüstigen Lagerlebens, wo das bunte Gewühl so ganz nicht wissend, daß es belauscht wird, in derber Natürlichkeit sich gehen läßt und doch der Geist der Ehre auch die rauhe Kriegerbrust adelt? Woher der treue Ton und Wurf jener rasselnden Kriegszeit im ganzen Wallenstein?

Aber noch haben wir ja auf die Stelle nicht gewiesen, wo unzweifelhaft die volle Stärke dieser Dichtergabe wohnt. Jene Form der Dichtkunst, die am meisten bestimmt ist, den Geist der neuen Zeit, den seiner bewußten, den freien Geist auszusprechen, jene Form, welche Menschen gegenwärtig vor uns aufführt und eine Handlung vollenden läßt, in welcher spannend, überraschend, tausend Herzen der versammelten Menge mit sympathetischen Schlägen erschütternd des Schicksals hoher Wille sich vollstreckt: die Schauspieldichtung, darin ist er Meister, das ist der rechte Boden für seinen Feuergeist und auf diesem Boden erreicht selbst sein noch begabterer Freund ihn nicht. Hoch zu Rosse pocht der Tyrann, — wir wissen, jetzt spannt der verborgene Schütze die Sehne, — Todesstille liegt über dem ganzen Haus, jedes Herz klopft — und wie ein Blitz schlägt die ewige Gerechtigkeit ein.

Überschaut man nun die Reihe von Werken, die in rascher Folge der rastlos thätige Meister geschaffen, so finden sich doch noch zwei dunkle Stellen, die sich nur allmählich lichten. Es herrscht von Anfang ein finsteres Schicksal; um ja keinen Schein zu lassen, als ob er den Menschen allein und nicht viel mehr die Weltordnung verherrlichen wolle, läßt er diese in einer furchtbaren Majestät walten, die menschlichem Wollen und Wünschen wie ein schroffes, unnahbares

Gebirge gegenübersteht, wo drohende Wetter schwellen und sich zerstörend entladen. Er rettet im Leiden die Menschenwürde, aber er versöhnt uns nicht wahrhaft mit der Sendung des Leidens.

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem beweglichen Grunde?

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt:
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.

Fürchte des Unglücks tückische Nähe,
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz!

Wohl ist das erhaben, aber noch lange nicht das wahrhaft Erhabene. Dieß ist nur da, wo mitten im Untergang die Aussicht in eine Weltordnung sich öffnet, die im Einklang ist mit jedem hohen und edeln Streben des Menschen, die ihm Leiden sendet, weil er kein reines Gefäß ist für seine und ihre erhabenen Zwecke, die aber, mag auch dieß Gefäß zerbrechen, sie doch zum Siege führen wird. Und das war ja Schillers Glaube; verdunkelt hatte ihn nur eine alte, düstere Vorstellung der Griechen von einer Schicksalsmacht, die wie ein Dämon lauert, Menschenglück zu brechen, damit der Mensch sich nicht überhebe.

Die andere ungelichtete Stelle ist da, wo es sich handelt um Vaterlandsliebe und Weltbürgerthum. Die Ansichten der Zeit waren weltbürgerlich, Vaterlandsliebe war man geneigt

unter dem Namen Nationalstolz als eine Beschränktheit der Griechen und Römer herabzusetzen, die alle Fremden als Barbaren verachteten. Man vergaß, daß das wahre Selbstgefühl der Nationen ein edler Stolz, eine sittliche Macht und der gesunde Boden ist für jedes menschliche Gedeihen, daß es die allgemeine Menschenliebe nicht ausschließt, daß jeder Einzelne vor Allem Glied seines Volkes und nur durch diese Mitte Glied der Menschheit ist, daß die große, ferne Idee eines Bundes aller Völker in nichts zusammensinkt, wenn man die kräftige Eigenheit der Völker auslöscht, die eben ihn bilden sollen. Auch Schiller hatte in dem weitaussehenden Ziele des Weltbürgerthums und der allgemeinen Menschenfreiheit die Idee des Vaterlandes verflüchtigt. Der Freiheitsgedanke, wo er ganz zum herrschenden wird, verbirgt sich leicht, daß wir vor Allem ein Vaterland haben müssen schlechtweg, frei oder unfrei.

Wie er von diesem Irrthum sich losmacht, das zeigt zuerst jenes hohe Bild einer begeisterten Jungfrau, die ihr Vaterland vom Feinde befreit, ein Bild, das er aus dem Staube des leichtfertigen Hohns, der schmutzigen Verläumdung gerettet. Da brechen solche schlagende Worte hervor, wie das oftgenannte:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Fragt ihr aber, wo dieß Dunkel sich lichtet und jenes andere? Wo das Schicksal zur hellen, geistigen Weltordnung wird, die der opferwilligen schwergeprüften Mannestugend den Sieg gönnt? Wo Vaterland, geschlossne, liebe Heimath und das reine allgemeine Menschengut, die Freiheit, sich zu

Einem verbinden? Und noch mehr, wo auch jene Reinigung und Klärung der wilden Freiheitsrufe des achtzehnten Jahrhunderts, die wir schon gerühmt, ihren Triumph feiert? In jenem Bild eines Volks von Hirten ist es, das nicht früher sich zum Aufruhr erhebt, als bis es zu dem Äußersten gebracht ist, wo der Mensch

Getrosten Muths hinaufgreift in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen, unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst!

eines Volkes, das im gerechten Kampfe der Nothwehr keinen Tropfen Blutes mehr vergießt, als nöthig ist, um Recht und Ordnung, friedliche Pflanzstätte für alles Gute und Menschliche zu gründen, in jenem vollsten Gegenbilde zu seinem wilden jugendlichen Räuberschauspiel ist es, im Wilhelm Tell.

Ja wohl ehrenvoll für dieses glückliche Land, daß er ihm seine alten Helden, von denen es seit frühen Zeiten sang und sagte, also zu leuchtenden, ewig gültigen, der Menschheit bleibend eingeprägten Bildern gestaltet, daß er sie ihm, wie Homer den Griechen ihren strahlenden Heroenkreis, dadurch erst wahrhaft zum geistigen Eigenthum gegeben hat!

In seinem Dank vergesse es nicht, dieß also verherrlichte Land, daß Schiller alle Völker und *sein* Volk vor allen im Auge hat. Er hat geahnt, was dieß Volk zu werden bestimmt ist. Er war ein Seher, ein Prophet! O, in dem Manne war, ich weiß nicht welches Wunderbare, welcher weit in die Zukunft vorragende, weit über alle Lande sich ausdehnende Geist! Um wie viel er uns als Schwärmer erscheint, um so viel müssen wir in die Zukunft und in's Weite blicken, um

ihn zu verstehen. Darum wächst auch in Tiefe und Weite die Liebe und das Verständniß für ihn; ein Jahrhundert ist vorüber seit seiner Geburt und wir verehren ihn als einen der ersten unter den Geisteshelden der Menschheit, ein Jahrhundert und wieder eines und wieder wird vergehen, man wird ihn feiern von Jahrhundert zu Jahrhundert, und endlich wird eine Feier kommen, wo die Menschen rufen: seht hin, er hat Recht gehabt mit seinem hohen Bilde der Freiheit und schönen Menschlichkeit! Nicht, als wäre er der Thor, zu meinen, es sei je eine Welt ohne Gebrechen möglich, und noch weniger heißt er uns die Gegenwart mit jäher Hast anfassen. Als Mensch sah er nüchtern in die Welt, die er besser kannte, als Mancher, der ihn Schwärmer schilt. Er senkt uns ein strahlendes Bild in den Busen und überläßt uns, zu urtheilen, wie viel davon wir Schritt um Schritt in besonnenem Werk übertragen können in die spröde Wirklichkeit; nur immer warm und unbeirrt im Innern sollen wir den heiligen Schatz bewahren:

Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
— — — — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.

Und fragt ihr, wo bereits sein Seherauge sich bewährt hat? In den Räubern, in Kabale und Liebe hat er die französische Staatsumwälzung, im Fiesko mit wunderbarem Blick in Gang, Getriebe eines politischen Ereignisses, wovon ihm jede Anschauung fehlte, im Wallenstein, im Geßler hat er ihre Wendung zur Alleinherrschaft, ihren Bändiger, ihren ab-

gefallenen Sohn, der zum Tyrannen und blutigen Eroberer wurde, geahnt und gemeint. Und während rings um ihn noch keine Spur das Kommende verrieth, hat er im Tell die Erhebung seines Volkes gegen diese seine Geisel geweissagt. Als wir, — ja ich darf es sagen: wir den Gewaltigen zertrümmerten: Tausende von jenen, die nicht zitterten, als die Erde unter der Wucht seiner gepanzerten Reiter dröhnte, die dem Donner seiner Geschütze die Brust boten, Tausende von jenen Tausenden, die jene Wahlstätten, jenes blutgedüngte Feld der Völkerschlacht mit ihren Leichen deckten: sein Lied hat auf ihren Lippen geschwebt, sein Geist hat ihre Schlachten mitgeschlagen. Und wenn es wieder gilt und wenn wir wieder blutig ringen sollen um Vaterland, Sitte, Recht, Wahrheit: sein Lied wird auf unsern Lippen schweben, seine flammenden Worte werden der Schlachtruf sein.

Er sollte nicht mehr mit leiblichen Augen sehen, was er vorausgeschaut. Mitten unter herrlichen Entwürfen ging er dahin. Nicht um zu klagen sind wir gekommen. „Er hat als ein Mann gelebt," so sprach der trauernde Freund, „und als ein vollkommener Mann ist er von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen, denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig."

Der das sprach, hat den Geschiedenen lang überlebt, mit abnehmender Frische der Dichterkraft, mit zunehmender Helle und Weisheit ist er zu hohen Jahren gelangt. Und wenn ich das Bild der Beiden suche mit den Augen des Geistes,

so ist mir, ich sehe den Einen als heiteren Greis ruhig von oben wie von einem hohen Sitze niederschauen auf die weite Welt; mild und sicher und stet ruht sein Blick über dem Ganzen; vor diesem weichen und doch so klaren Auge liegt jedes Ding in der scharfen Deutlichkeit seiner Umrisse, und auch in das Innre der menschlichen Brust dringt es tief und mächtig, es scheint zu sagen: ich kenne deine Freuden und Leiden, ich habe sie selbst durchstürmt und bin zum Frieden durchgedrungen. Aber da ist eine Stelle, ja eine ganze große Sphäre, wo dieß feste Auge unsicher wird und sich abwendet: es ist das Gebiet der Manneskämpfe im öffentlichen Leben. Das liegt vor ihm wie eine dunkle, verschlossene Wolke. Es zuckt, es blitzt in der Wolke: und da, mitten in dieser zuckenden Wolke, da sehe ich das Bild des Andern. Er ruhet nicht, er schreitet, er schwebt. In seinen Locken wühlt etwas wie ein Wehen von oben; von seiner Stirn glüht etwas, von seinen stolzen Lippen droht etwas wie ein Moses-Zorn, da er vom Sinai kam und die Menschen tanzend fand um das goldene Kalb, aber es ist Zorn aus Liebe; in seiner Hand wogt etwas, es ist ein blankes, haarscharfes Schwert, zu zerhauen, was des Menschen unwürdig ist, Lug und Trug und Wahn und schlechte Leidenschaft und Knechtschaft. So schreitet er schwebend, schwebt schreitend den Völkern, allen Völkern, seinem Volke vor allen, dessen Kraft und Größe noch verschüttet liegt unter Trümmern der Vergangenheit, voran, vorwärts zum hohen Ziel!

Die schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts.

Von J. C. Mörikofer. Leipzig. Verlag von S. Hirzel, 1861.
(Augsb. Allgem. Zeitung, Beilage, 1861.)

Der Leser erinnert sich vielleicht eines allerliebsten Büchleins „Klopstock in Zürich im Jahr 1750—1751," das Mörikofer 1851 herausgab. Es erzählte, wie Bodmer, entzückt von den drei ersten Gesängen der Messiade, die in den Bremischen Beiträgen erschienen waren, den jungen Klopstock nach Zürich einlädt, erwartend, er werde einen Propheten, einen Heiligen, eine Art zweiten Messias, angehenden Seraph, dem die Federn schon an den Schultern hervorsehen, in seine Arme schließen. Mit einigem Kopfschütteln freilich muß der gute Mann bereits den Brief gelesen haben, worin Klopstock die Einladung annahm, denn er schloß mit der Frage: „wie weit wohnen Mädchen Ihrer Bekanntschaft von Ihnen, von denen Sie glauben, daß ich einen Umgang mit ihnen haben könnte?" und mit der Bitte: solchen Mädchen ja nichts von „seiner Geschichte" (der berühmten Schwermuth wegen unerwiderter Liebe der Fanny, eigentlich Sophie Schmidt) zu sagen, denn „sie möchten sonst vielleicht zurückhaltend werden." Klopstock kommt und ist kein Heiliger, er macht lustige Ausflüge mit Jünglingen und Mädchen, raubt Küsse,

spielt Pfänder, „schüpft den Schuh", er raucht, er trinkt gern Wein, er reitet im Galopp zum Schrecken der Züricher Zöpfe durch die Straßen, kurz er ist eben jung und auf Bodmer's vorwurfsvolles Wort, daß man in dem Dichter des Messias einen heiligen, strengen Jüngling erwartet hätte, entgegnet er: „glaubet ihr, ich äße Heuschrecken und wilden Honig?"

Die kleine Schrift, die uns Dieß und Anderes gar angenehm erzählte, bildet jetzt abgekürzt einen Theil des strengen literaturgeschichtlichen Werkes, dessen Titel an der Spitze dieser Anzeige steht und das uns ein volles, getreues Bild der herrlichen Kräfte giebt, womit die Schweiz zu dem wunderbaren Geisterleben des achtzehnten Jahrhunderts, zu dem Sturm, worin der Genius auferstand und die Schale der vertrockneten, konventionellen, verlebten Formen sprengte, ihr gutes Theil beigesteuert hat. Da schreitet gravitätisch der ernste, gedankenschwere Haller vorüber, gleich gewichtig in Naturwissenschaft wie in feierlicher Lehrdichtung; da legt der rührige, bewegliche Bodmer mit seinem getreuen, pünktlichen, bedächtigeren Knappen Breitinger die Lanze gegen Gottsched ein und wirft den thönernen Riesen in den Sand; da faltet in mystischer Andacht Lavater die Hände, dann regt er sie liebevoll allseitig thätig, mit dem Zauber seiner Sitte und Rede Alle gewinnend, für das Heil der Mitbürger und der Menschheit; dann sitzt er sinnend und ahnend über Bildnissen menschlicher Gesichter, aus ihren Zügen den Charakter zu erforschen; dort sehen wir Pestalozzi mit seiner Schülerschaar wandeln, voll feuriger Träume von neuen Wegen der Menschenbildung, begeistert von Rousseau und doch in seiner Verehrung des Weibes, in seinem Sinn für Sitte und Haus

ganz ein Deutscher; da wirken die Hirzel, die Iselin als Publizisten in der Mitte vereinigter Menschenfreunde für Volkserziehung, Menschenwohl im Vaterland und in der weiten Welt; da setzt Salomon Geßner seine sanfttönende Hirtenflöte an, belauscht Meyer von Knonau die Thierwelt, daß sie ihm die Bilder für seine Fabeln leihe, dichtet Usteri im derb heimlichen Schweizerdialekt seine liebenswürdigen Sittenbilder, Salis seine empfindsamen Lieder; Sulzer, der Ästhetiker und Pädagog, Johannes v. Müller, der Geschichtschreiber, wandern aus nach Deutschland, reihen sich enger in die deutsche Literatur ein; der vielen Namen nicht zu gedenken, die, den berühmtern untergeordnet, den unterschiedenen Hauptbildern angeknüpft, in Wissenschaft, Schule, Staat thätig, die Gruppe der Hervorragenden zur vollen Heerschaar bilden.

Indem man diesen versammelten gedrängten Geisterzug, dieses blanke geistige Schweizerregiment, geführt von einem Schweizer, an sich vorüberziehen sieht, so erkennt man in ganzem Gewicht und Umfang zum erstenmal, was diese Kräfte geleistet haben für die Schweiz und für Deutschland. Vor Allem haben sie in der deutschen Schweiz deutsche Sprache und deutschen Geist gerettet und neu belebt. Denn dieser wahre und wirkliche Kern der Eidgenossenschaft, diese Alemannen, die einst in das rauhe Hochgebirge als Römerbesieger vorgedrungen, waren ja wirklich schon auf dem Weg, durch die eidgenössische Verbindung mit den Wälschen romanisirt zu werden, wie der Stamm der Burgunden. Die politische Trennung von ihrer Nation durch die Freiheitskämpfe war leider auch eine Trennung von den Mittelpunkten deutscher Bildung geworden, die Sprache war rauher Dialekt, örtlich

vergröberter Zweig des Mittelhochdeutschen geblieben, während die neuhochdeutsche Schriftsprache längst sich entwickelt hatte; wer gebildet reden und schreiben wollte, der stieg daher nicht in der Muttersprache zur reineren Form auf, sondern griff nach der fremden, der französischen. Ein solcher Zustand ist unnatürlich, ist ein großes Übel. Ein Deutscher, der ein rohes Deutsch und ein gutes Französisch spricht, spaltet seine Seele in zwei Stücke. Ein Mensch soll nicht im Zweifel sein, was seine eigentliche Sprache, die Sprache seines Herzens sei, nicht in der Wahl schwanken, ob er mit sich und mit seinem Gott in dieser oder jener Sprache reden wolle. Es ist rührend, zu sehen, wie nun jene geistvollen Männer — Bodmer in Zürich, Haller in Bern, auch Iselin in Basel — arbeiten und ringen, reines deutsches Wort und deutsche Bildung sich selbst anzueignen und in der Heimath zu verbreiten, verstärkt durch Vereine nach dem Vorgang deutscher Gesellschaften in Leipzig und Hamburg, thätig durch Journalorgane nach dem Muster des „Zuschauers“ von Addison, denn der englische Geist wirkte als Wecker dieses ganzen Aufschwungs mit, wie in Deutschland selbst, so auch in der Schweiz, wo ja in höherer Beziehung, im Gebiete der Poesie und der Kritik, ein Milton von so wesentlichem Einfluß vor Allem auf Haller und Bodmer gewesen ist. Öfters taucht zwar die Unterscheidung schweizerisch und deutsch auf, als ob das Schweizerische neben dem Deutschen eine Art berechtigter, eigener Sprache wäre; dem liegt die Ahnung zu Grund, daß die universale Form, die Sprache der Nation, von den im Dialekt erhaltenen ächten Schätzen Manches zurückgelassen habe und wieder habe sich aneignen müssen; ebenso auch der große

Irrthum, für den Dialekt noch ein anderes Recht, das Recht auf öffentliche Geltung neben der zum Gesetz gewordenen allgemeinen Form, die sich aus den Dialekten längst herausgearbeitet, in Anspruch zu nehmen. Doch siegt die richtige Einsicht, und eben, indem diese Männer das reine Deutsch in der Schweiz durchsetzen, retten sie ihr die Verbindung mit dem deutschen Geist, der deutschen Bildung.

Gab es nun im formellen Sprachgebiete schon genug der Hindernisse und Mühen, so noch mehr im Kampfe mit dem Ganzen der Sitte, der Gesellschaft, der Vorurtheile. Die Zustände muß man sich vorstellen wie die stehen gebliebenen Schichten, Familienkreise einer alten Reichsstadt, die sich wie fossile Reste noch da und dort vorfinden, aber womöglich noch steifleinener, noch verhärteter; deutsche Ehrbarkeit, wohl mit etwas französischem Zuckerguß darüber, aber ohne Anmuth, ohne Phantasie, ohne Leben; keine Gesellschaft, die Geschlechter getrennt, daher die Frauen ungeweckt, die Männer eckig und ungeschlacht; kurz, Leute, an deren Nerven sich eine ganze Welt von Reizen, die das menschliche Wesen erst viel- und volltönig machen, noch gar nicht gelegt hat und die sich in langweiliger Spröde gegen diese Neuerung sperren und sträuben. Man bekommt davon heute noch eine klarere Vorstellung, wenn man einem der Gesichter begegnet, deren Eigenthümer noch jener Urformation angehören und in denen jeder ihrer gefrornen Züge zu sagen scheint: nur um Gotteswillen keinen neuen Begriff einlassen! Man muß sich recht in jene Zeit zurückversetzen, wo noch unzählige solcher Gesichter umgiengen, um ganz zu würdigen, was die Schweiz jenen Weckern dankt, jenen entschlossenen und geduldigen Arbeitern, welche

die farblose, schwere, grobe Sackleinwand ihrer alten Zustände gewalkt, geglättet, geschmeidigt, gefärbt haben. Und die Mühe war um so größer, weil fast allerwärts das verhärtete Vorurtheil im Besitz der Macht war, im geistlichen und weltlichen Amt, ausgerüstet mit der mächtigen Waffe der Zensur, deren lastende Schwere man eben auch aus diesem Buche kennen lernt.

In den Boden, den sie unverdrossen geackert, pflanzten diese freieren, voraneilenden Geister hellere sittliche Begriffe, beweglicheres Denken über Gott und Welt, Schwung des Empfindens, Poesie, Formgefühl, kurz, echte Menschenbildung; die weltumschaffenden Ideen des Jahrhunderts ergossen sie in die schwere Masse, das Prinzip des freien Menschenthums. Es ist natürlich, daß wir aus dieser unbegrenzbaren Summe geistiger Entwicklung vor Allem die Poesie ausheben, denn an sie denkt man zuerst, wenn man von Literatur spricht. Und dieß führt uns auf Deutschland. Die Schweiz ist es, von welcher der erste Anstoß zu jener Umwälzung kam, aus welcher in der Folge die moderne klassische Dichtung der Deutschen hervorgieng; dieser abgetrennte Zweig des Stammes hat die wunderbare Rückwirkung geübt, daß der Stamm eine neue Poesie treiben konnte. Gottsched, das heißt die pseudoklassische Regel, die Ordonnanz der zentralisirenden französischen Fremdherrschaft im Reiche der Phantasie, mußte gestürzt sein, ehe der neue Geist, der eigene deutsche, hereinbrausen konnte; den Hauptstoß führte allerdings ein Deutscher, Lessing; dieser stürzte die französischen Muster, aber vorher stürzte Bodmer den Musterreiter, nämlich eben Gottsched, und das war keine geringe Vorarbeit für jenen; die Fremd-

herrschaft war leichter zu brechen, nachdem der Deutsche, der ihren Intendanten machte, um sein Ansehen gebracht. Kühne, grobe Schweizerkraft, gesunde freie Alpenluft ist es, welche diesen Götzen, diesen „großen Ledernen" zu Boden geworfen, umgeweht hat. In jenem Augenblick war die Schweiz deutscher als Deutschland selbst. Mit einem wehmüthigen Blick auf die Gegenwart sagen wir es. Denn als dieser große Vorschub gethan war, als es die Vollendung der neuen Kritik und dann wirkliche Neuschöpfung galt, als Goethe und Schiller ihre Höhen erstiegen, da trat die Schweiz zurück; nur an jenen Dichtungsformen hatte sie produktiv theilgenommen, welche nachher als bloße Vorstudien gegen die wahre klassische Poesie Deutschlands zurücktraten, ihre Leistung blieb auf das allgemeine Wecken, Anregen, Rütteln beschränkt, und auch hierin auf die Anfänge; seither hat sie immer nur vereinzelt, nicht unbedeutend im Einzelnen, aber niemals schwunghaft mit vereinigten Kräften am deutschen Geistesleben theilgenommen. Doch nicht bei dieser Vergleichung der Zeiten, sondern bei dem damaligen schönen Bilde des lebendigen Verkehrs zwischen der abgefallenen Provinz und dem Mutterlande wollen wir jetzt verweilen. Aus diesem Verkehr haben wir sogleich zu Anfang Klopstock's Aufenthalt in Zürich herausgehoben. Ihn hatte freilich auch in gerader Linie schon Milton für das religiöse Epos begeistert, aber Haller's gedankentiefe ernste Dichtung und Bodmer's neue Ideen von moralischer Schönheit als erstem Gesetz der Poesie, vom Wunderbaren und vom Malen, wie er die Anschauung nannte, die der Dichter vor unser inneres Auge führen soll — das Alles (nur freilich, wie wir Klopstock kennen, die erste und

zweite Forderung mehr als die dritte) hatte eben so großen Antheil an der Entstehung der Messiade, deren erste drei Gesänge Bodmer, er der erste, als Aufgang einer neuen Ära mit Entzücken begrüßte. Diesem geliebten Sohne nun nahm es der väterliche Gönner übel, daß er ein Mensch war; kummervoll, mühsam versöhnt sah er ihn nach einem Jahre scheiden.

Interessant und ergötzlich ist nun hier die Parallele mit Wieland. Der kam ja auch nach Zürich, auch eingeladen von Bodmer, und wohnte zwei Jahre bei ihm in seinem Hause droben, dann noch fünf unten in der Stadt. Also die zwei geistig ganz divergirenden Linien, das Erhabene und die leichtfertige Grazie, laufen nach diesem Zürich, vereinigen sich auf diesem örtlichen Punkte. Aber freilich — und das eben ist das Ergötzliche — Wieland war damals noch Seraphiker, Dichter des geprüften Abraham, schrieb Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde und andere überschwängliche Visionen aus dem dritten Himmel mehr. Die Linien scheinen noch gar nicht zu divergiren, Bodmer hat einen neuen Klopstock gefunden, ja jetzt erst den wahren Klopstock, der nicht raucht, nicht trinkt, nicht Küsse raubt. Allein der gute Bodmer übersah, daß es doch ein Zirkel, ja ein „Serail" (wie Wieland selbst es nennt) von Frauen war, mit denen er tagtäglich über die himmlisch reinen Empfindungen geschlechtloser Liebe plauderte und an die er seine verzückten Gesichte von einer Welt voll Sympathien ohne Sinlichkeit adressirte; eben um die Sinnlichkeit auszuschließen, mußte ja von Sinnlichkeit gar viel gesprochen werden, das Negirte mußte gerade recht accentuirt werden

und die Hauptsache bei den Schriften, die aus diesen Platonischen Engelsunterhaltungen hervorgiengen, waren die Adressatinnen, d. h. die Beziehung, daß ein Inhalt, der von geschlechtloser Seelenliebe handelte, an das schöne Geschlecht adressirt wurde; Bodmer hörte nicht auf einen Freund, der ihm bedenklich sagte: Wieland schreibe doch von Küssen (eben während er sie ausschließe) „zu saftig“, kurz, er entdeckte nicht den zierlichen Faun, der unter der Kapuzinerkutte, ganz naiv und ehrlich, versteckt war und alsbald nach dem Abzuge von Zürich sich entpuppte. Klopstock, der Treulose, der Sinnliche, blieb Dichter der ätherischen Erhabenheit, Wieland, der ordentliche Sohn, der ehrbarlich bei Bodmer und seinen alten Herren saß, schlug um, flatterte hinweg als loser Amorette.

Die bedeutendste weitere Verbindung mit Deutschland ist dann die Freundschaft zwischen Goethe und Lavater. Mit diesem stehen wir schon mitten in der Zeit der Originalgenies, der Sturm- und Drangperiode. Der kühne Geist, dem das Bewußtsein seiner Unendlichkeit aufgegangen, der „von hundert Welten trächtig“ ist, will und kann sich noch nicht mit dem festen Weltzusammenhang, der objektiven Ordnung der Gedanken und Naturgesetze vermitteln, verwirft die gegebene Wissenschaft, die seichte Aufklärung und will mystisch, magisch die Pforte des Geheimisses aller Dinge sprengen, aus dem Nexus der Dinge heraus unmittelbar in das Absolute hineinstürzen. Lavater hat mit Faust, dem Verächter der Bücher und Instrumente, der als Zauberer den schaffenden Erdgeist beschwört, des Gemeinsamen genug, um den Freundschaftsbund mit dem jungen Goethe begreif-

lich zu machen. In seinem ahnenden, prophetischen Wesen, das im einfach menschlichen Umgang so naiv, zutraulich, anmuthig, herzgewinnend war, sieht Goethe wie aus tiefem Schooß der Erde den Urquell des Unmittelbaren, das sich enthüllende Innerste der Natur und Geisterwelt fließen. Wer denkt nicht gerne daran, wenn er über den Peterhof am bekannten Hause vorübergeht, wie der jugendliche Dichter einst dahinaufflog und seinen Lavater in die Arme schloß! Die Gemeinschaft der physiognomischen Studien entsprang demselben Zuge zum Divinatorischen, zum ahnungsvollen Zusammengreifen der Welteinheit in ihren Polen, Geist und Leib.

Dieß sind nur einzelne, besonders hervorleuchtende Stücke des lebendig geknüpften Bandes zwischen Deutschland und der Schweiz. Das Buch von Mörikofer giebt einen reichen Überblick über die Menge der geistigen Fäden, die herüber und hinüberliefen; Reisen, Korrespondenzen, Übersiedlungen, Wechselbeziehungen von Schriften in Bund und Kampf vermitteln die Gemeinschaft; Haller wirkte in Göttingen, Sulzer in Berlin, hochgeachtet von Friedrich dem Großen, der die Schweizer besonders liebte, den Zimmermann — der Arzt, aus Brugg gebürtig — in Hannover verherrlichte; Joh. v. Müller lebte und schrieb in Mainz, Wien, Berlin, Kassel. Hier tritt freilich eine unerfreuliche Erscheinung, der Abfall eines Schweizers an die Napoleonische Herrschaft, ein. Doch vorerst soll uns nicht das Unerfreuliche beschäftigen, vielmehr gedenken wir für jetzt noch einer andern, einer schönen, erfreulich bedeutenden Seite der Wechselwirkung zwischen beiden Ländern, welche Mörikofer nicht versäumt zu betonen: die Schweiz hatte den Beruf, für Deutschland die französische

Bildung zu vermitteln. Das steht nicht im Widerspruch mit unserem Ausgangspunkt, wo wir als erstes wesentliches Moment hervorstellten, daß durch dieses lebendige Aufstreben der Geister deutsche Sprache und Bildung in der Schweiz selbst sich befestigt. Die französische Literatur hatte als rein formelle Geschmacksdisziplin die seit dem dreißigjährigen Krieg verwilderte deutsche Poesie geregelt und gedrillt, den verrotteten Garten mit großer Baumscheere geradlinig beschnitten. Dann sollte das erstarkte eigne Leben dem Stabe des Schulmeisters entwachsen, der Stoß des erwachten freien deutschen Geistes mußte revolutionär gegen diesen fremden, romanischen Zwang gehen. Allein inzwischen war in Frankreich selbst der Strom einer neuen Ideenwelt eingeschossen; früher, geistreicher, radikaler als die Deutschen, ergriffen die Franzosen die in England zuerst entwickelten großen Gedanken von Rückkehr zu der Natur, von Freiheit, Rechtsstaat, Vernunftreligion, Duldung, und die Schweizer, mit französischen Stämmen in politischem Verbande, vertrauter mit der Sprache, die Schweizer, deren Mitbürger Rousseau war, wurden natürliche Träger dieses Ideensamens für Deutschland. Dieser Same fiel vor Allem befruchtend auf das Gebiet der Pädagogik und die Schweiz war bald der Hauptboden für die Versuche mit den Prinzipien des Genfer Idealisten. Der Spötter Voltaire, die Materialisten, die Encyklopädisten faßten zwar entscheidenden Fuß in Berlin, allein die lebhafte Debatte über diese negativeren Geister, welche die Schweiz bewegte, war der andere, für Süddeutschland nähere Weg, auf dem sie Eingang bei uns fanden; man denke an Wieland in Bern und Warthausen. Jene Debatte war allerdings

mehr Bekämpfung als Zustimmung, ein Lavater steht ja im Vordertreffen der geistreichen Mystiker gegen die Aufklärer; allein der Kampf beleuchtet seinen Gegenstand für einen Dritten noch schärfer als die Zustimmung und Aufnahme. Den ganzen Werth dieses Beitrags zur Vermittlung der französischen Aufklärungsideen für Deutschland erkennt man, wenn man auf die weiteren Wege des deutschen Geistes vorwärts blickt. In Deutschland sollten diese trüb gährenden Bestrebungen, die in Frankreich zur blutigen, zerstörenden Revolution ausschlugen, sich geistig reinigen und läutern; ein Lessing verhält sich zu den Aufklärern, an deren Spitze er steht, wie ein Schwan zu Raubvögeln, und noch höher, freier idealisirt sich der unvergohrene Stoff in Schiller, in ihm, welcher als goldne Gegengabe für das einst Empfangene der Schweiz den Wilhelm Tell hinüber bietet.

Eines aber unterscheidet recht bezeichnend auch in dieser Periode, wo das Land so poetisch, so innerlich elektrisirt war, die Schweizer von den Deutschen: keiner beschränkt sich auf Wissenschaft und Poesie, alle sind zugleich praktisch, alle wirken, alle sind thätig für ihre Vaterstadt, ihren Kanton, die Eidgenossenschaft, die Welt. Nur Usteri etwa, der freilich unter allen in unserm Werk aufgeführten Namen am meisten spezifisches poetisches Talent hatte, obwohl er es nicht auf große Stoffe richtete, ist als eine rein betrachtende Natur auszunehmen. Selbst ein Pestalozzi, wahrlich Schwärmer genug, ist doch ganz Praktiker, unpraktisch im Praktischen, praktisch im Unpraktischen, und wie er sich immer überschießen mag, säet er doch unendlich fruchtbaren Samen; der mystische Lavater lebt ganz und

unermüdlich im liebevollen Wirken, Bodmer begnügt sich gar nicht mit Kritik und Dichtungsexperimenten: Erziehung, Anstalten für Ausbildung von Staatsmännern, Preßfreiheit beschäftigen ihn; wir weisen nur noch auf Hirzel, den „Menschenfreund", auf Iselins vielseitige Thätigkeit für Schule, Sittenbildung und Staat hin, nennen noch Zollikofer, den der Verfasser vielleicht nicht mit zureichendem Grund übergangen hat, und durchlaufen übrigens die Reihe nicht weiter, sondern verweisen auf unser Buch, das gerade diese Seite mit besonderer Liebe behandelt. Solches Leben im Öffentlichen giebt dem schweizerischen Charakter etwas Objektives, etwas Antikes; freilich es beschränkt ihn auch, die geistige Arbeit erreicht in der Theilung das Höchste und es kann die Zeit kommen, wo der Deutsche beweisen wird, daß er es nicht zu bereuen hat, zuerst einseitig dem Subjektiven, der Idealwelt seine Kräfte geweiht zu haben, um sie später gedrängt und konzentrirt auf den politischen Zweck zu richten.

In der raschen Übersicht über die Summe schweizerischer Verdienste um die deutsche Literatur im vorliegenden Zeitraum mußten wir Manches überspringen; das Gebiet der Naturwissenschaft haben wir bei Haller nur genannt; für sie und für die Mathematik zeigten die Schweizer immer besonderes Talent; Mörikofer erwähnt die Bernoulli, Euler, Scheuchzer, Muralt. Nicht versäumen dürfen wir, noch daran zu erinnern, wie Bodmer in der Hebung der Schätze altdeutscher Poesie vorangeht.

Fragen wir nun nach dem Charakter des Werkes, das ein so bewegtes, volles Lebensbild vor uns ausbreitet, so wissen wir kein besseres Wort, um ihn zu bezeichnen als:

Bravheit, Gediegenheit. Gar nicht allein der treue Fleiß, die strenge Quellenforschung, welcher sich da und dort bisher noch unbenützte Schätze in Privatbesitz öffneten, soll damit gemeint sein, auch nicht bloß das Meiden jeder leeren Phrase, die Reinheit von allem Schönthun, das willkürlose Halten an der Sache: nein, es ist ein Element, ein Gesammteindruck, der sich nicht weiter aus Einzelnem beweist, es ist die Atmosphäre des Werks, die sich nicht anders ausdrücken läßt als: ein wackeres Buch. Und sehr nachdrücklich betheuern wir, daß dieses Wort keine Einwicklung sein soll für die Pillen der Kritik, die allerdings dieß und jenes an der höchst tüchtigen Leistung auch auszusetzen hat. Diese Ausstellungen fassen sich alle in der e i n e n zusammen: nicht der zureichende Grad von Freiheit. Die Aufgabe des Historikers ist, aller Willkür entsagend, im Gegenstande zu sein und zugleich frei darüber zu schweben. Man hat das zweite Glied dieser Einheit Ironie genannt in jenem reinen Sinne des Worts, der jedes hohle Spiel der eiteln Subjektivität ausschließt; und so dürfen wir sagen: es fehle dem Verfasser zu der tiefen ernsten Wärme — nicht ganz, aber doch am Element der Ironie.

Es ist zuerst die Sprache, die etwas Unfreies hat. Sie ist herb, eckig, klanglos, nur selten, am ehesten in einzelnen zusammenfassenden Charakteristiken, befreit sie sich zu Fluß und Wohllaut. Die Härte liegt theils in der Art, wie der Verfasser seine Übergänge von Satz zu Satz nimmt; ganze Seiten herunter laufen die Perioden mit dem Anfang: allein, hingegen, jedoch, oder: dadurch, dabei, zugleich, unvermittelt nach einander fort; theils stößt man allerwege auf Dinge,

die so nicht gesagt werden können, logisch-grammatisch nicht so lauten dürfen wie hier, z. B. auf persönliche Fürwörter ohne vorangegangenes Subjekt, auf das sie sich beziehen könnten; theils schnappen die Sätze hölzern uud tonlos im Sylbenfall ab. Der Verfasser reiht sich durch diese Schwere seiner Sprache fast an diejenigen an, deren mühsamer früher Kampf mit der Sprache einer der Gegenstände seiner Schrift ist. Keineswegs zählen wir dahin einige ungewohnte, aber gute Ausdrücke, die er aus dem schweizerischen Gebrauch aufnimmt, wie: angriffig, Machenschaft, geruhter Boden; uns hätte er dieser Art noch weit mehr wagen dürfen; wir reden von dem knarrenden Klang überhaupt, den uns seine Sprache im Ohr zurückgelassen hat. Wollten wir boshaft sein, so würden wir sagen, oft sei uns Fischarts Titelspaß eingefallen: „ein frischräs Geläs, als wenn man Haberstroh äß“; indem wir es nun doch gesagt haben, setzen wir eilig hinzu, daß es in gutmeinendem Scherz geschieht. Das Holzbirnenhafte dieses Styls hängt zu eng mit der treuen Sächlichkeit zusammen, als daß man dem Verfasser zürnen könnte. Freilich wir müssen unsere Ausstellung nun weiter als auf die sprachliche Seite des Styls ausdehnen, nämlich auch auf die Darstellung, dann auf den Inhalt, und endlich auf die künstlerische Beherrschung des Stoffs im Ganzen. Der Darstellung hätte Mörikofer ganz wohl blühendere Farben geben können, ohne süßlicher Blumenmaler zu werden. Ohne Bild wird keine Rede warm und frisch; wir erinnern uns kaum auf eines gestoßen zu sein. Die Kunst der Belebung und Vergegenwärtigung liegt für den Literarhistoriker unter Anderm namentlich darin, daß in seinem nüchtern gemessenen Gang

an der rechten Stelle ein lebenswarmes, frisches, phantasievolles Wort aus dem Dichter aufnimmt; man vergleiche nur z. B. den Auszug aus Haller's Alpen: er ist dürr, es lebt nichts. Einige Epitheta aus dem Original, die das Bild vergegenwärtigen, vor die Sinne rücken, taktvoll aufgegriffen und eingewoben, hätten allein schon hingereicht, zu bewirken, daß die Farben herausträten. Dann durfte Mörikofer aber auch nicht vergessen, zu sagen, wie prosaisch aus gewissen Stellen wieder der gelehrte Botaniker und Mineralog herausschaut. Dieß ein Beispiel, wir könnten noch manche anführen, eilen aber zum Wichtigeren, zum Inhalt. Zureichende Freiheit in der Durchschauung des Gegenstands, im Urtheil, vermissen wir am meisten bei der Darstellung Lavater's, und dieß führt dann weiter auf des Verfassers Stellung zu jener Gestalt des Geistes, die man Aufklärung, Rationalismus nennt. Er ist, wie sich erwarten läßt, ein Gegner der seichten Formeln, womit sie das Räthsel des Lebens zu fassen glaubte, ein Gegner ihrer Abstraktion eines „höchsten Wesens", welches von fern mechanisch die Welt regiert, ihrer Verflachung der Religion zu Moralvorschriften; er schaut und denkt dynamisch, des Menschen und der Welt Verhältniß zu Gott ist ihm Lebensgemeinschaft. Allein nicht minder wahr und tief will daneben ein anderer Begriff sein Recht: der Begriff, daß die Naturordnung unzerreißbar und das Göttliche nicht anders als in ihr wirklich und gegenwärtig ist. Beide Begriffe müssen sich vollständig decken. Hier liegt die Versöhnung des Rationalismus und des Theils von Wahrheit, der im Mystizismus ist. Die Aufklärung hat uns die große Wahrheit erkämpft, daß der echte Religionsinhalt mit dem Wunder

nichts, rein nichts zu schaffen hat. Daß sie ihn, also richtig ausgeschieden, an sich zu seicht nahm, darin haben die Mystiker Recht gegen dieselbe, während sie in ihrem Wunderbegriff Phantasten sind. Ein Lavater glaubte durch die Inbrunst der Andacht mit Gott so eins zu werden, daß er im höchsten Moment frommer Entrückung aus der gesetzlich geordneten Lebenskette, aus dem Naturgesetz heraustrete, Apostel, Prophet, Wunderthäter werde. Dieß ist Mystizismus, dieß ist Keim von Wahnsinn, dieß ist nicht mehr sittlich religiös, sondern Verkehrung des sittlich Religiösen in's Physikalische, und zwar in's verrückt Physikalische. Um diesen Wahnsinn drehte sich Lavaters, übrigens so edles, so aufopferndes, so bezauberndes Wesen und Leben; Mörikofer deckt das nicht mit der Schärfe auf, die wir von einem Biographen des seltenen Mannes fordern, er ist doch zu sehr Partei für ihn. Nun nehme man hinzu, daß eine geheime Stimme der Vernunft doch in jedem Menschen spricht, daß der Mystiker und Wundermann sich allgemach immer gewöhnt, diese Stimme zu ersticken, und dann bedenke man, wie unvermerkt Selbsttäuschung zur Täuschung Anderer führt. Nicht genug: man vergesse nicht, daß Lavater eitel war, wie es am Ende Dichternaturen menschlich verzeihlich alle zu sein pflegen, daß aber diese Eitelkeit in ihm ungemein genährt werden mußte durch das Zuströmen von Verehrern, noch mehr von Verehrerinnen, die prozessionenweise zu dem Wundermann wallfahrteten; daß ihm daneben jener Zug von Schlauheit nicht abgieng, der den Gebirgsalemannen eigen ist, und diesen Zug fasse man zusammen mit dem Bekehrungs- und Propaganda-Eifer, den er mit allen Schwärmern theilte: so begreift

man die Abwendung des reif und klar gewordenen Goethe und seine späteren harten Urtheile.

Mörikofer scheint Goethe's Wort in dem bekannten Briefe, das er anführt: er sei aus der Wahrheit geboren, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne — nicht gut verstanden zu haben; das ist nicht Materialismus, sondern das ist das Bekenntniß des gesunden Glaubens an die wirkliche, gleichmäßige, durch die feste Naturordnung organisch ergossene Präsenz des Göttlichen; das ist Überzeugung, daß die Idee da ist, und zwar im Leben als einem gesetzmäßigen Ganzen. — Hier fühlt man einen Rest von Unklarheit, der die ruhige, unparteiische Gerechtigkeit, womit der Verfasser überall Licht und Schatten, Für und Wider abwägt, merklich hindert, zum richtigen, schließlichen Wahrspruch zu gelangen. Wie gewissenhaft er untersucht, sieht man namentlich an der pünktlichen Aktenprüfung im Prozeß über Joh. v. Müller's Abfall. Wir unsererseits möchten auf diesen Mann nicht schimpfen wie Wolfg. Menzel, aber wir meinen, Mörikofer hätte immerhin in die Wagschale der Strenge ein Gewichtstück mehr legen dürfen, der schweizerische Republikaner gegen einen schweizerischen Republikaner, dessen Brief an Maret (S. 409) trotz einiger Einwendungen deutlich genug sagt, daß, wenn Napoleon aus seinem Gedanken, der Schweiz einen Fürsten zu geben, Ernst gemacht hätte, er es sich auch hätte gefallen lassen. Die Hauptursache von Müller's tiefem Fall war Eitelkeit; als er an Dalberg schrieb, wie sehnlich er wünsche, „von Napoleon bemerkt zu werden“, war er im Innern schon dessen Kreatur. Mörikofer zeichnet in der Charakteristik, die er seiner Erzählung folgen läßt, scharf genug des Mannes

Schwächen; er hätte wohl immerhin zu einem strengeren Schlußurtheil gelangen dürfen. Zu der Darstellung Sulzer's bemerken wir, daß die Denkverwirrung dieses Ästhetikers im Prinzip, im Begriff des Schönen nicht herausgestellt ist, wie man es erwarten dürfte; eine kurze Beleuchtung der Wolf-Baumgarten'schen Vollkommenheitstheorie, wie dieselbe dann subjektiv gewendet wurde, so daß man vom Empfinden des Vollkommenen als Lust, des Unvollkommenen als Unlust in ewigen Zirkeln hin und wieder sprach; das gehörte hier zu der Aufgabe des Literarhistorikers. Das prinzipiell Ästhetische führt uns weiter zurück, auf Bodmer's und Breitinger's Streit mit Gottsched. Der Hergang verlief sich bekanntlich neben den Hauptschriften in ermüdenden Einzelheiten und es will scheinen, daß die entscheidenden Punkte, obwohl Mörikofer natürlich nicht versäumt, sie herauszuheben, doch nicht ausdrücklich genug hervorspringen, zu sehr nur unter Anderm vorkommen.

Hier war für die Hervorziehung des rothen Fadens eine bestimmte Stelle vorzubehalten, hier mußte dann auch in einer historischen Darstellung geradezu mit ästhetischer Kritik eingedrungen und zugleich dem halben Bewußtsein der tastenden Kämpfer unter die Arme gegriffen werden. Bodmer und Breitinger ahnen im Wunderbaren, das sie als ein wesentliches poetisches Motiv verfechten, die freie Erfindung der Phantasie; es müßte gesagt sein, daß man diese eigentlich recht wohl verfechten kann, auch getrennt von jenem, daß beide Begriffe den Zürichern noch in unkritischer Vermengung vorschweben; ein Poet kann ja geistvoller Erfinder sein ohne Erfindung irgend eines Wunders und die moderne

Zeit hat ihre kulturhistorischen Gründe, einen solchen vorzuziehen. Richtig erkennen Gottsched's Gegner die wahre Thätigkeit der Phantasie, wenn es die Ausführung des Erfundenen gilt, im Vergegenwärtigen, im Erzeugen eines Bildes für die innere Anschauung; sie nennen dieß Malen, und hier sollte, scheint uns, aus Lessings epochemachender und grundgesetzlicher Kritik dieses Begriffs in Kürze das Nöthigste herausgegriffen sein, um denselben zurechtzustellen; gelegentlich bemerken wir hier auch, daß Breitinger's „Kritische Abhandlung über die Gleichnisse“ zu leicht behandelt wird; gerade in dieser Schrift tritt jener Begriff der Vergegenwärtigung, Veranschaulichung in ein noch volleres Licht, hier taucht das Verständniß Homer's auf — Homer's, der für die Wiedergeburt unserer Poesie so unendlich wirksam werden sollte. Breitinger ahnt in ihm das ewige Muster reinen Schauens. Ungleich lebhafter und nachdrücklicher setzt Mörikofer die andere Seite des Verdienstes dieser Vorkämpfer in's Licht: daß sie die erniedrigte Würde der Phantasie, der Poesie wieder aufrichteten, indem sie vom Gedicht moralische Schönheit, nicht eigentlich lehrhaft, sondern als Ausfluß eines begeisterten Gemüths forderten; freilich auch darin waren sie, was Mörikofer nicht übersieht, noch unklar, indem sie diese Forderung, die auf den Inhalt geht, mit ihrem Formprinzip, dem Vergegenwärtigen, nicht zur rein ästhetischen Einheit zusammenbrachten. Eine gewisse Unsicherheit in ästhetischen Begriffen fiel uns allerdings auch an einer Stelle der Einleitung auf: dort sagt Mörikofer: der Roman könne in der Schweiz nicht aufkommen, weil „kein solider Schweizer es wagen dürfe, sich berufsmäßig mit phantastischen und er-

träumten literarischen Schöpfungen abzugeben," und darauf die Vorliebe für Geschichte, historisches Gemälde, Bilder aus dem Volksleben begründet. Muß denn etwas, um wahr zu sein und Geist der Wirklichkeit zu athmen, geschehen sein? Soll man Wunder erfinden dürfen, aber nicht Solches, was möglicher Weise geschehen kann?

Von den direct ästhetischen Fragen wenden wir uns zu einer allgemeineren, den Inhalt betreffenden Anforderung an den Geschichtschreiber der Literatur, welche wir mit dem Ausdruck bezeichnen: er solle es nicht an der nöthigen Perspektive fehlen lassen. Wir muthen dem Geschichtschreiber nicht zu, daß er den Philosophen der Geschichte mache; allein wir glauben, er müsse an den rechten Stellen gewisse Erhöhungen klar und erkennbar anbringen, die der Leser mit ihm ersteigt, um aus der nächsten Umgebung den Blick zur Fernsicht und Rundschau zu erheben — Punkte, wo er die geistigen Hauptmächte, welche eine Zeit beherrschen, aus der Summe des Einzelnen frei, einleuchtend herausstellt, auf die Vergangenheit zurück-, auf die Folgezeit hinausweist. Der Streit gegen Gottsched war durch einige bündige Sätze einzuleiten über den Stand der deutschen Literatur unter seinem Regiment, sein Verdienst und die Nothwendigkeit seiner Stürzung, über Satzung und Freiheit in der Poesie. Doch dieß ist nur ein Einzelnes, dieser Kampf war nur Vorbote eines größeren, allgemeinen.

Der Verfasser hat es mit lauter Erscheinungen zu thun, welche jener großen Geisterströmung angehören, die man Aufklärung nennt, die wir auch als Herrschaft der Revolutionsidee bezeichnen können, wobei wir den Begriff der Revolution keineswegs auf die politische beschränken, in welcher

diese Idee zur blutigen, zerstörenden Praxis wurde. Ihr gehören die Mystiker, gehört ein Lavater so gut an als die Gegner, die sie bekämpfen, die Verstandesleute, die Skeptiker, Materialisten, Rationalisten. Es genügt da durchaus nicht, daß man da und dort von seichter, läugnender Aufklärung und dann von ihrer Bekämpfung spricht; man muß die Losreißung des Geistes von der Autorität, womit er sich auf die eigenen Füße stellt und sich in seiner Freiheit, d. h. Unendlichkeit, erfaßt, als ein großes, weltumbildendes Prinzip voranstellen, das zunächst mit der Beschränkung der Subjektivität, der Willkür, der Abstraktion behaftet ist, das daher eine gegebene Welt zerschlägt, ohne noch eine wahre neue bauen zu können; man muß durchschauen, wie die scheinbaren Gegner dieser Abstraktion und ihrer negirenden Verständigkeit, die Männer, welche die fromme Bindung der Geister und unmittelbare, die Naturordnung magisch durchbrechende Seelengemeinschaft mit Gott, oder die Natur, das reine Ursprüngliche, Urzustand der Unschuld zum Losungswort machen, nicht minder willkürlich und gewaltsam sind, daß sie dem fahlen seichten Scheine nicht das volle Sonnenlicht und die satte Farbe, sondern ein trübes schwüles Dunkel gegenüberstellen; die Mystik und Natursehnsucht ist nur die feurigere, blühendere, seelenvollere Schwester der bleicheren, hageren, schneidend verneinenden Frau, die man Aufklärung heißt. Lavater scheint bei dem Verfasser dadurch in Gunst zu stehen, daß er sich stets auf die Bibel beruft; allein darauf kommt es an, was er aus der Bibel unkritisch für sich herausnahm, das war ein phantastischer Wunderbegriff und darin ist er so subjektiv, so willkürlich als die ganze aufgeregte Zeit.

Alle miteinander sind Idealisten, Ideologen, aber frische, unverbrauchte, jugendliche Stürmer, von einer, zwar noch unverstandenen, großen Wahrheit trunken — Menschen, die in ihrem Schaffen hinter dem, was sie zu schaffen glaubten, unendlich zurückbleiben und doch ein Unendliches, eine neue Welt des Geistes und des Liebens schaffen, ungeheure pelasgische, cyklopische Grundsteine legen, auf denen wir heute noch fortbauen. Als einen der Züge, welche dieser neuen Gestalt des Bewußtseins eigen sind, nennen wir die Sentimentalität. Einmal motivirt Mörikofer den sentimentalen Ton ganz speziell aus gegebenen Verhältnissen (S. 269); die Sentimentalität war aber der allgemeine, nothwendige Reflex der noch abstrakt gefaßten innern Unendlichkeit im Gefühl; gegen das, was der unendliche Geist herrlich, göttlich, sich selbst anstaunend in sich trägt, erscheint die wirkliche Welt gemein und roh, er projizirt daher seine Schönheitswelt in ein Jenseits, nach dem er sich nun hinübersehnt, und diese Sehnsucht, Wehmuth, die bebende Thräne pflegt er mit Andacht als Ausweis und Erkennungszeichen der „edleren Seelen". Dieser ganze Geisterzug der Zeit nun, hier empfindsam, dort stürmisch, zweifelnd, verneinend oder mystisch, war bestimmt, in Deutschland einer zunächst innerlichen, kritischen, poetischen, sittlichen Läuterung entgegenzugehen. Hierauf hätte an den Stellen hinausgewiesen werden sollen, wo es der Zusammenhang mit sich brachte: bei der Unklarheit der ästhetischen Begriffe auf Kant, Lessing, bei dem Humanitätsbegriff wieder auf diesen und auf Herder u. s. w., alles natürlich kurz, aber mit festen Zügen und gerechter, als es bei Goethe geschieht.

Endlich ist noch ein Wort von der Beherrschung des Stoffs im Sinne der Eintheilung zu sagen. Mörikofer gibt eigentlich eine Reihe von Biographien, angeordnet nach der zeitlichen Folge der Geburtsjahre, mit einziger Ausnahme Haller's, den er Bodmer'n voranstellt, obwohl er zehn Jahre nach diesem geboren ist und erst 1729 mit seinen „Alpen" auftritt, während Bodmer's folgereiche Thätigkeit 1721 mit den „Discursen der Maler" beginnt. Es bietet sich so natürlich dar, den ernsten würdevollen Mann als Zugführer hinzustellen, daß wir daran nicht rütteln wollen. Neben dem Chronologischen macht sich theilweise das Landsmännische (Stadt, Kanton) als anreihendes Moment geltend. Mit Kunst und Fleiß sind in die Biographien je die Mitstrebenden, die Freunde und Gegner des Mannes hineinverarbeitet, dem der Abschnitt gewidmet ist. Wir verkennen nun keineswegs, daß es zu mißlichen Wiederholungen geführt hätte, wenn statt der biographischen Aufreihung eine Eintheilung nach Richtungen gewählt worden wäre; trennte man die Wissenschaft, die Kritik von der Dichtung: Haller und Bodmer sind auch Dichter; oder die Religion von beiden: Lavater ist neben dem Frommen, dem Geistlichen auch Physiognomiker und Dichter; die idealen Gebiete von den praktischen: alle diese Schweizer sind ja auch Männer des Wirkens; die Persönlichkeiten würden also zerschnitten und die Stücke unter verschiedene Rubriken auseinandergeworfen. Allein die Biographien hätten wenigstens mehr nach innern Gründen gruppirt werden können; es stellt sich eine Reihe von Männern doch heraus, welche ganz der Praxis angehören, sie waren zusammenzustellen; Hirzel z. B. durfte nicht zwischen Dichtern

und Kritikern stehen, er gehörte mit Iselin, Pestalozzi als Philanthrop zu einer Gruppe. Meyer von Knonau, Usteri, Salis hätten ganz gut zu Haller und Bodmer heraufgerückt werden können, so daß diejenigen zusammenstünden, die doch vorzugsweise der Literatur und Poesie angehören. Lavater der Poet, Mystiker und zugleich thätiger Philanthrop, stand dann an der rechten Stelle zwischen beiden Gruppen; Johannes v. Müller aber bildete naturgemäß den Schluß, da der Geschichtsschreiber allen denen nachzufolgen hat, welche irgendwie Geschichte machen.

Wir haben nun mancherlei ausgestellt, und wir säumen nicht den Tadel mit dem Lob wieder zusammenzufassen in dem Wort: das treffliche Buch trägt einen Charakter des Ungelockerten; das soll heißen einerseits: jedes Lockere im übeln Sinn ist ihm fremd, andererseits: es dürfte mehr Lockerung im guten Sinn zu verspüren sein; da bedeutet Lockerung: frei über dem Gegenstand schwebender, durchdringender, an das Allgemeine knüpfender philosophischer Gedanke, beherrschend, organisirend, auch die Sprache elastisch durchbildend. Allein wie schwer ist es, diese Kraft zu vereinigen mit der gediegenen, sachgetreuen, ernsten Objektivität des Historikers! Wie viel lieber muß uns der Mann sein, der inhaltsschwer ist mit einiger Schwerfälligkeit der Form, als der, welcher sich leicht bewegt, aber auch leichtsinnig wird gegen die Sache! So wünschen wir denn unserer Literatur herzlich Glück zu dem gewichtigen Werk; kein Literarhistoriker kann es entbehren, kein Liebhaber der Literatur wird es ohne das Behagen, womit wir von einem saftigen, kräftig derben Mahl mit nahrhaftem braunen Roggen-

brod aufstehen, kein Schweizer ohne gehobenes Selbstgefühl im Rückblick auf jene schöne Zeit aus der Hand legen. Einer der geschilderten Männer, Iselin eifert in seinen „philosophischen und patriotischen Träumen eines Menschenfreundes“ 1755 gegen die „Handelschaft“, gegen die steigende Herrschaft dessen, was wir jetzt materielle Interessen nennen. Es wäre abgeschmackt, den Werth der Industrie, die kulturhistorische Bedeutung des Handels und großen Geschäfts, die Bedeutung des Wohlstands, der aus Gewerbfleiß und und kaufmännischer Vielthätigkeit erwächst, idealistisch zu verkennen; aber daß es nicht gut ist, wenn diese Richtung die geistigen Interessen überfluthet, darüber bedarf es auch keines Worts und wahr ist es, daß, wer dieses statistische Buch gelesen, mit Wehmuth sich sagen muß: wie eine ganz andere Luft, bei aller altmodischen Steife, muß doch damals in den Schweizerstädten geweht haben, als Phantasie, Humor, Geist, Debatte über Kunst und Dichtung und Religionsfragen frisch und jugendlich die Gemüther beschäftigten, als der bewegliche Bodmer unter den Bäumen der Platz-Promenade von Zürich mit einem Kreise von Freunden und blühenden Mädchen wandelte und Literatur plauderte, Geßner an den Ufern der Sihl träumte, Lavater mit den leuchtenden Augen und feinen Lippen in die helvetische Gesellschaft trat und muntere Kehlen seine Schweizerlieder anstimmten! Mag auch das eine Frucht des willkommenen Buches sein, daß es in seiner Heimath die Geister, die dem Idealen zugewendet sind, aneifert, kompakter, geschlossener neben der Welt der Aktien, „Papiere“ und Maschinen sich geltend zu machen, einmal wieder als Legion aufzutreten wie damals.

Und noch etwas haben wir auf dem Herzen: daß es in seinem Theil mitwirken möge, die politische Trennung der Schweiz von Deutschland wenigstens durch geistige Bande breiter und breiter zu überbrücken! Wer kann das Bild jener fruchtbringenden Wechselwirkung, das Mörikofer vor uns ausbreitet, anschauen, ohne sich im Innersten zu sagen, daß wir eines Volkes Glieder sind! Die Schweizer sind und bleiben Deutsche, Deutsche sind der Kern der Eidgenossenschaft; ein Schweizer, der über Deutschland spottet, spottet über sich selbst. Darum, weil uns im Großen politisch noch nicht gelungen ist, was ihnen im Kleinen gelang, sind wir nicht zweierlei Nationen geworden. Es gibt ja bei uns zu beklagen und zu verspotten genug, ja wohl, wir klagen und spotten selbst; wir können es, wir dürfen es, weil wir in unserm Kern die unversehrte Kraft wissen, uns eines Tags stark und groß hinzustellen unter die Völker; nur so wie wir selbst auf unsere Zerfahrenheit zürnen, so wie man mit Grimm und Humor auf sich selber schilt, schelte ein Schweizer mit uns; aber auch kein Deutscher soll im Bewußtsein der verbreiteteren Bildung uud der größern Macht, die wir selbst in der Zerrissenheit unserer Theile haben, auf die Schweiz und ihre manchen Blößen, die sie freilich im Urtheil über Deutschland nur zu leicht vergißt, heruntersehen; wandelt ihn die Lust an: er denke nur wenigstens der Zeiten, die uns hier geschildert sind, und erinnere sich, was auch wir geistig der Schweiz verdanken; doch nicht allein das — er erinnere sich: es ist Fleisch von meinem Fleisch, Blut von meinem Blut und eigentlich gehören wir zusammen.

Durcheinander aus Oberitalien.

Geschrieben im April.

(Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung, 1867.)

Wer aus und über Italien schreibt, hat einen schweren und leichten Stand; schwer, weil der nordische Fremdling, der offene Sinne hat, nicht ungestraft in den hesperischen Lüften wandelt; eine Trunkenheit erfaßt ihn, die er vielleicht erst ausschlafen sollte, ehe er zur Feder greift, denn er läuft sonst Gefahr, das Bild eines Zustandes zu Papier zu bringen, in dem ihn der Leser, der doch nicht von der Assunta des Tizian, nicht vom Markusplatz, nicht vom betäubenden Lärm der Gassen, nicht aus der Luft, die jeden Nerv höher belebt, nicht vom dunkeln Conegliano-Wein herkommt, für einen Menschen halten muß, bei dem es im Obergeschoß nicht ganz richtig ist; und doch darf er auf einige Nachsicht hoffen; ein gutes Präjudiz, das Nachsicht im Gefolge hat, kommt ihm zu Hülfe; dieß gute Präjudiz ist eine gewisse gutmüthige Neigung des Lesers, sich mit dem Rausch anstecken zu lassen; schon der Name Italien bringt ja für den Nordländler eine gewisse Disposition zur Trunkenheit mit sich. So ist denn der schwere Stand doch auch wieder ein leichter; der Leser wird sich namentlich einige Unordnung gefallen lassen und

ich werde diese Nachsicht ansprechen müssen. Ich wollte nur vom Theater schreiben, kann dem Reiz nicht widerstehen, auch von Werken der neueren bildenden Kunst zu schreiben, ohne doch planmäßiges Verfahren oder irgend Vollständigkeit versprechen zu können, und ich besorge, daß ich dazwischen hinein in's Plaudern über Leben, Welt, Sitte, Zustände hineingerathen werde: kurz ein geschriebenes Flaniren wird es eben werden, das weiß ich zum Voraus; also — Durcheinander. Auch zu der Langmuth ist der Leser wohl aufgelegt, mir nachzusehen, daß ich gar Manches noch einmal bespreche, wovon tausendmal schon die Rede gewesen; wer Wiederholungen scheut, mag die Feder, die von Italien schreiben will, nur gar nicht eintunken.

Als ich Abends, am 29. März, in Venedig angekommen, hielt ich es, wie billig, für meine erste Pflicht, auf der Piazza und durch die Frezzaría und Mercería zu schlendern, um mir die venezianische Welt anzusehen, die sich jetzt, wie ich mir denken konnte, nicht mehr schmollend verborgen hält, sondern herausgeht und bis in die späte Nacht auf jenem einzigen Platze der Welt, in den genannten, obwohl äußerst engen, doch vom Gaslicht der zahlreichen Kaufläden beglänzten Gassen umtreibt. Da las ich an einer Ecke der Frezzaría (das ist eigentlich der alte Trödelmarkt) die Anzeige: Teatro Apollo. Serata a benefizio della prima attrice, Matilde Pompili-Trivelli. La drammatica composizione condotta e diretta dall' attore E. Rossi esporrà *Macbeth*, tragedia di Guilielmo Shakspeare. Natürlich schnell linksum und hinein durch das enge Winkelgäßchen in das mir wohlbekannte Lokal; Rossi, jetzt der erste Schau-

spieler Italiens, gibt den Macbeth, das muß man sich nothwendig ansehen! Wie anders sah es da drinnen aus als vor Jahren, wo ich dieses Theater zum letztenmal besucht hatte! Damals — 1860 — gab es hier kein italienisches Schauspiel noch Oper. Eine deutsche Gesellschaft spielte in Apollo. Zuschauer waren nur Deutsche, in der Mehrzahl die Officiere der großen Garnison. So waren die Räume natürlich kaum zur Hälfte besetzt. Jetzt fand ich Parterre, Bänke nnd freien Platz, sämmtliche Logen gefüllt. Reizende Frauen der ersten Gesellschaft schauten aus den letztern; in der Platea (Parterre) sah man statt des österreichischen Jägers im einfachen grauen Rock den Bersagliere mit den Pumphosen und dem theatralisch überreichen Hahnenfederbusch, statt der weißen Linie die dunkelblaue, verschwenderisch mit Silber aufgeputzte italienische; statt der leichten schlichten Mütze die geschmacklose Kübelform, die so weit ist, daß sie fast bis auf die Nase hereinreicht und die meist schönen Köpfe ganz in's Blöde entstellt. Alles, was im Parterre keinen Sitzplatz gefunden, behält bekanntlich in ganz Italien den Hut auf dem Kopf und die Ruhe, das Stillehalten wie in Deutschland wird man auch bei einem klassischen Stück vergeblich suchen. Allein man ist darum nicht so unachtsam, wie es nach unsern Begriffen von Gesetztheit scheinen möchte, und diesen Abend zeigte ein Blick auf die vollen Bänke und Logen, daß man dem, hier vielleicht noch nicht aufgeführten Werk des brittischen Dichters großes Interesse und Spannung entgegenbrachte. Die Übersetzung (von Rusconi, wenn ich nicht irre) schien mir, so weit sich bei dem raschen Gang der wirklichen Darstellung urtheilen läßt, in Erwägung der großen Schwierig-

keiten recht anerkennenswerth. Sie ist prosaisch, erhebt sich aber gemäß der rhythmischen Gangart der italienischen Sprache von selbst in Jambenbewegung. Selbst solche Stellen, die durch ihre gedrängte, traumhafte Bilder- und Gedankentiefe auch der geistverwandten deutschen Sprache große Schwierigkeit bereiten, wie Macbeth's Monolog vor dem ersten Mord mit der dunkel ahnungsvollen, Mordstimmung athmenden Anrede an die „festgefugte Erde," wie die unheimlichen Reden in jenem schon auf Banquo's Ermordung vorbereitenden Gespräch vom schläfrig summenden Käfer, der die gähnende Nachtglocke läutet, vom beginnenden Dienst der schwarzen Hekate und dem Flug der Dohlen nach dem Walde — schienen mir nach Verhältniß ganz brav wiedergegeben. Dagegen war Anderes traurig verfehlt. Wie Macbeth vom Mord zurückkommt, sind seine ersten Worte: „ich hab' die That gethan"; sie hießen in der Übersetzung matt und nichtig: C'è fatto. Wie die Worte der Lady während des Mahls: he is about it, übersetzt sind, konnte ich nicht entdecken, ich hörte hier das Einzelne nicht deutlich; freilich hat bei uns selbst Jordan statt des furchtbar Andeutenden: „er ist daran", geglaubt in's Klarere übersetzen zu müssen: „jetzt thut er's"!!! Daß Rossi's Bühnenbearbeitung nach Kräften das Abgeschmackte zu beseitigen strebte, wie es Shakespeare g e w o l l t hat, um die Wirkung des Ungeheuern zu verdoppeln, das läßt sich auf einem italienischen Theater erwarten; also drei ganz leidlich saubere, pathetisch redende Weiber verkündigen in der ersten Scene aus grünen Nischen ihr Orakel, behalten im vierten Act den tollen Hexengesang rein für sich, lassen die glückverkündende Weissagung durch eine hübsche weiß-

gekleidete Festjungfrau vorbringen, unterschlagen das entsetzlich rufende blutige Kind und setzen dann den Zug der gekrönten Nachkommen Banquo's in Scene, den einzigen Theil dieser wüst dunkeln und um so schauervolleren Zukunftsbilder, der theatralisch glatt und einleuchtend verläuft. Die Erscheinung Banquo's blieb natürlich unverändert, Geister sind den Italienern so wenig etwas Fremdes, als den alten Römern; auch war man nicht so thöricht schüchtern, wie ich es auf deutschen Bühnen gesehen, den Gemordeten fein sauber gewaschen und gekämmt, wie einen schottischen Geheimenrath, an die königliche Tafel zu setzen; er erschien mit blutüberronnenem Haupt, verwirrtem Haar, weit offenem, stierem Auge; nur machte man den Fehler, ihn an einer andern Stelle, als dem für ihn bestimmten Sitz, erscheinen zu lassen, so daß er sich dann mit deutlichem Menschenschritt dahin begeben mußte, um niederzusitzen. Die Rausch-Reden des Pförtners durften natürlich einem italienischen Publikum nicht vorgesetzt werden und Schiller's Änderung, die hier gewiß sehr beifällig aufgenommen würde, ist dem Bühnenbearbeiter entgangen; kommt eben ein Kerl heraus, reibt sich die Augen und schließt das Thor auf. Fragt man mich nun nach der Hauptsache, dem Spiel, so kann ich sagen: der Italiener zeigte sich auch hier als Meister in dem, was sein Element ist: Darstellung der Leidenschaft; verloren aber gieng fast ganz das tiefe Dunkle, Mystische, Dämonische, seltsam Verwickelte im Seelenleben des Menschen. Lauter taghelles Pathos; um dieses ganz in Wirkung zu setzen, eine Welt von Mitteln, worin der Sohn des klaren, heißen Himmels dem Nordländer so sehr überlegen ist: Gelenkigkeit,

Straffheit, Resolutheit der Körperbewegung wie der Stimme; da ist nichts verklebt, nichts halb zurück, Alles ganz heraus. Man kann sich allerdings leicht die Stellen denken, wo diese Art des Italieners ganz unzureichend blieb, oder wo sie ihn zu tollen Extremen verleitete. Die Scene, wo Macbeth den Geisterdolch in der Luft sieht und darnach greift, schlug ganz fehl und der Ausdruck auf den Gesichtern im Publikum war ein unverkennbares Kannitverstan, denn Rossi machte einen Mißgriff, der freilich nicht geeignet war, dem Verständniß nachzuhelfen. Der Dolch, den Macbeth in der Luft zu sehen glaubt, muß doch natürlich in der Richtung nach Duncan's Schlafgemach schweben, denn der Sinn ist ja: Macbeth wird der Knecht seines eigenen lange gehegten Gedankens, das Bild seiner That zieht ihn hin wie eine magnetische Kraft, und dieses magnetische Gezogenwerden muß in räumlicher Richtung, wie sich von selbst versteht, der Stelle zugehen, wo die That geschehen soll; Rossi dagegen sah den Dolch in abwechselnder, und zwar mehr in abgewendeter Richtung. Es war aber auch nicht der rechte, geheimnißvolle Ton in Stimme und Spiel; man sah, er wußte nicht recht, wie mit der sonderbaren Scene fertig werden. Nach dem Morde muß Macbeth ganz langsam, wie versteinert, selbst zum Gespenst geworden, mit stierem Blick, wirrem Haar auftreten. Rossi stürzte wie wahnsinnig die Treppen herunter. Unterschlagen darf ich nicht, daß er in einzelnen Stellen des folgenden Gesprächs doch auch den geisterhaften Ton ergreifend zu treffen wußte; so sprach er die Worte von den Schlafreden derer, die im Nebengemach lagen, von dem Amen, das ihm in der Kehle blieb, mit Gefühl und großer Wirkung;

mit Ausnahme jenes Fehlgriffs erschien mir die Scene nach dem Mord als die gelungenste. Das obige Urtheil kann ich aber darum nicht zurücknehmen; wer das Traumhafte in Shakespeare's Phantasie nicht bloß ausnahmsweise versteht, der läßt nicht z. B. das wunderbare Bild von den auf Wolken reitenden Cherubim im Monolog: „wär's abgethan, wie es gethan ist,“ als flüchtiges Schlußwort abschnurren, wie Rossi that. Von der Mordscene an, mit der schrittweisen Verwilderung, nahmen nun die Übertreibungen zu und vermißte man um so mehr die Tiefe in der Darstellung des innern Zustands; überall aber, wo starke Leidenschaft am Ort ist, war der Italiener im Vortheil gegen alle mir bekannten deutschen Darstellungen. Gut und übel vereinigte sich sehr fühlbar, besonders in der Scene des Mahles, wo Banquo's Geist erscheint; mit vollem Verständniß wurde das wahnsinnige Wüthen gegen den entsetzlichen unangreifbaren Gast zur Erscheinung gebracht, aber nichtiger Überfluß, Futter für alte und junge Kinder war es, wenn Macbeth am Schluß der ganzen Scene, nachdem alle Gäste weg sind, vor dem Abgang mit Lady Macbeth noch einmal nach der Stelle hinblickt, wo der Geist erschien, noch einmal wie ein Verrückter aufschreit und unter allerhand tollen Faxen sich von ihr hinausziehen läßt. Im letzten Akte muß der Schauspieler wohl bedacht sein, sich so viel innere Ruhe zu bewahren, daß er die Momente zur vollen Geltung bringe, worin der Held seiner tragischen Blasirtheit, dieser Verkohlung und Aussaugung, dieser Gefühllosigkeit und Gewissenlosigkeit und dem Wissen um dieselbe den tiefen, unwillkürlichen Ausdruck gibt. Sie giengen fast ganz verloren; „mein Leben

ist in's dürre Laub gerathen" — „das Leben ist ein wandelnd Schattenbild" u. s. w.: man fand die herrlichen Stellen kaum heraus; man hörte sie kaum. Darin konnte sich der der Künstler freilich auch nicht von seinem Publikum unterstützt fühlen; es lachte bei den Worten Macbeth's, da ihm der Tod seiner Gemahlin gemeldet wird: „Sie konnte sterben zur gelegnern Stunde." Der Romane hat sehr mangelhaftes Verständniß für das entsetzlich Komische oder komisch Entsetzliche. Daß Jemand im furchtbarsten Augenblick etwas ganz Triviales sagen, daß gerade diese Trivalität uns einen Schauderblick in sein Innerstes eröffnen kann, das will dem südlichen Gefühl nicht einleuchten; es liebt gerade Linie und Welle, der Zickzack ist ihm fremd. Freilich auch ein rechtes Fortissimo, ja Furioso des Zugs ist in seinem Geschmack. Das Großartigste in dieser Art der Zeichnung hatte sich Rossi aufs Ende aufgespart. Macbeth mußte im Widerspruch mit dem Text auf der Bühne fallen. Vorerst ist zu melden, daß das Gepritsche des Waffenkampfs, wie unsere deutschen Schauspieler es betreiben, sehr gesetzt und vorsichtig, um einander nicht weh zu thun, lauter Spaß ist gegen die rasende Wamserei, die da auf einer italienischen Bühne losgeht. Diese Kerle fahren so wüthend herum, lassen die Hiebe so hageldicht fallen, daß man, gerade durch diese Furie übertäubt, nicht merkt, wie sie einander schonen. Unter solchem Prügelregen treibt Macduff den Macbeth an eine Baumgruppe in der Mitte des Theaters und hier wußten es die Beiden so zu machen, daß man veritabel meinte, jener habe diesem sein Schwert in den Hals gestoßen, so daß es da stecken geblieben; Macbeth scheint (indem er es mit der Hand hält) mit aller

Kraft daran zu reißen, um es herauszubringen, es gelingt, er thut einen Schrei wie ein fremder Vogel, etwa eine angeschossene Schneegans, macht hierauf einen Sprung in die Luft wie ein getroffener Hirsch und plumpt dann nieder, als schmisse man einen Sack voll — Kartoffeln kann ich nicht sagen — etwa Zwetschgen oder Nüsse mit dumpfem Schlag auf den Boden und wirft die Beine baumelnd noch einmal in die Luft. Dann noch ein Zucken, er stirbt, er ist todt. Man hätte meinen sollen, der Mensch habe sich in Stücke zerfallen, ich sah ihn aber den Tag darauf wieder ganz, aus einem Stück in einem muntern Lustspiel von Goldoni. Eine solche Technik des Hinhagelns sieht man nicht wieder, hätte ich nie für möglich gehalten. Mir kam ein Lachkrampf, aber ich mußte mich zusammennehmen, ich sah um mich, und mein Blick fiel nur auf ganz andächtige Gesichter. Sehr schlecht war Rossi von der Benefiziantin, M. P. Trivelli, unterstützt; ich hatte gefürchtet, sie werde nur zu sehr die Furie spielen, aber doch heroischen großen Styl erwartet, wozu die Italienerinnen so viel mehr Anlage haben als unsere lispelnden deutschen Frauen; aber es war mir vorbehalten, eine sentimentale Lady Macbeth in Italien zu sehen; sie trieb die Wahrheit, daß dieses Weib allerdings als liebende Gattin mehr noch den Geliebten, als sich, durch den Strahlenkranz der Krone verherrlicht sehen will, bis zur ganzen, alle Wildheit und Schrecklichkeit abdämpfenden Unwahrheit; alles Grasse wurde zum nur Unerklärlichen. Dieselbe Signora habe ich in den „Innamorati“ von Goldoni allerliebst spielen sehen; Herr des Lebens, wie flog da diese Zunge, wie rollten und purzelten die helltönenden Worte

der schönen Sprache gleich Schneeflockengewirbel übereinander! Ihr Sinn scheint durchaus für das Realistische; sie scheitert am Grandiosen. Am besten spielte nach meinem Dafürhalten Orlandini als Macduff; hier standen Haltung und Feuer im besten Gleichgewicht. Ich wollte ihm einmal applaudiren, aber — es that Niemand mit.

Weil wir eben an Shakespeare sind, mag sich der Leser noch gefallen lassen, daß ich ihn nach dem Theater Malibran führe. Man gibt da freilich heute kein Shakespeare'sches Stück, sondern „I tremendi misteri della inquisizione in Spagna;“ aber das Publikum kann uns eine höchst lehrreiche Vorstellung von Shakespeare's Theater geben. Liest man die Schilderungen, wie es da zugieng, welcher Pöbel fast alle Plätze inne hatte und welchen Unfug er trieb, so begreift man rein nicht, wie Shakespeare für solche Zuschauer solche Stücke schreiben konnte, wie er nicht fürchten mochte, seine Perlen vor die Säue zu werfen. Man gehe in Malibran und begreife! Tagtheater ist es nicht mehr, sondern gedeckt und ganz sauber hergestellt, ornamentirt, ausgerüstet. Hier kann man sich darauf verlassen, blutwenig gute Gesellschaft zu finden: Barcarolen, Seeleute, Handwerker, eine Masse unnennbaren Volks von jener Classe etwa, die durch Ausrufen von Waaren aller Art auf den Straßen unser Ohr mit den Löwenstimmen betäubt, Frauen, Mädel, Buben aus denselben Regionen. Sie sind durchaus unruhig; sie schreien, pfeifen ins Stück hinein; sie lärmen auf jede Weise; von objektiver Kunstbetrachtung ist keine Rede; da ist sicherlich keiner, der aus der Ästhetik wüßte: schön ist, was ohne Interesse durch seine bloße Form gefällt. Der Bösewicht,

je besser er spielt, um so wilder wird er ausgezischt; zum Teufel! zum Galgen! schrie man dem Großinquisitor, seinen Pfaffen und Philipp II. an jeder der stark aufgetragenen Stellen zu, wo die Inquisition und der Despotismus ihre Schwärze offenbarten. Die katholische Kirche kommt überhaupt auf dieser Volksbühne grundschlecht weg; Garibaldi hat seine Parole nicht umsonst gegeben, oder vielmehr er brauchte sie nicht erst zu geben. Der Gute dagegen, der Tugendhafte, der Retter aus der Noth mag spielen wie er will, er wird leidenschaftlich applaudirt, einmal über's andere gerufen. Dafür aber wie frisch sind diese Menschen! wie unblasirt! wie aufmerksam andächtig bei allem Lärm! Und wie viel Naturerziehung hat selbst der Gemeinste! Da fällt kein schnödes Wort, wird nicht getreten, gestoßen, da ist man vor jeder Rohheit gesichert! Und so ist es ja hierzuland überhaupt. Ich wollte sehen, wie es hergienge, wenn in einer deutschen Stadt die ganze Bevölkerung, die höchste Aristokratie bis herab zum Bettler in Lumpen, eng gedrängt, sich die langen Abendstunden durch 5—8 Fuß breite Gäßchen, wie die Frezzaría und Mercería, spazieren schieben wollte! Der Student würde den Studenten rennen, der Gardelieutenant den Säbel so stellen, daß der Bürger sich daran stoßen, darüber stolpern müßte, der Knote würde mit dem Ellbogen puffen, den Mitmenschen auf die Zehen treten — kurz, der Reiz zur Lümmelhaftigkeit, der so tief in uns liegt, würde unwiderstehlich wirken und die Sitte im ersten Versuch aufheben, der ja aber schon darum undenkbar ist, weil Hr. Graf so und so und Frau Ober-Ober so und so schon bei seiner bloßen Nennung die Nase rümpften. Hier streifen

sie ruhig am braunen, von der südlichen Sonne vergoldeten Seemann, am Bettler in Fetzen hin. Eine Bettlergestalt begegnete mir neulich; da konnte man einmal sehen, was Lumpen sind! Ganze Quasten, Troddeln, Nesteln hingen an den Resten der gewesenen Substanz seiner Kleider herum; dabei sah er ganz heiter aus; so ein Mensch ist wohl unglücklich, aber lange nicht so unglücklich, als mancher Glückliche im deutschen Land; denn er lebt sich aus, er würgt nichts in sich hinein, auch er ist eine gediegene klassische Existenz, echter, flotter Husar der Bettelei, ein Stand, eine Gattung. Aber am Sonntag darauf sah ich ihn wieder unter den Arkaden des Marcusplatzes; er hatte seinen Staatsrock angezogen: Grund rhabarberfarbig, neu geflickt mit großen prächtigen blauen Pletzen — ich bemerkte Körbe mit solchem Material gefüllt, um ein paar Kreuzer in den Nebengäßchen der Frezzaría zum Verkauf ausgestellt —; er schritt stolz, festlich und führte seine Gattin am Arm. So, ihre Signora am Arm, zogen die Bettler auch mit auf im Festjubel, als Garibaldi hieher kam, — damals, als im allgemeinen Rausch des Entzückens von einem Operateur des betreffenden Übels ein Hühnerauge von Garibaldi vorgezeigt und austrompetet wurde. Polizei fehlt nicht; aber man braucht sie nicht, um den Anstand zu schützen. Von Stunde zu Stunde schreiten Carabinieri, stets zu zweien, langsam, feierlich durch das Gedränge mit den langen Fräcken und querüber aufgesetzten großen Hüten. Zur Instruktion dieser Organe des Gesetzes scheint vor Allem zu gehören: erscheine würdig! zeige durch die einfache Hoheit deiner Erscheinung, daß das Auge des Gesetzes wacht! Ja, das zieht so ernst

majestätisch einher, daß man sagen möchte: hier ist mehr als Polizei, hier ist Moral! Nicht zwar Kantischer kategorischer Imperativ — da müßten die Hüte den langen Weg aufgesetzt sein, um das Einschneidende des Begriffs zu bezeichnen — nein, mehr die ruhige, geschlossene Pracht des Wolffischen Vollkommenheitsprincips. Die Neapolitaner nennen diese würdevollen Gestalten nicht übel: Dio patre.

Das Theater Malibran hat mich darauf geführt, vom Volke zu sprechen, und das verleitet mich denn, auch ein Wort weiter zu sagen vom allgemeinen Zustand, wie er sich dem Reisenden eben von selbst aufdrängt. „Was sagst du nun von Italien? Wie steht es mit deinen österreichischen Erinnerungen?" Soll ich sprechen, so sag' ich: wer nicht die Gabe hat, umzuschlagen wie ein Purzelmännchen, dem ist, als würde ihm das Herz in zwei Stücke auseinander gerissen. Auf diesen Plätzen, in diesen Lokalen — wie viel Freundlichkeit und Zuvorkommenheit hab' ich von Deutschen, namentlich den braven österreichischen Offizieren, genossen! Als ich einmal, eben in Venedig angekommen, am ersten Abend unter der Veranda des Vapore den Imbiß nahm, redete ich einen Grenadierhauptmann an, an dem es mich rührte, daß er keinem der vielen Bettler ein Almosen versagte. Nach einer halben Stunde waren wir so bekannt, daß er mit mir gieng, um eine Privatwohnung zu suchen; sie fand sich; er wies mir seinen Offizierburschen als Kleiderputzer an; der kam gleich am ersten Morgen, meldete sich als gesandt von „Sior Capitagno"; — so, wie mir in jenen Wochen, sind nur den Göttern im hohen Olymp die Röcke ausgeklopft, die Stiefel gewichst worden. Wie leer ist's

nun geworden in den Räumen, wo einst so gemüthlich konversirt wurde! Im Café ai Quadri sitzt wohl der italienische Offizier, aber ach! er kneipt nicht; im Cavaletto ist es gar still und Zahlkellner Augusto hat volle Muße, die Zeitung zu studiren, und der Bierwirth mit dem sehr italienischen Namen Prellhans in der Strada di Castello (jetzt Strada Garibaldi) — er ist fort, weg, verschwunden aus horror vacui. In Verona ist's nicht anders. Im Kaffeehaus dort an der Ecke von Piazza di Brà, das von Besuchern wimmelte bis in die späte Nacht: jetzt heißt es apparent rari natantes æquore vasto. Ebenso drängt sich in Padua, Vicenza, Brescia durch die Leere der öffentlichen Lokale und, die gewohnten Stunden des allgemeinen Spaziergangs ausgenommen, der Straßen die große Lücke auf, welche der Abgang der starken Garnisonen gelassen hat, die der neue italienische Staat gar nicht oder nur mit kleinen Kontingenten ersetzen kann. Sie waren wohl ein wandelndes Bild der Fremdherrschaft, aber doch auch eine Belebung der vereinsamten Plätze und Wege dieser von ihrem alten Glanze längst herabgesunkenen Städte; das Offizierkorps brachte das gemüthlich gesellige deutsche Wesen herein, der Verkehr desselben mit den Italienern war — im engeren Kreise, denn im Salon war es freilich seit dem Aufleben Italiens anders — ein freundlicher und munterer, Ehen wurden mit den Töchtern angesehener Häuser geschlossen, dem Volk aber, den Gewerben und dem Handel führte die Verpflegung der großen Besatzungen reiche Nahrungsquellen zu. Auch außerdem that Österreich sehr viel für die Wohlfahrt dieser Städte, besonders Venedigs. Welche Summen hat allein die Restau-

ration der großen Haupträume des Dogenpalastes, der Markuskirche, des Uhrthurms, der Kirchen S. Giovanni e Paolo und anderer gekostet! So wird denn ihren Bewohnern der Übergang von der alten in die neue Zeit ungemein schwer, und nicht nur der deutsche Fremdling, der es einst anders gesehen, mag nicht so schnell die vielen guten Menschen der eigenen Zunge vergessen, die hier einst heimisch, in freundlicher Gewohnheit des Lebens sich bewegten, nein, auf gar manchen italienischen Lippen schweigt doch auch Heimweh nach den gemüthlichen Gästen. Der Haß gegen Österreich ist verschwunden; es war mir rührend, von Italienern selbst das Geständniß eines tragischen Mitgefühls mit den neuesten Schicksalen des einstigen Feindes zu vernehmen. Wer wollte darum vergessen: die Forderung einer Nation, daß das Ihrige ihr selbst gehöre, ist eine absolute, eine cosa sacra, wie gestern der alte, Österreich ganz freundlich gesinnte, unter seiner Regierung in treuem Dienst ergraute Oberbibliothekar von S. Marco, Valentinelli, zu mir sagte, — ist eine Forderung, die keinen Ersatz kennt! Vor ein paar Tagen sah ich im Vorübergehen eine schöne junge Frau in einem der geringeren Kaffeehäuser neben einem Offizier sitzen; sie sah tief traurig, wie in ein unendliches Leid versenkt, vor sich hin. Was sie wohl haben mag? dachte ich, vergaß aber das Bild im Gedränge der Umgebung. Kurz darauf führte mich der Weg an dieselbe Stelle zurück; eben trat das Paar heraus auf die Straße; der Offizier, ein bildschöner, großer Mann, war ein Krüppel, hatte einen hölzernen Fuß. Die Vorübergehenden wichen ehrerbietig aus und ich hörte flüstern: Custozza. — Und freilich, auch

das ist wahr, daß Österreich einen andern, nicht minder heiligen Drang dieser liebenswürdigen und gebildeten Nation nicht anerkannte, sondern haßte und verfolgte: den Drang nach vernünftiger Reform in der Religion. Den schlechtesten Theil dieses Volks, die ultramontanen Werkzeuge der Kurie, benützte es umgekehrt, um die eignen deutschen Nachbarländer zu verwälschen. Wahr! Alles nur zu wahr! Und den Venezianern sei herzlich gegönnt, daß ihr Markusplatz wieder ihnen gehört; eine Welt von Menschenschönheit ist wieder ausgeschüttet, wenn die „banda“, nun die eigene, die der Nationalgarde, spielt! Marschieren Bersaglieri mit einem lustigen Trompetermarsch im Geschwindschritt vorüber, wie leuchtet den Zuschauern das Auge; sono i nostri, steht strahlend auf jedem Gesicht geschrieben, ein Schwarm von Buben springt voraus — so was kann man bei uns auch sehen, aber wie viel leidenschaftlicheres Blut ist hier in diesen Jungen! Sie müssen förmlich tanzen, sie müssen, und dort der kleine Kerl mit seinem Tabulet am Tragband, der mir gestern mit dem Ausschreien seiner Seife fast das Trommelfell sprengte, er tanzt in so tollen Sätzen mit, daß ihm sein ganzes Waarenlager zu Boden fällt. — Auf der Riva spielt nur noch ein Puppenkasten; es ist wohl der, welcher früher die moralischen Stücke gab, denn er hat die Inschrift: Ancor scersando (f. scherzando), se corregga il vizio (nur immer mehr Scherz, wenn er das Laster bessert!). Die Besserung des Lasters besteht hier darin, daß der Hanswurst alle sittlichen und richtenden Mächte, Polizei, Justiz, Tod und Teufel todt prügelt. Ach, sie sind eben doch göttlich naiv!

Dieß liebenswürdige Volk, in dessen Mitte ein Deutscher, der sein Vaterland, wie billig, über jedes liebt und doch jeder Nation das Ihrige gönnt, den Italienern aber besonders wohl will, mit so widersprechenden Bewegungen des Gemüths umwandelt, dieß Volk ist nun plötzlich auf die eigenen Füße gestellt, soll ohne führenden Arm gehen lernen und bekommt zu fühlen, daß der deutsche Arm doch nicht so übel war, als er dem bitteren Haß erschien. Es steht im Ganzen und Großen, wie man weiß, sehr ernst, sehr bedenklich; die schwere Stunde trifft einen erschreckenden Mangel an Charakteren, an Unbestechlichkeit, Ehrlichkeit, an Vertrauen selbst zu der Landesvertretung, und das Mailänder Witzblatt Spirito Foletto hat soeben ein Bild gebracht: Italia sucht Menschen mit der Laterne des Diogenes und findet nichts, als Frösche und Schlangen; der Aufschwung der letzten Jahrzehnte war eine Erhebung der heißen Phantasie, noch lange keine Umwandlung des sittlichen Grundes, ohne den ein Staat in die Luft gebaut ist; wie auf Stufen der Gesellschaft, wo man es nicht vermuthen sollte, von den höchstgestellten Personen gesprochen wird, kann hier gar nicht erzählt werden, und mehr als Ein ernster Mann hat mir kein Hehl aus der Überzeugung gemacht, daß diese Generation, das Produkt der verdorbenen Zustände des alten, verkommenen Italiens, erst dahin sein müsse, ehe es besser werde. Die österreichische Verwaltung, Rechtspflege, Polizei war gewiß keine musterhafte, aber in allen ihren Gebrechen doch immer noch ein Muster deutscher Ordnung gegen das wälsche Unwesen, wie es jetzt am Tage liegt. Der Garibaldi-Cultus hat seinen guten Grund; in ihm verehrt die Nation ihre

eigene bessere, noch unter Unrath verschüttete Seele; es sind gar nicht blos seine Thaten, es ist mehr noch die Uneigennützigkeit seines Charakters, die Reinheit seines guten, unpolitischen Kinderherzens, woran sich die Gemüther mit andächtigen Augen aufrichten. Daher, weil er nicht ein Einzelner, nicht ein empirischer Mensch, sondern ein Symbol ist, verzeiht man, vergißt man ihm Alles, die Dummheit bei Aspromonte, die Karlchen-Miesnik-Briefe an die Nationen, die Schlappen in Tirol; Anschlagzettel sagen, der Ruhm ermüde an seiner Größe (— „di che si stanca la fama“ —); er wächst zu einem Erlöser, zu einem Jesus empor und in Venedig brachte ihm ein Vater sein Kind, daß er es taufe, was er denn auch willig that. Man muß lächeln und begreift es doch so gut; ja man hat auch Augenblicke, wo man dem deutschen Volke wünschen möchte, daß es neben die Männer der entschlossnen, aber groben und unsaubern Realität, welche mit Giften und Messern die letzte rohe Kur mit ihm vorgenommen haben, ein solches Idealbild zu stellen hätte, wie Italien in seinem Volkshelden Garibaldi.

Wie glücklich ist man doch oft, daß man nur ein einzelner, politisch bedeutungsloser Mensch ist! Von der traurigen Betrachtung all des Dunkeln und Düstern, das hinter der Erscheinungswelt eines Landes und Volkes verborgen gährt und wirbelt, auf dem noch immer der Strahl der klassischen Schönheit ruht, wie oft habe ich mich durch die lächerlich einfache Reflexion befreit: ich bin an allen diesen Dingen nicht schuldig, habe nichts zu verantworten, könnte mit dem besten Willen nichts anders machen, also fort mit den schweren Gedanken, freue dich an dem, was gewiß, was

hell und ganz und aus Einem Stück ohne einen Hintergrund voll ängstlicher Fragen dir vor Augen steht, am Schönen, an der Kunst, an den Formen! Und so möge der geduldige Leser noch Einiges aus dieser kummerlosen zweiten Welt vernehmen.

Vom Theater sei es für dießmal genug; in Mailand sah ich Salvini, den Viele über Rossi stellen, aber in einem der schwächeren Stücke Goldoni's, der Pamela, worin mir der gefeierte Künstler gegen das Ende hin von der Seichtigkeit im Schlusse der Dichtnng angesteckt und ermüdet schien. Ich wollte, wie gesagt, von bildender Kunst noch Einiges erzählen, von moderner nämlich, mit schwerer Entsagung freilich, denn wer schweigt so leicht von den tausendmal beschriebenen Schätzen der Alten, womit dieß herrliche Land wie aus unerschöpflichem Füllhorn gesegnet ist! Nur ein Wort möchte ich nach dieser Richtung hinzufügen, ein Wort über das lebendige Band zwischen Ehedem und Heute. Hier im Norden gehen wir in eine Galerie, heben uns an den Werken der Kunst in den Himmel der Schönheit, und wenn wir herauskommen, ist der wirkliche Himmel grau, die Häuser sind meist meskin und die Menschen, die uns begegnen, Philister. Daß die hohen Werke der Kunst und die gegenwärtige Umgebung der Wirklichkeit nicht einander widersprechen, sondern zusammenstimmen, darauf beruht der ideale Zustand, in den uns Italien versetzt. Kommst du in Venedig aus der Akademie oder dem Dogenpalast oder einer der bildergeschmückten Kirchen, so siehst du nicht eine Welt um dich, welche die Kunstwelt, die dich entzückte, Lügen straft. Ringsum strahlt alles von Licht, blitzend spiegelt sich

diese Lichtwelt in den Kanälen und die Schatten selbst sind von wunderbarer Klarheit und Durchsichtigkeit; die reine, feine Luft verjüngt deine Nerven; Palast steigt an Palast, Säulenhallen umgeben die innern Höfe, so manche Plätze wie den unvergleichlichen Marcusplatz. Nun tritt mit mir da in die nächste Trattoria; einige Signori sitzen am Tisch; sieh sie näher an: die alten Bilder leben in ihnen, das sind ja die Köpfe, die Giorgione, Tizian, Veronese, Tintoretto gemalt haben; oder willst du die Weiber dieser Meister und eines Palma vecchio, eines Bordone, Pordenone wieder in Fleisch und Blut wandeln sehen? Komm mit auf den Marcusplatz, die Musik spielt eben, die schöne Welt gibt sich ihr Stelldichein; da sieh nach den lichtvollen, vom südlich größeren Augenlid umschlossenen, von vollen Wimpern beschatteten Augen, den Gesichtsformen, woran nichts klein und gekniffen ist, dem lebendigen, beredten Spiel der Züge, dem schwungvoll aufgesetzten Halse; bemerke auch, wie viel Blonde darunter sind, selbst von der Farbe des sanften Aschblond, das man sonst nur im Norden sucht; das wird wohl von Gothen und Longobarden stammen, wenn nicht die alten Veneti selbst schon manche Schönen dieser Farbe auf dem, damals wohl noch etwas mangelhaften, Marcusplatz spazieren führten; die Jahrhunderte aber haben den nordischen Menschenstoff ganz in die südliche Form geprägt und nur die Farbe gelassen; — genug, es sind die Modelle, es sind die reizenden, vollen, gefährlichen Schönen der alten Maler, und ob du sagst, ihre Bilder leben wieder, oder, das Leben werde zum Bilde, Beides ist gleich wahr. Geh' nicht unaufmerksam hier an dem Barcarolen, dem Gondolier, dem

Matrosen vorbei; vergoldet habe ich diese Seeleute genannt; die Luft des nordischen Meers weht die Gesichtshaut zu einem glanzlosen Krebsroth auf, die Sonne des südlichen bleibt wie solide Feuervergoldung auf diesen Gesichtern liegen; es ist nicht übertrieben, wenn ich sage: sie leuchten im Schatten vom eigenen Glanze. Nun brauchst du nicht mehr zu fragen, wo die venezianische Malerschule von Giorgione, ja von Giov. Bellini in seiner höchsten Reife an, ihr blutwarm glühendes Inkarnat geholt hat. Alle zusammen aber haben in festen Zügen, Locken, Mienenspiel, Bewegung und Tragung des Kopfs und Leibs einen gewissen Wurf, ein leidenschaftliches Etwas, das den Luft- und Lichtmenschen vom Stubenmenschen unterscheidet und jenes Gepräge der Verhärtung in der Besonderheit des Standes und in Pedanterie jeder Art ausschließt oder auflöst, das unsere Erscheinung in seinen eckigen Model preßt; du siehst z. B. kein Kanzleigesicht, das zu sagen scheint: wir haben heute wegen mehrerer Formfehler im Amtsbericht dem Herrn Rath oder Sekretär einen Verweis ertheilen müssen; du siehst dem Weber, Schneider, Schuster, Schulmeister nicht auf den ersten Blick sein Geschäft an; der Typus des allgemein Menschlichen zertheilt siegreich den Typus der Spezialität. Dafür fehlt freilich der Blick der Gemüthlichkeit, den wir überall zuerst suchen; wie der Ausdruck der Köpfe auch dem, der nicht als Neuling vom Norden aus Italien betritt, in den ersten Tagen immer gefährlich, unheimlich vorkommt, das ist unzähligemal gesagt, auch ich habe früher schon diesen Ankunft-Schauer zu schildern gesucht; ach, hier ist auch gar Niemand, der dich ansieht, als wolle er sagen: sollten wir nicht Vetter

sein, etwa durch die Humslerischen, oder durch Herrn Helfer Luitle aus der Promotion Beisele? Das ist schmerzlich und mancher biedere Deutsche hat daher nach wenigen Tagen seiner Italienfahrt Reißaus genommen und ist heimgezogen in die gemüthliche Stube, ordentlich ausmöblirt, warm, sauber, mit genau schließenden Fenstern und Thüren, an welche traulich heut Abend noch der Nachbar, Drittekindsverwandter, klopfen wird, ihn zum Löwen- oder Stern-Bräu, zum Weinwirth oder zum Thee bei Herrn Oberapellationsgerichtsraths abzuholen.

Wohin hat mich der Plaudergeist wieder geführt? Ich verspreche, nun gesetzter zu werden und beim Thema, der Kunst, zu bleiben. Zwei venezianische Maler habe ich bereits in den „Kritischen Gängen" erwähnt: Zona im ersten und Squarcina im fünften Hefte. Der Letztere ist mit seinem Gemälde: Galilei im Momente nach seiner Abschwörung, nicht so weit, als ich nach zwei Jahren erwartete, doch um ein Gutes vorgerückt. Der ernste, fast deutsch nachdenkliche Mann arbeitet langsam; jeder Zug wird tief und nachhaltig überlegt und ein Augenübel gebietet Pausen. Wenn das tragische Bild vollendet ist, wird es die Wanderung nach Frankreich und Deutschland antreten; dann mag man sich überzeugen, ob ich es an jener Stelle zu hoch geschätzt habe. Zona traf ich nachher in Mailand mit einer großen Composition beschäftigt, welche die Opferwilligkeit der Venezianer im Kriege mit Genua darstellt: Jung und Alt, Mann und Weib tragen das Beste ihrer Habe herbei als Beisteuer zur Rüstung gegen den Feind, der von Chioggia aus die Vaterstadt bedroht. Zona ist in der ganzen Grundstimmung

heiterer als der sinnende Squarcina, beide aber gehen auf Einer Linie der Richtung; sie haben mit dem falschen akademischen Idealismus und mit dem theatralischen Pathos gebrochen, die sich seit so manchen Jahrzehnten, wie man aus den Kunstausstellungen der Brera mit Verdruß oder auch mit Lachen sehen konnte, in Italien breit machten; sie haben eben damit die Fessel der Nachahmung gesprengt, denn diese Übel kamen doch von Frankreich, wiewohl das auch als Rückwanderung bezeichnet werden kann: Italien war ja die Wiege des abstrakten, konventionellen, akademisch eingedrillten Klassizismus und ebenso der wilden naturalistischen Leidenschaftlichkeit in Stoffwahl, Auffassung und Styl; in's Französische übersetzt, in moderne Effektsucht und Bespiegelung getaucht, kam der Export als Import zurück. Squarcina und Zona sind zu den alten gesunden Meistern, den großen Cinquecentisten zurückgekehrt und schöpfen wie sie aus der Natur, aus der Wahrheit, aber nicht aus der gemeinen. — Hier dürfen wir doch an unserem Landsmann Nerly nicht vorübergehen, denn er wohnt in demselben Palast Pisani, wo Squarcina sein Atelier hat. Wir werden den Karton zu einem neuen Bilde bei ihm finden: die Vermählung des Dogen mit dem Meer. Mächtig wie ein Held schwimmt der Bucentoro auf den Wellen, der Doge wirft den Ring hinab und umher in Barken und Gondeln, wie auf dem Prachtschiffe selbst, wimmelt es von festlich geschmückten Menschen. Gewiß ein sehr glücklich gegriffenes Motiv für ein historisches Sittenbild; wie denn das alte Venedig eine Welt des günstigsten Stoffes für diese Gattung liefert; da fehlt keine Bedingung zu einem malerischen Bilde: zauberische

Licht- und Schattenwelt der Luft und des Wassers, Reichthum und romantischer Zug der Architektur, charakteristische Formen der Fahrzeuge, farbige Pracht der Trachten, schöne Menschen: Alles ist beisammen, was nur den geschichtlichen Genremaler einladen kann. Zona ist es, der sich vornehmlich diese Stoffe erwählt hat, und kommen seine Werke erst einmal zu uns heraus, so werden wir mit Freude sehen, wie würdig er auf der Spur seiner Ahnen wandelt, deren eigentliches Element trotz der historischen Taufe ihrer Figuren doch das höhere Sittenbild war.

Ich gestehe, sehr wenig Kenntniß von der neueren Landschaftsmalerei der Italiener zu haben. Nur ein bedeutendes Bild ist mir bekannt; es befindet sich in Zürich, im Besitz eines kunstliebenden Deutschen, Hrn. Kaufmanns Wesendonck: eine große Landschaft von dem Neapolitaner Vertunni, die eine Gegend aus den sumpfigen Niederungen Toscana's, den Maremmen, darstellt, ebenso düster stimmungsvoll im Ton, als stylvoll in Linien: Ein Beweis wenigstens, daß die Italiener sich lebhaft rühren, die Franzosen und Deutschen in der künstlerischen Auffassung ihrer schönen Natur einzuholen. Daß das Talent da ist, bewiesen früh, im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, die zum Theil wahrhaft poesievollen landschaftlichen Hintergründe ihrer historischen Bilder; geweckt war der Sinn allerdings durch deutschen Vorgang, durch die van Eyckische Schule. Im siebzehnten wirkten wieder fremde Muster, niederländische und französische, — auf einen Salvator Rosa muß Claude Lorrain Einfluß gehabt haben. Merkwürdig wäre, wenn man aus Vertunni's Wohnort, Neapel, schließen dürfte, daß

gerade in der Heimath dieses großen Naturalisten der Geist der Landschaft wieder eingekehrt sei. Ob Einzelnes, was ich in Mailand gesehen, zu dem Schlusse berechtigt, daß Nachahmung moderner gallischer Verirrungen daselbst überhaupt im Schwang gehe, kann ich nicht beurtheilen. Es sollte mir leid thun, wenn nun die Richtung auf die nackte Wahrheit des Einzelnen auf Kosten eines poetischen Gesammtbilds aufkäme, wie sie in Frankreich von Courbet ausgegangen ist. Dazu lebt man nicht in Italien, um einen Kohlgarten mit etwas Hintergrund als höheres Kunstobjekt zu bewundern.

Der plastische Sinn liegt zu tief in Blut und Nerv der Nation, als daß er nicht rascher aus Banden des akademischen Frosts, der zuckrigen Süßigkeit, des prahlerischen Pathos und gemeinen Naturalismus sich hätte befreien müssen. Der erstarkte Geist des politischen Selbstgefühls erzeugt den Drang, die Plätze der Städte mit Denkmalen zu schmücken, und die monumentalen Aufgaben kommen erhebend dem allwärts erwachten Zuge zum reineren Styl entgegen. Nur Eine Ausnahme, eine sehr leidige freilich, macht das Cavourdenkmal in Mailand. Der Staatsmann steht mit pumpigen Hosen und in jener traurig kahlen Schaale, genannt Paletot, auf einem Steinwürfel mit nackten ungegliederten Flächen, auf dessen Stufen ein halbnacktes, ideales Weib, Italia, die Thaten des Gefeierten in ein Buch einzeichnet. Beide Arme hält er halb erhoben mit unschön geöffneten Händen, namentlich banausisch getrenntem Daumen. Diese Geberde verstand ich zuerst nicht, bis mir die wahre Idee des Ganzen und mit ihr auch die Deutung des Einzelnen aufgieng. Es steht hier ein wohlhabender Käsehändler, der mit der unten

sitzenden Dame Abrechnung über eine bedeutende Lieferung seines Erzeugnisses hält; sie hat die Summe zu hoch gefunden und er bedauert, daß er nichts nachlassen kann. Oder ist das Handelsobjekt Schnupftabak? Verzeihe mir der weisere Leser die Albernheit, auf die ich durch den Namen des Künstlers gerieth, von dessen Hand die obere Statue ist; er heißt Tabacchi. Die Italia ist von Tandardini. Sonst aber ist nun manches Erfreuliche von Monumenten zu berichten. Der sinnende Dante in Verona auf dem Rathhausplatz, von Zanoni, will mir besser gefallen, als der pathetisch gestellte in Florenz, den ich freilich nur aus einer kleinen Photographie kenne; in Vicenza steht ernst gehalten, ausdrucksvoll neben seiner Basilika und hinüberblickend nach seiner Loggia del Delegato der Stolz dieser stillen Stadt, der Liebling Goethe's unter den Architekten, Palladio, Werk des Römers Gajasso (Bädeker sagt: Bressari, sollte heißen Bressan, der aber nicht der Künstler, sondern der Schenker ist). Wer durch die Straßen von Brescia wandelt, der strebe zu vergessen, was im Jahr 1849 hier getobt hat, Knall der Geschosse, Geheul der Wuth und der Todesqual. Ich wollte an einem Monumente vorübereilen, das den Gefallenen von damals auf der Piazza Vecchia errichtet ist; doch fesselte mich das wilde Weib — Italiens oder Brescia's Genius — das, auf dem Postamente stehend, den Streitern, deren Kampf in Reliefs an dessen Flächen dargestellt sind, mit schmerzvoll zusammengepreßten Lippen den Lorbeerkranz hinabreicht. Ich riß mich von dem Anblick los, der nicht geeignet war, mich für das wohlbekannte Herrliche zu stimmen, dessen Anschauung ich mir vorbehalten hatte;

ich mußte ihn vergessen, vergaß ihn auch in der Dämmerung der Kirchen vor den entzückenden Bildern des Moretto und vergaß ihn vor der Himmelserscheinung der Victoria im Museo patrio. So heißt eine Sammlung von Alterthümern in Räumen, die auf dem Grundbau eines Vespasianstempels, seiner Eintheilung in drei Zellen entsprechend, hergestellt sind. Ich trat gegen Abend in den Hof, in welchem eine Treppe — es sind die alten Tempelstufen — zu dem Gebäude hinaufführt. Die Sonne glühte mit goldnem Schein auf den Kapitellen, Architraven, Friesen, die im hohen Gras, unter Ginster und blühenden Rosen umherlagen; ich stieg hinauf, der Kustode öffnete, die herrliche Gestalt stand vor mir. Es ist ein Erzbild, Werk des reinsten griechischen Styls, von Vespasian, wer weiß woher? in seinen Herkulestempel zu Brescia versetzt; schlanke Bildung blühender Weiblichkeit und doch majestätisch, keusch, ruhig, rein und groß in Formen und Ausdruck; weich, leicht in schwungvoll einfacher Bahn der Faltenzüge umwebt das Gewand, Arme und rechte Schulter frei lassend, die göttlichen Glieder; ernst sinnend blickt sie auf den Schild herab, den sie mit dem linken Arm auf das linke Bein aufgestemmt hält, und zeichnet ruhmwürdige Thaten auf seine Fläche ein. Merkwürdig, daß das herrliche Werk so wenig bekannt ist; erst neuerdings geschieht Einiges, durch Nachbildungen das verborgene Kleinod von Brescia an's Licht der Welt herauszuführen.

Weil wir denn an der Skulptur sind, so möge der Leser dulden, daß ich ihn noch in zwei Künstlerwerkstätten zu Mailand führe. Bei Magni sehen wir das kleine Modell für das Denkmal des Lionardo da Vinci; das große ist

nach Paris gewandert. Das gibt ein ander Ding als das tabackige Cavourbild. Ernst sinnend steht auf wohlgegliedertem Postament in monumentaler Ruhe, wie es sich ziemt, der große Mann mit dem schönen langbärtigen Kopf, den forschenden Augen und feinen Lippen, ihn umgeben auf besonderen Postamenten seine bedeutendsten vier Schüler als Zeugen und lebendige Fortbildung seines Geistes, seines Ruhms. Hier fiel doch auch die Kostümnoth hinweg. Die Tracht des vorigen Jahrhunderts hat unter Rietschel's Meißel noch plastisches Leben gewonnen, — unzweifelhaft in seiner Lessing-Statue; gegen das Goethe-Schiller-Monument gestehe ich ehrlich, mehr als Einen Skrupel zu haben: Goethe mag ich nicht im Frack, Schiller nicht in solchem langschössigen, aufgewehten Kittel sehen; die Geschichte mit dem Lorbeerkranz, den Goethe hält und wonach Schiller greift, dünkt mir unmonumental, beunruhigend, beziehungsvoll und — verzeih mir der Himmel die Sünde — reizt mich zu boshaft mephistophelischen Gedanken, Ideen zu anderweitigen Vorschlägen, die ich gar nicht gestehen sollte, so ruchlos sind sie; wäre ich aber ein Karikaturzeichner, — der darf ja schon frevelhaft sein gegen Größen, die einen Spaß ertragen können —, ich würde eine Skizze entwerfen: Goethe hat den Kranz in der hintern Tasche, Schiller stipizit ihn heraus; oder: der Kranz auf einer Kletterstange, beide klettern danach; oder: sie zerren beide am Kranz mit entgegengestemmten Füßen; oder sinniger, wahrer, edler: die Köpfe beider unter dem Einen Kranz. Zu niedriges Postament und als Hintergrund ein reithausartiger Theaterbau kommt noch hinzu, das Unglück eines Denkmals zu vollenden, das doch in beiden

Köpfen und in der statuarischen Würde der Goethegestalt so viel Schönes aufweist. Mit dem modernen Kostüm aber gestehe ich für die Sculptur ganz und für immer fertig zu sein und Grauen ergreift mich, wenn ich mir denken soll, ich müsse einst unsern Uhland im armseligen, magern, hungerleiderischen Röcklein und in den bambusknopfigen Höslein unserer Zeit auf der Basis stehen sehen. Schließt eines Mannes Bild vermöge seines besonderen Charakters den verhüllenden Mantel, noch mehr die klassische Tracht aus, dann greife man zur Kolossalbüste; Rumpf, Arme und Füße werden wir nicht vermissen, wenn symbolische Eckfiguren und Reliefs dafür des Mannes geistigen Leib und Geistesgewand voll, reich und stattlich vor unserem Blick ausbreiten. Es wäre daher zu wünschen, daß das Comité nicht unnachgiebig auf einer ganzen Figur beharrte. — Von Magni wäre noch mehr zu erzählen: ein höchst anmuthsvolles lesendes Mädchen beweist sein Talent für die einfachere Grazie, in zwei Gruppen von symbolischen Figuren sind schwierige Aufgaben: die Entdeckung einer für das Wasserbedürfniß Triest's sehr wichtigen Quelle in Nabresina und die Durchstechung der Landenge von Suez in wahrhaft genialer Weise gelöst. Doch ich beschränke mich auf diese paar Worte, um noch eine Empfindung sehr gemischter Art zu schildern, die in einem andern Atelier mir bereitet war. Im Hinterhofe des Palasts Litta, dessen schöne Gemälde leider verkauft und fortgewandert sind, besuchte ich die Werkstätte des Bildhauers Breganzòla; man hatte mir viel von seinem der Vollendung ganz nahen Werke „amore degli angeli" gesagt. Das Motiv ist aus Th. Moore's Gedicht: The loves of angels, ge-

nommen; eine Jungfraugestalt schwebt aus einer Fülle von Blumen empor; es ist eigentlich der Geist einer Gestorbenen im verklärten Leibe; ein Engel ist hergeschwebt, küßt sie auf das Antlitz, eine Mischung von Wonne und tragischem Schmerz spricht aus seinen edlen, schönen Zügen. Nach Möglichkeit, mit Hülfe des Gedichtes, gibt dieser Ausdruck zu verstehen, daß er in diesem Momente gefühlt hat, was ein Engel nicht fühlen darf, menschliche Liebesentzückung, er ist sich daher bewußt, gefallen zu sein, während für die Jungfrau sein Kuß die Wirkung eines reinen Geister=Siegels hat und sie in die Mitte der seligen Schaaren führt, aus denen er nun sich verstoßen weiß. Die Gruppe ist mit einer außerordentlichen Virtuosität ausgeführt. Ungemeine statische Schwierigkeiten sind kühn aufgesucht und meistermäßig überwunden worden: die Jungfrau schwebt in einem Bogen aus der Blumenmasse, denn die Bewegung geht von unten nicht gradlinig und ihren Oberleib biegt sie zurück dem Kuß, der Umarmung des Engels entgegen; diese Figur aber mit den großen Flügeln ist unmerklich gehalten und getragen durch den Zusammenhang des Marmors an den Stellen, wo sie sich mit der ersten berührt; man glaubt wirklich, eine schwebende Gruppe zu sehen, und das Geheimniß, in das sich der Schwerpunkt verbirgt, trägt wesentlich bei zum Geheimnißvollen im Grundgedanken und seinem künstlerischen Ausdruck. Der Marmor ist mit wunderbarer Weichheit behandelt, das Fleisch ist unter dem gewandten Meißel wirklich zu Fleisch geworden, das schon verklärten, der Schwere entnommenen Leibern zu gehören scheint, und der beabsichtigte wonnige, wehmüthige, seligtraurige Ausdruck ist ganz gelungen. Das

ist denn ein Werk, das nach allen Seiten über alle Grenzen der Plastik hinausgeht: mystisch im Motiv, transzendent, überirdisch im Scheine völliger Befreiung vom Gesetz der Schwere, im idealen Fleisch und in der Sprache der Züge, die von unaussprechlichen Höhen der Seligkeit und Abgründen des Schmerzes verschwebende wortlose Worte seufzen. Und ebenso sehr, ja um so mehr ist die Wirkung eine raffinirt sinnliche; dieser sich zurückbiegende, von den Hüften aufwärts nackte Leib der blühenden Jungfrau, diese Umarmung, dieser Kuß, der so heilig sein sollte und so schmerzlich süße Sünde ist: das trifft wie ein feingespitzter, ritzender, reizender Pfeil haarscharf auf jene Stelle in unserem Wesen, wo die höchste Sentimentalität mit den beweglichsten Nerven der Sinnlichkeit in geheimnißvoller Mitte sich lüstern begegnet. Die Gruppe soll nach Paris wandern und wird bei der modernen Welt sicherlich einen Sturm von Begeisterung hervorrufen: so viel Himmel und so viel Welt, so wollüstig und die Wollust doch entsündigt durch überirdische Ahnungen und freilich aber auch wieder doppelt gewürzt durch diesen inneren Gegensatz, so übersinnlich sinnlich und sinnlich übersinnlich, — das ist ja wahre Gansleberpastete für modernen Gaumen.

Ach was! Hinaus in's Freie aus dem Kreuzfeuer, wo das höchste Geistesleben und der Geschlechtstrieb gleichzeitig mit krabbelnden Fingern gekitzelt werden, fort auf die Eisenbahn, wir wollen aufathmen in einem stillen Raume, wo freilich auch Schätze und Reize der Welt sich mit dem Gefühle des Himmlischen verschmelzen, aber wie ganz anders, wie unschuldig und kindlich fromm! Wir fahren zur Certosa bei Pavia. Wir treten durch das Portal der Ringmauer,

die das Karthäuser-Kloster vom Geräusche der Welt streng absondert, und vor uns steht die Marmorfaçade, die der gothischen Kirche geraume Zeit nach ihrer Vollendung im zierlich reichen Style der Frührenaissance von Ambrogio Fossano vorgelegt ist. Ich beschreibe es nicht, dieses Kleinod einer Architektur, die alle Formen mit reizendem Ornament, Reliefs, Bildsäulen, Büsten in Medaillons, eingelegtem buntem Marmor, kandelaberartigen Fensterstützen und Bekrönungsspitzen in eine große Juwelen-Kassette, eine gebaute Prachtschatulle zu verwandeln liebte. Man mag seine Einwendungen dagegen haben, man mag sagen, die wesentlichen Grundformen werden zu wucherisch verkleidet, übersponnen; jedes Bedenken muß schweigen vor der Naivetät, vor der Liebenswürdigkeit einer so ehrlich gemeinten Pracht. Trittst du nun ein in die gothische Pfeilerhalle, so fassen und heben deine Seele jene weiten, hohen Schwingungen des Gefühls, welche geheimnißvoll von diesen Pfeilern, Bögen und Kreuzgewölben aus- und in unsere Empfindung übergehen; du sammelst dich zur Betrachtung des Einzelnen und von Schritt zu Schritt wächst dein Staunen über all' die Herrlichkeit der Kunst und der Erde, welche altehrliche Andacht zusammengetragen hat, hier dem Geist der Welten ein strahlendes Wunderzelt zu bereiten. Die marmornen Altäre sind mit dem reichsten Mosaik geschmückt und dazu neben buntem Marmor die kostbarsten Edelsteine, Lapis Lazuli u. a., verwendet, eine ganze Mosaizistenfamilie hat an solcher Zierde für einen einzigen Altar lange Jahre (siebzehn gibt der Kustode an) gearbeitet; das Gitter, das den Chor vom Schiffe trennt, ist aus vergoldetem Erze, reich geschnitztes Gestühle

säumt den Chor, stattliche Grabmonumente steigen an Pfeilern, füllen die Ecken, Gemälde schauen mit leuchtenden Farben von den Altären auf dich herab, zieren al fresco die Wände des anstoßenden Kapitelsaales. Wer einen Perugino nicht oder nur ungenügend kennt, er mag sich in den ganzen Zauber seiner liebevollen Seele versenken beim Anblick der Madonna, wie sie vor dem Kinde kniet, das auf einem Polster sitzt, und der rührenden Heiligengestalten umher auf den Flügelbildern; es ist eines seiner schönsten Werke, viel tiefer in der Farbe und noch inniger im Ausdruck, als das Ähnliche im Palast Lichtenstein zu Wien; dann betrachte Bernardino Luini's Altarbild, auch eine Madonna mit dem Kinde, dann Borgognone's und Solari's Fresken im genannten Kapitelsaale: was entbehrt doch Alles, wer Italien nicht gesehen hat! Wahrlich, es handelt sich nicht um Kenntnisse; was will es heißen, ein paar Namen mehr oder weniger wissen? um entbehrte oder gewonnene hohe Freuden, Entzückungen der Seele handelt es sich. Diese Bilder der Frömmigkeit alter Zeit bleiben ewig wahr auch dem, der dem Glauben an ihren Stoff längst entwachsen ist; nicht w a s, sondern die Schönheit des Gemüths, w o m i t geglaubt wurde, erfaßt dich in diesen Erzeugnissen einer Stimmung, die mit wunderbarem Schwung, mit unsagbaren reinen Schauern das italienische Volk durchweht haben muß seit den Tagen, da der h. Franziskus von Assisi von ihr erschüttert und durchbebt wurde; sie sammelt sich zum vollendetsten Ausdruck in der Sixtinischen Madonna Raphael's, in den mystischen Sibyllen und Propheten Michel Angelo's, aber mit Resten der Unreife in der Form rührend verbunden

blickt sie dich aus den Werken der vorraphaelischen Meister mit hellen Kinderaugen an. Welche schmerzliche Seligkeit, welche unerschlossene Tiefe der Liebe lächelt und weint dir entgegen aus jenen Zügen und Blicken, jenem hingegebenen Neigen, Beugen, Umarmen der keuschen Gestalten und Gruppen einer noch gebundenen und doch schon so anmuthigen Kunst! Man meint gewöhnlich bei uns, die Italiener haben die Grazie, die Deutschen die Innigkeit voraus; es ist falsch, die italienischen Maler hatten die Innigkeit und die Grazie dazu. Ich führe den Leser nicht zurück in die Städte, ich würde kein Ende finden, aber versagen kann ich mir nicht, nur Ein Bild aus Mailand noch zu nennen: gehe, wer eine wahrhaft edle Rührung in sich aufnehmen mag, nicht an der Kirche S. Maria della Passione vorüber; schon die ergreifende Inschrift über dem Portal mag ihn einladen: amori et dolori sacra (aedes). Dort hängt ein Christus von Borgognone; einfache Gestalt, in einer Landschaft stehend, mit einem Spruchband in der Hand: diligite vos invicem. Das Spruchband wäre nicht nöthig gewesen. Jeder Zug haucht Liebe, die unendliche Liebe, die den Opfertod aus Liebe stirbt. — Nun müßten wir noch die zwei weiten Höfe mit den umlaufenden Gallerien, deren Bögen in zierlichem Backstein-Ornament von Säule zu Säule springen, wir müßten die Zellen der Karthäuser betrachten, die in den weißen Gewändern ernst schweigend vorüberwandeln — die strenge Ordensregel erlaubt nur alle acht Tage drei Stunden Gespräch —, aber wir verweilen noch an einer Stelle im Querschiff der Kirche. Eine Marmorbüste steht hier auf einem Sarkophag. Der Kustode setzt sich in Positur wie

Einer, der etwas Wichtiges vorzutragen hat, räuspert sich und beginnt. Ich war begierig, was er sagen werde, denn ich wußte wohl, wen die Büste vorstellt. Ihren Gypsabguß hatte ich längst gesehen in der Stadtkirche zu — Gmünd in Schwaben. Mein Herr, so spricht der Kustode, man behauptet, diese Kirche sei gebaut von einem Italiener Campione; ich, als Italiener, müßte mich freuen, es bestätigen zu können, aber Wahrheit bleibt Wahrheit, die Certosa ist gebaut von einem Deutschen, er heißt Enrico di Gamodia und hier — diese Büste ist sein Bildniß. In der ehemaligen Reichsstadt Gmünd also, in den ehrwürdigen gothischen Hallen der Pfarrkirche zum h. Kreuz, steht an einem Pfeiler der Gypsabguß dieser selben Büste, welche Niemand anders vorstellt, als den ehrsamen Meister Heinrich Arler aus Gmünd und Enrico di Gamodia will dasselbe sagen: so haben sich die Italiener den Namen für ihren Mund zurechtgemacht. Er hat diese Pfarrkirche mit den schlanken Rundpfeilern gebaut, er aber auch den Plan des Mailänder Doms entworfen und den Bau desselben begonnen. Den Gmündern aber hat der Prior des Karthäuserklosters, in dessen herrlicher Kirche wir uns jetzt befinden, diesen Gypsabguß geschickt und die Gmünder sagen dir, daß er auch diese gebaut habe. Wie steht es nun mit diesem Glauben unseres Kustode in Italien und der Landsleute in Gmünd? Was mir augenblicklich von kunstgeschichtlichen Hülfsmitteln zu Gebot steht, gibt keinen Aufschluß; überall finde ich Campione genannt. Woher aber die Meinung? Soll sie bloße Sage sein? Wie kommt dann die Originalbüste in die Certosa, was hat sie hier zu thun, zu bedeuten? Bei den gothischen Bauwerken

in Italien sind wohl weit mehr Deutsche thätig gewesen, als die unzulänglichen, kritisch noch nicht hinreichend gesichteten Überlieferungen besagen. Die Zeit würde stimmen; die Kreuzkirche zu Gmünd ist gebaut 1351—1410; im Jahre 1386 wurde der Mailänder Dom und 1396 die Certosa begonnen; Heinrich Arler konnte zwischen Anfang und Vollendung jenes Werks ebensogut den Bau der Certosa, als den des Mailänder Doms, vornehmen. Ich lege die Sache so hin; wer es besser weiß, möge uns sein Wissen nicht vorenthalten. Einem Schwaben thäte es natürlich wohl, wenn herauskäme, daß der Kustode und die Gmünder Recht haben. Die Büste zeigt einen ächten, festen, trutzigen Schwabenkopf, der recht danach aussieht, als wolle er sich nicht gern nehmen lassen, was sein ist. Ich aber bin nun mit ihm wieder zu Haus angekommen und mache hier ein Punktum.

Ein italienischer Sonettendichter.

(Die Gegenwart, 1881.)

Es ist billig, daß die Fühlung zwischen den Kulturvölkern in lebendigem Zug erhalten werde, insbesondere sollte gegenseitig nicht unbekannt bleiben, was zur Heilung der Gemüther von dem moralischen Gifte geschieht, das jetzt so allgemein um sich frißt. Der italienischen Nation hat sich, nachdem sie zum politischen Dasein gelangt ist, in traurig wachsender Breite eine ähnliche Stimmung bemächtigt, wie der deutschen. Die Begeisterung, welche in den Kämpfen für Befreiung des Vaterlandes die Gemüther hob, ist gewichen, seit sie ihr Ziel erreicht hat, aber nicht gewichen, wie es natürlich wäre, einem ruhig ernsten Geiste steten Wirkens, das Errungene zu ordnen. Mit der Religion meint man fertig zu sein, weil man auf Grund der Resultate der neueren Naturwissenschaft mit den Vorstellungen der positiven Religion fertig geworden ist; die „heilig nackte Wahrheit" des Materialismus wird Losung; gleichzeitig ist der Weltschmerz am Brett, Heine geht sehr im Schwang, gewiß weniger um seiner Schönheiten, als um seiner Ironie, seiner Negation willen; dieß ist eigentlich eine Verspätung, denn

der Nihilismus, zu dem der Weltschmerz, und die mechanische Weltansicht, wozu der Materialismus führen muß, ist ruhig und kalt. Doch allerdings repräsentirt Heine auch diese Stimmung, er ist ebenso oft schmerzlos blasirt, als schmerzvoll zerrissen. Beides kann, obwohl ein Widerspruch, nebeneinander gehen, und so geht es auch im jetzigen Italien. Der edle Leopardi ist dem gegenüber freilich ein überwundener Standpunkt, denn der Seelenprozeß, durch den er schließlich bei dem Lächeln über das Nichts ankam, war bei ihm doch ein Weg durch aufrichtig erlebte Schmerzen. Die Mehrheit zieht nun aber bekanntlich aus der Lehre des Nihilismus nicht das logische Resultat, das Schopenhauer gezogen hat: die Askese, sondern glücklich, daß der Bann des Ideals gehoben ist, wirft sie sich auf die Sinnlichkeit, auf den Affekt, als ob nach Wegwerfung jedes anderen Inhalts dieß ein Inhalt wäre. Materialismus, Pessimismus, Nihilismus sind Standpunkte, die ein tiefer Kulturgang eben auch durchwandern muß. Sie führen Gründe an, man muß sie anhören. Gleichzeitige Verrottung des sittlichen Bewußtseins in den Mehrheiten dürfen wir der Wissenschaft, wenn sie auf solche Resultate geräth, nicht in die Schuhe schieben, aber darum können wir doch die Thatsache nicht umstoßen, daß jene Lehren, von der Menge aufgeschnappt, sich in sittliche Giftstoffe umsetzen. Auch diese Wendung ist, wie gesagt, im jetzigen Italien eingetreten. Hier verbinden sich nun diese Stoffe mit den klassischen Reminiszenzen, die gleichsam im Blute der Nation selbst noch fortleben, in der Weise, daß es neuerdings Mode geworden ist, sich griechisch zu drapiren; man hält den Dienst der schamlosen Sinnenlust für echt

antik und meint Kythere zu feiern, wenn man die Phrynen verherrlicht und halbnackt einem brünstigen Publikum auf den Theatern vorführt; eine ganze „Invasion" von Satyrn und Bacchanten überschwemmt den hesperischen Garten.

Die speziell griechische Maske ist so bei uns nicht aufgekommen; im Übrigen ist die Ähnlichkeit des Zustandes und der Stimmung zwischen Deutschland und Italien groß genug; ob man hier so weit ist oder gelangt, wie in Wien, wo bald nur noch Aufführung des orientalischen Phallusdienstes auf Vorstadttheatern fehlt, wüßten wir nicht zu sagen. Daß man den bekannten gewissen Geruch, den Messalina aus gewissen Hallen mitbringt, auf der italienischen Bühne so gut ertrüge wie selbst auf dem sonst seine Würde besser wahrenden Burgtheater steht wohl außer Zweifel.

Unter den Geistern, welche die Luft von diesen faulen Dünsten zu reinigen streben, nennen wir heute Giov. Rizzi, Professor der Literatur an der Militärschule und der höheren Töchterschule in Mailand. Es liegt eine kleine Broschüre vor uns: „Un grido. Versi di Giov. Rizzi. Milano (Brigola, 1878)." „Grido" ist kaum zuübersetzen; es enthält hier die Bedeutungen: Schmerzensruf, Zuruf, Aufruf, Mahnruf; doch ist „Ruf" zu schwach; dagegen Schrei, etwa Aufschrei, wäre zu stark. Der Verfasser beginnt mit einer Anrede an den Leser, beklagt die Zustände, wie wir sie an seiner Hand geschildert haben, und führt mit diesem Vorwort fünf Sonette an Pietro Aretino ein, den bekannten frechen und witzigen Spötter und Poeten der Renaissancezeit. Dieser wird eingeladen, wieder zu erscheinen, denn die Welt ist seiner jetzt wieder ganz würdig geworden, sie läßt Dante den Jesuiten, Beatrice

den Pfaffen, feiert in Aretino's Geiste das Hetärenthum und hat der Scham den Abschied gegeben. Im fünften Sonette redet der Dichter seine Freundin an: „Und wir, Geliebte? — — — Uns ist das Haus noch heilig, die Ehre, der Glaube, das Gebet, die Freude in Ehren und der männliche Schmerz — —"

Es folgen, eingeführt mit einem Brief an Emilio Treves, den Chefredakteur der „Illustrazione italiana", drei Sonette al maiale. Es ist unbequem, daß die deutsche Sprache kein ganz entsprechendes Wort hat. Wir müssen mit „Eber" übersetzen, wobei doch die Mehrzahl an den Wildeber denken wird, freilich der Jägersprache ungemäß, die ihn Keiler nennt; dann aber hat man mehr Wildheit und Furchtbarkeit im Auge, als Schmutz und Gefräßigkeit, eben die Eigenschaften, um deren Willen hier das Schwein (ein Wort, das ebenfalls nicht dient, weil Neutrum) als Symbol für die jetzt verbreitete Negation alles Idealen und den Kult der wüsten Sinnenlust angeredet wird. Die Sonette waren zuerst in der genannten Zeitschrift erschienen und in jenem nun wieder abgedruckten Brief hatte der Dichter erklärt, er habe sie vorerst im Pulte behalten, um nicht zarte Gemüther zu verletzen; zwar nachdem einmal die Affen, Raupen und Kröten triumphirend in die Literatur eingezogen, habe er es billig gefunden, daß diese Ehre nun auch dem Eber widerfahre, dennoch habe er sich zur Veröffentlichung erst entschlossen, seit die Stimme Giosuè Carducci's in seinem „Intermezzo" ihn ermuthigt habe, der in witzigen Versen ebenso das fette und ekelhafte Rüsselthier als treues Sinnbild der jetzigen Tendenzen, der beliebten Verehrung „der schleimigen

Sekretion der Seele, die man Affekt nennt", ironisch verherrlicht. Einige dieser scharfen und doch feinen Strophen des übrigens so kühnen, nicht so sanft wie Rizzi gestimmten Carducci (Verfasser des Inno al Satana) werden angeführt, dann folgen Rizzi's Sonette.

Um mit einem versöhnenden Akkorde zu schließen, hat Rizzi noch ein getrennt für sich stehendes Sonett beigegeben: „Agli uccelletti del mio giardino" (An die Vögelchen meines Gartens).

Wir versuchen eine Übersetzung der drei Sonette an den Eber und dieses letzten. Leicht wird der des Italienischen kundige Leser finden, wie manche Schönheiten in diesem Versuche verloren gegangen sind; er wird Nachsicht üben hiegegen wie gegen einzelne Abweichungen, wenn er sich die ganze Schwierigkeit der Aufgabe bei dieser verschlungenen Form vergegenwärtigt. Von einem Wetteifer mit der Klangschönheit des Originals kann bei der Härte, womit die deutsche Sprache ihre Kraft erkauft, ohnedieß nicht die Rede sein. Zum dritten Sonett bemerken wir, daß dem italienischen Leser der mythische Zusammenhang zwischen dem Eber und Maja, der Mutter des Merkur, schon durch den Namen maiale gegenwärtig erhalten ist; der Deutsche kann etwa die betreffende Stelle unserer Übersetzung für sein Bedürfniß so umändern: „Als Freia's Liebling bist du etwas Großes", denn ihm wird bekannt sein, daß der deutschen Naturgöttin Freia der Eber als Symbol der Fruchtbarkeit, speziell des Kornfelds beigegeben war.

Rizzi's Idealismus hat weich religöse Färbung und es geht aus mehreren Stellen des prosaischen und poetischen

Theils dieser Broschüre hervor, daß er sich die Religion mit gewissen Vorstellungen des positiven Glaubens und Formen des Gottesdienstes enger verschwistert denkt, als wir unsererseits, die wir das reine Wesen derselben als von diesen Zusätzen unabhängig betrachten. Dieß kann unserer warmen Einstimmung nichts verschlagen; im Lager des Krieges gegen den Materialismus, den Nihilismus und gegen die Verrottung der Seelen und der Sitte, die thatsächlich in ihrem Gefolge ist, müssen verschiedene Farben friedlich zusammengehen, die beschränkt oder fanatisch kirchliche natürlich ausgenommen, von welcher bei einem so reinen, hellen und mildkräftigen Geiste wie Rizzi nicht die Rede sein kann.

Al maiale.

I.

Tibi quoque, tibi quoque.

Te pur, te pur, o della pia Natura
Immondo figlio, canterà il poeta!
Comun madre è la terra, e una segreta
Beltà risplende in ogni sua fattura.

Stolto è l'orgoglio dell' umana creta
Che sè con Numi ed Angeli misura . . .
Noi siam fratelli! o nella tua bruttura
Bello tu se' come il maggior pianeta.

Che se negli occhi non ti ride Amore;
Se un Dio scortese della mente il volo
A te negava, e i bei sogni del cuore;

Pur sei figlio a una Dea: pur l'immortale
Materia è in te . . .! E però mi consolo . . .
E quà la destra, cittadin Maiale.

An den Eber.

I.

Von dir, von dir auch soll die Leier tönen,
Unsaubrer Sohn des alten Urweltschoßes,
Der uns auch trug, dir fiel denn doch kein bloßes
Scheinerbtheil zu am planetarisch Schönen.

Sinnloser Übermuth des Erdenkloßes,
Mit Engeln sich zu messen, Göttersöhnen!
Komm', wir sind Brüder. Dich soll Niemand höhnen!
Als Maja's Sprosse bist du etwas Großes.

Lacht auch im Aug' dir keine Seelenliebe,
Hat dir ein karger Gott es nicht gegeben,
Zu fühlen je des Herzens schöne Triebe,

Schuf er dich nicht zum sehnsuchtvollen Streber,
Entstammst du doch dem göttlich ew'gen Leben
Des Stoffs. Hier meine Hand, Mitbürger Eber!

II.

Qua la destra? E se il puzzo . . . Ah mi perdona,
Nôvo fratel, se ancor non muto stile,
Se nel mio dir, se nella mia persona
Alcuna cosa ancor v'ha di gentile.

Ma passerà. Ben sai che il giovanile
Errore a stento, e tardi, s'abbondana;
Ma passerà, mel credi; e già il virile
Carme de' tempi nuovi in cor mi suona.

O vecchi Cigni che di fior vivete,
Di rugiade, d'ambrosie, e per un vago
Sentier di lauri il molle piè traete,

Sgombrate alfin lo stupido Parnaso;
E quì, nell' acre voluttà del brago,
Il cor s'afforzi . . . e si ritempri il naso.

II.

Hier meine Hand? Hier — stinkt's ja — o, verzeihe,
Daß ich in meinen alten Styl verfallen!
Ein Neuling in der Schweinsverehrer Reihe,
Fühl' ich noch etwas Adel in mir wallen.

Es geht vorbei. Bald sehen diese Hallen
Mich fester, glaub' mir's. Deinen Geist verleihe,
Mein neuer Bruder, daß mit Macht kann schallen
Mein mannhaft Lied, gesalbt von deiner Weihe.

Ihr alten Schwäne, die ihr Blüthen speiset,
Thau zur Ambrosia trinkt, im Abendrothe
Am Lorbeerhain mit weichem Fuße kreiset,

Laßt den Parnaß mit seinem faden Grase!
Hieher! Hier für die scharfe Luft am Kothe
Stärkt sich das Herz und stimmt sich um die Nase.

III.

Miseri avanzi di bugiarde scole
Che falsar ci vorreste anco il pensiero,
E con due cenci di belle parole
Coprir la santa nudità del Vero;

Noi, d'altra Musa più robusta prole,
Noi diciam bianco al bianco, e nero al nero;
Noi ci ridiamo delle vostre fole,
Nè alcun nume ci secca o alcun mistero.

E il dì che al sol si chiuderan quest' occhi,
Paghi morrem: nè chiederem giammai
Le preci e i fior che chiedono gli sciocchi.

Assai ci fia, se al suol che ci ricopra
Di quando in quando tu venir vorrai,
Pietoso amico, a grufolarci sopra!

III.

Armsel'ge Nachbrut der verlognen, lahmen
Schulweisheit, die ihr fälschet den Gedanken,
Der Wahrheit heil'ge Blöße mit dem zahmen
Deckblatt der Phrase sucht zu überranken!

Bei uns nennt man das Kind beim rechten Namen,
Das Kraftweib, unsre Muse, kennt kein Schwanken,
Geheimniß, Gottheit sind uns leere Rahmen,
Sind Märchen für die Kinder und die Kranken.

Und wenn dereinst sich unsre Augen schließen,
So sind wir quitt, bedürfen keines frommen
Gebets am Grab, noch Blumen, die da sprießen.

Doch glücklich jetzt schon dürfen wir uns fühlen,
Willst dann und wann du an den Hügel kommen,
O frommer Freund, und inniglich drin wühlen.

Agli uccelletti dell mio giardino.

Cari uccelletti, che la nova aurora
Con canti e voli festeggiar godete,
Felici voi, felici voi, che ancora
Vinti da tedio o da languor non siete!

Voi sempre ancor di questa tacit' ora
In cor sentite le armonie segrete;
E pel ciel che via via si ricolora
De' vostri gridi l'allegria spargete.

Cari uccelletti! Io no so se sia vera
La dolce fede della madre mia
Che il vostro canto chiuda una preghiera:

Ma certo è sacro; e certo ha una parola,
Che ancor rammenta al mondo che le obblia
Le forti gioie di chi in alto vola!

An die Vögelchen meines Gartens.

Ihr lieben Vöglein feiert in die Runde
Das Morgenroth mit frohem Flug und Sange.
Ihr Glücklichen! Ihr habt noch keine Kunde
Vom öden Weltschmerz, euch macht er nicht bange.

Die Harmonien dieser jungen Stunde,
Ihr fühlt sie noch in heil'gem, süßem Drange.
Sanft wächst das Licht, es klingt mit euch im Bunde
Der Himmel rings von eurer Lieder Klange.

Die Mutter, treu dem Glauben frommer Ahnen,
Sprach oft zum Kind beim Jubel eurer Töne:
Horch', wie sie betend ihren Schöpfer loben!

Mir aber dünkt, ihr wollt die Welt gemahnen,
Ob sie so ganz der Freude sich entwöhne,
Die rein empfindet, wer da fliegt nach oben.

Leiden des Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland.

Ein Beitrag zum Besten der Rechtsprechung.

(Die Gegenwart, 1882.)

Schon lange gehe ich damit um, eine also betitelte Jeremiade zu schreiben.*) Gesteh' ich's: nicht nur Geschäftsdrang, sondern mitunter auch Kleinmuth hat auf den guten Willen gedrückt; es nützt ja doch nichts, hab' ich oft gedacht, man wird es für eine Grille nehmen wie Anderes auch, das du schon gesagt, und wird's achselzuckend bei Seite legen. Den Kleinmuth hätte ich vielleicht von selbst wieder abgeschüttelt, doch ist es mir eben recht, daß ich Succurs bekommen habe, und zwar von dorther, woher ich ihn am meisten bedarf: von Norddeutschland, denn dort sind die Leiden meines armen Schützlings am heftigsten, dort wird meine Fürsprache die taubsten Ohren, die sauersten Mienen treffen, und nach dieser Himmelsgegend kann ich nun mit gestrecktem Arm das aufgeschlagene Buch emporhalten: Die Kunst des Vortrags von Emil Palleske (Stuttgart 1880, Verlag von K. Krabbe). Palleske: man weiß es ja, daß er ein Norddeutscher war, wenn es auch nicht

*) Vgl. Altes und Neues, Heft 2, 230.

die Endung „eske“ sagte! — Ist überhaupt ein gutes Büchlein, draus viel zu lernen, was gar nöthig zu lernen, denn mit der Laterne muß man sie ja suchen, die Leute, die nicht meinen, sie dürfen nur recht voll sein von der Sache und dann den Mund recht aufthun und die Silben übereinander purzeln lassen, so seien sie gute Redner, Deklamatoren. Nun, da lest! Erstes Kapitel: „Jugendgeschichte meines R!“ Lest, wie er sich plagen muß und redlich plagt, den ersten, schönsten, wichtigsten aller Konsonanten, den er falsch sprach als Sohn des Nordens, recht sprechen zu lernen!

Jetzt aber vor allen Dingen sei an den Eingang in meine Predigthalle die Warnungstafel aufgesteckt!

Gewarnt, daß sie draußen bleiben, sind hiemit:

1. Alle und Jede, die da meinen, es komme nur darauf an, was man sage, dann etwa wohl auch, daß man es lebhaft genug sage; was aber den Laut- und Silbengehalt der Sprache angeht, so sei der Gebrauch ihrer Zunge, wie sie ihn von Mama und Kindesmagd gelernt, just recht und gut und schön und sei ein Pedant, ein Schulfuchs, wer da drein reden wolle. Es gibt Wichtigeres zu thun, werden diese sagen. Daß es neben dem Wichtigeren manches Wichtige gibt, unter Anderem Reinhaltung der Sprache, davon werden wir sie nimmer überzeugen.

2. Alle und Jede, die nicht verstanden haben, nicht verstehen oder verstehen wollen, was schon auf genannter Pagina genannten Heftes zu lesen steht: „Ich weiß sehr wohl, daß der Einzelne unschuldig ist; er schnappt die Mißhandlung eines Grundlauts der Sprache wie durch Contagium als Kind in der Luft auf, — die Affektation ist aufgekommen

in so unvordenklichen Zeiten, daß der jetzige städtische Erbe des Lallunfugs von eigener Schuld natürlich freizusprechen ist" u. s. w. Ein wenig werden wir diesen Satz im Folgenden zwar einschränken müssen, aber auch nur ein wenig. Wie gar nichts Böses hier im Schilde geführt wird, davon will ich denjenigen, die schon den alten Sermon ungläubig und ärgerlich gelesen haben, eine Probe geben, indem ich ihnen Lachstoff biete: sie genießen die Satisfaktion, daß den Irrprediger bereits die Nemesis erwischt hat in Gestalt eines schrecklichen Setzers oder Korrektors, der ihm folgenden Streich spielte: ich wollte dort sagen, wer von „Natua" spreche, der könne kaum ein Gefühl von Natur haben; — das Ungeheuer läßt mich sagen, wer von Natur spreche, der könne kaum ein Gefühl von Natur haben, — als ob ich so dumm und unverschämt wäre, zu behaupten, wer ein Gefühl ausspreche, der lüge. Dieser Mensch las das Wort Natua und dachte: Ei, ei, da ist ein A statt eines R stehen geblieben, und richtig — korrigirt ein R hinein!

Nun also noch einmal: Alle und jede diese 1 und 2 sind hiemit vor dem Eintritt gewarnt, sie mögen die folgenden Blätter nur gleich aus der Hand legen, sie werden sich bloß ärgern, und das können sie sich ersparen; die Leser Nr. 2 insbesondere meine ich, denn ihnen werde ich vergeblich wiederholen, daß nicht der A, der B, der Y, der Z gemeint ist, wenn ich jetzt wie dazumal das gefälschte R manierirt, affektirt nenne, daß ja die Rede ist nicht von Verbrechen des Einzelnen an der Sprachnatur, sondern —

Doch genug Vorwort! Es mag losgehen! Und um nicht allzu langweilig zu werden, nur gleich recht unlogisch!

Ehe nur deutlich gesagt, von was eigentlich die Rede ist, sollen etliche Beispiele aufmarschiren.

Was ist „Jaundaz?“ — Ich kam in meine Abendgesellschaft und stellte die Frage — „„Dummes Zeug! was willst du?““ „Ja, das Wort hab' ich heut gehört, ein Hamburger Herr hat's gebraucht; der Teufel mag wissen, was es ist, ich nicht — helft mir rathen!“ Man rieth und rieth. Ein scharfsinniger Kopf fragt nach dem Zusammenhang, worin das Unwort vorgekommen; ich besinne mich nach Kräften und entsinne mich, daß von Zeitperioden die Rede war, und der Schlaukopf — wahrhaftig erräth's: Jahrhunderts heißt es. — Kommt derselbe Herr, der Schöpfer des Räthsels, des andern Morgens wieder zu mir, wir plaudern von Literatur und ich höre das Wort: Fiamenna. Sollte ich N für T gehört haben? Boccaccio hat ja einen Roman Fiametta geschrieben; allein es war ja doch nicht von italienischen Poeten die Rede. Oder N für L? Allein ich kenne keine Fiamella. Jedoch ich war nun vom vorigen Abend her schon ein wenig gescheidter geworden, dachte ordentlich nach, rekapitulirte mir die Begriffereihe des Satzes und entdeckte, daß der nordische deutsche Bruder hatte sagen wollen: für Männer. — Weitere Illustration —: ich höre einen Berliner bei der Madonna fluchen. Sonderbar, dachte ich, der Herr ist doch nicht katholisch, auch fluchen die Katholiken nicht einfach bei der Madonna, sondern nur mit Zusatz eines verwünschenden Zeitworts. Eigentlich hatte ich vernommen: Dadonna, da ich aber ein solches Wort nicht kenne, so meinte ich im ersten Laut ein D für ein M gehört zu haben. Ich brauchte ziemlich Zeit zu dem Denkprozeß,

durch den ich endlich errieth, der Herr werde ausgerufen haben: der Donner! — Noch ein netter Fall: in Oldenburg fragte ich einen Herrn nach einem Weg, er war so freundlich, mich zu begleiten, wir plauderten unterwegs, auf einmal blieb er stehen und sagte: Ja! während ich ihn doch nichts gefragt hatte. Ich sah ihn verblüfft an, erst nach etlichen Sekunden erläuterte er das Wort mit einer deutenden Geberde und jetzt erst verstand ich, daß er gesagt hatte: Hier! Das H war dabei unhörbar weich gesprochen worden.

Doch es ist Zeit, daß wir einen deutlichen Satz aufstellen, der uns leiten soll; erst auf unserem weiteren Gange werden wir die Stelle erkennen, wohin diese aus der Reihe herausgegriffenen Beispiele eigentlich gehören.

Das R wird vermöge einer durch den Athem hervorgebrachten Vibration der Zungenspitze an der Stelle der Mundhöhle über den Schneidezähnen hervorgebracht. Es ist ein Rollen, das R ist der Trommelton der Sprache, ist die Pauke im Orchester ihrer Töne, ihr rechter Kraftlaut, der Donner unter den Konsonanten, daher vorzüglich geeignet, dem Ausdruck der Leidenschaft zu dienen, und von den Italienern la lettera patetica genannt.

Die genannte Form der Hervorbringung ist die einzig richtige. Wir wollen sie einfach das Zungen-R nennen. Zwar gibt es eine Art von Surrogat: statt die Zungenspitze an der bezeichneten Stelle setzt der Athem vielmehr das Gaumensegel in zitternde, rollende Bewegung: das sogenannte Zäpfchen-R oder Gaumen-R. In Schwaben nennt man dieß: Reißen oder Lurbsen; noch in meiner Schulzeit wurde es als Naturfehler belacht, ein Lurbser hatte viel Spott

von Kameraden auszustehen. Es ist ein sehr mangelhaftes Surrogat. Der unzureichende Ersatzlaut modifizirt sich natürlich sehr verschieden; wenn das Rollen, Vibriren, Tremuliren des Zäpfchens nicht sehr gut, nicht ganz glattweg von statten geht, so entsteht, weicher oder schärfer, nur annähernd, oder deutlich hörbar und wirklich täuschend, der Laut G oder Ch; hierauf kommen wir zurück und begründen dann erst ganz das Prädikat „mangelhaft". — Man muß billig sein: Viele brauchen dieß Surrogat, weil sie das richtige R nicht sprechen können.

In der That, das R ist schwer, ist der schwerste Laut im ABC. Die Kinder lernen es am spätesten und Viele lernen es nie. Darunter sind nun freilich Manche, die es nur nicht gelernt haben, weil es Mühe kostet oder weil sie nicht wollten. Sind diese erkennbar, unterscheidbar? Ja wohl! Es gibt eine sichere Probe. Man gebe Acht, ob sie das R nicht bloß am Schluß, sondern auch im Anfang der Silbe mit einem Ersatzlaut vertauschen; ist dieß der Fall, so folgt, daß sie es nicht sprechen können; bringen sie es aber am Silbenanfang, wenn auch nur bei den Wörtern, wo das R nicht allein, sondern in Verbindung mit andern Konsonanten steht (Strafe, Kraut), richtig heraus, so folgt, daß es entweder Bequemlichkeit ist, wenn sie es am Silbenende nicht sprechen, oder — etwas Anderes, das im Folgenden den Schwerpunkt unserer trübseligen Betrachtung bilden soll.

Der edle, energische Laut ist in mehreren Kulturländern frühe schon um die Achtung verkürzt worden, die er so sehr verdient. Die Römer nannten ihn litera canina; es muß

ziemlich frühe aufgekommen sein, denn schon ein Bruchstück aus Lucilius Satiren besagt es und dieser Satiriker lebte vor Horaz; es ist übrigens sonderbar, denn der Knurrton des Hundes ist nicht dem Zungen-R, sondern dem Zäpfchen-R ähnlich und die Römer sprachen doch ganz gewiß ein so reines Zungen-R wie die jetzigen Italiener; die nordischen neueren Völker aber, zur Fälschung dieses Lauts wohl frühe geneigt, ließen sich die abschätzige Vergleichung gefallen und bedienten sich ihrer gerne, schlecht von ihm zu sprechen — wie der Fuchs von den Trauben — möchte ich hinzusetzen, aber das paßt nicht recht, also besser: wie der Lecker von einer einfach gesunden Speise. So besonders die Engländer; hier muß diese verkehrte klassische Tradition früh in's Volk gedrungen sein, das beweist die Amme in Romeo und Julie, im Gespräch mit Romeo, Akt 2 Sc. 4. Romeo sagt zur Ehre seines Namens, er beginne mit demselben Buchstab wie Rosmarin; dabei wird das R premirt, muß also energisch gesprochen werden; jetzt sagt die Amme: „Ach, Spaßvogel, daß ist ja der Hundsname (Hundsbuchstab), R ist für den Hund“ (Schlegel übersetzt frei: das schnurrt ja wie ein Spinnrad). Es folgt hieraus, daß die Amme ihrerseits in dieser Szene, wo sie aufgeputzt als Dame, den Peter als Fächerträger hinter sich, daherstolzirt, modegemäß das R meiden, also z. B. anfangen muß: „Peta! Meinen Fächa!“

In den Gegenden Deutschlands, wo man dem R ausweicht wie diese Amme, ist es aufgekommen, das Zungen-R das harte R zu nennen. Also das allein richtige R wäre das harte R! Das ist gerade, wie wenn ich das richtige G das harte nennte im Unterschied von einem weichen, unter

diesem ein Ch verstünde und nun statt des G ein Ch spräche auch da, wo nicht Zusammenstoß von zwei G oder einem G mit einem K es anräth, das G zu schwächen (wie in weggenommen, Seligkeit); nun, und das geschieht ja auch: in eben den Landstrichen, wo man das rechte R das harte nennt, gilt auch das G in: Flug für zu hart und wird also Flug und Fluch gleich ausgesprochen. Man sieht: einen richtigen Laut als hart denunziren, das heißt auf dem richtigen Wege sein, das ABC um seine ehrlichen Buchstaben betrügen, d. h. die Sprache verderben. — Wahr ist allerdings, daß man in der Heimat des falschen R manchmal ein wirklich hartes R zu hören bekommt: das ist von Leuten, die, zur Erkenntniß gelangt, mühsam das rechte R gelernt haben: man hört ihnen die Mühe an und das R geht nun fast in ein D über, das ihnen auch zum Stab dienen mußte, um jenes zu lernen (vgl. Palleske, Kunst des Vortrags S. 21. — „sagen Sie einmal statt treffen, „tedeffen“ u. s. w.). Allein das bessert sich mit der Zeit wie die steife Haltung des Reitschülers; das wirklich harte R des Anfängers kann nicht den Vorwurf der Härte gegen das mühelos richtige R des Geübten begründen.

Doch ich vergesse fast, daß der Satz, der uns zu diesen Bemerkungen geführt hat, noch unbewiesen dasteht, unbewiesen für Leser aus dem Lande der Ungläubigen. Das Zungen-R ist das allein richtige R, so hieß der Satz; die Einräumung, daß es schwer zu sprechen sei, hat uns ein wenig bei Seite geführt. „Wie beweisest du denn, daß es so ist?“ Die Antwort ergibt sich aus dem, was ich über das Zäpfchen-R gesagt habe: es entstehe bei diesem Surrogat,

wenn das Tremuliren des Gaumensegels nicht ganz glattweg von statten gehe, schwächer oder schärfer, nur annähernd oder deutlich hörbar und wirklich täuschend der Laut G oder Ch. Der erstere Laut entsteht im Silbenanfang. Ich verstand einmal eine Italienerin, die mir sagte, sie komme von Rom, Goma für Roma und besann mich vergeblich auf eine Stadt dieses Namens. Palleske gesteht, daß er in seiner Vorzeit, d. h. in der Zeit, ehe er das R lernte, von den Tgümmern des gömischen Geiches sprach. — Am Silbenschluß aber kommt im genannten Falle bei etwas schärferer Bewegung des Reißens am Gaumensegel ein Ch zum Vorschein, und dieß nun ist der Punkt, der genau in's Auge gefaßt sein will, denn hieran knüpfen sich andere, weitere, breit herrschende Verschlechterungen, keine geringeren als die, die ich mit den einleitenden Beispielen illustrirt habe.

Das Ch nur etwas scharf zu sprechen ist nicht möglich, ohne daß ein vorangehendes A anklingt (das hebräische Patach furtivum). Jetzt hört man statt R den Laut ach. Weiter: nun versetze man sich in die Anfänge von Dialekten oder dialekthaften Lokalaussprachen der Laute einer schriftmäßig gebildeten Sprache. Gewisse Eigenheiten, ursprünglich vielleicht von Naturfehlern ausgehend, finden in kleinen, dann weiteren und weiteren Kreisen Gefallen und Nachahmung, werden endlich endemisch und fixiren sich, als wären sie normal. Es scheint physiologisch, ist es aber durchaus nicht, nur die dunkeln Anfänge hatten, wie gesagt, vielleicht physiologischen Grund. So hat sich denn in einem Theile der fränkischen Lande, speziell in Frankfurt a. M. und Umgegend, Gebiet der pfälzischen Zunge, wie mit Gewalt einer Natur-

nothwendigkeit ach für R festgesetzt. Majoach für Major, Pfeachd (eigentlich mit niederdeutschem P für Pf: Peachd) für Pferd: achgeben, achbieten für ergeben, erbieten. Es studirte z. B. in Tübingen ein Frankfurter, nannte sich Melber, sprach aber Melbach, und so schrieben wir alle seinen Namen, bis wir ihn von seiner Hand geschrieben lasen. Ein in diesem Punkt unbekehrter Frankfurter oder Pfälzer wird übel daran sein in Spanien, er wird immer für Gold sagen Auge, d. h. für oro: ocho. In der Zeit des Parlaments führt sich ein Herr bei mir ein und nennt sich Malachikman. Ich denke: nun da sieht's gut aus, jetzt kommen gar auch noch Araber; ich war ungeduldig, denn die Bekanntschaften, Besuche nahmen kein Ende; der schwarzbärtige Kopf stimmte zu einem Orientalen. Aber es entpuppte sich ein guter Deutscher: Maler Hickmann. — In einer Gesellschaft von Frankfurtern brachte ich den Punkt zur Sprache, meine Behauptung wurde bestritten, aber ein Schullehrer gab mir Recht und bestätigte meinen Satz mit schlagenden Beispielen aus seiner Erfahrung: da dort alle Welt für R ein ach spricht, so muß, wer nicht Übung hat, auch umgekehrt ein richtiges ach für ein R oder ar nehmen, und so kam es in seiner Schule vor, daß Kinder, wenn er das Wort Weihnachten diktirte, schrieben Weihnarden, obwohl das kein Wort ist; und ein Knabe, dem er das Wort Tag diktirte (wofür freilich der Lehrer selber Tach sagte), schrieb: Tar, obwohl das ebenfalls kein Wort ist. Kurios ist die Schwierigkeit, die da entsteht, wenn ein R mit einem G zusammentrifft, also z. B. in: Berg. Das G wird in jenen Gegenden wie Ch gesprochen, das R bleibt ach, so entstünde das Wort

Beachch; da dies denn doch des Guten zu viel ist, so bildet sich eine Form, die ich immer wie ein Beasch höre.

Wie weit in unserem lieben Deutschland das so zugerichtete arme R geographisch wandert, kann ich nicht angeben, ich meine, stark nach Mitteldeutschland, Thüringen, Sachsen hinein. Als ich in Zürich den ersten öffentlichen Vortrag gehalten, machte sich ein von Deutschen redigirtes Blättchen über meine schwäbische Aussprache lustig. Ich fragte einen der Redaktoren, einen Sachsen, was eigentlich gemeint sei, und erhielt zur Antwort, ich spreche z. B. Jeder statt Chjädach (wobei es sich auch vom J handelt, mit dem wir uns hier nicht beschäftigen, von dem aber gelegentlich zu erwähnen ist, daß es, wo es frei steht, in Sachsen ein ich [Familiche, Italichen] oder, wenn ein Jot, ein chj wird, wie das Beispiel zeigt).

Soweit wäre denn nun unser Satz, das einzig richtige R sei das Zungen-R, erwiesen und begründet; denn man sieht ja: wenn nicht die Zungenspitze durch ihr Vibriren diesen Laut zu Stande bringt, so klingt ein fremder Laut an, der Mißverständniß verursacht.

Auf der Stelle, wo wir noch stehen, haben wir eigentlich einen Doppellaut: einen Vokal A und einen Kehllaut Ch, ersteren hervorgerufen durch letzteren. Allein es kommt noch anders, es soll dem armen „harten" R noch viel schlimmer ergehen: der Erzeuger des A, der Laut Ch, fällt weg und es bleibt nur das A, also nun statt des prächtigen Konsonanten R ein bloßer Vokal. Ich will mit diesem Satze natürlich nicht sagen, es haben Leute, die ach für R sprechen, einmal angefangen, das motivirende ch vom a weg-

zulassen; ein solcher Zusammenhang kann ja nicht angenommen werden; es beliebt eben, die Zunge zurückzuziehen, als wollte sie mit nun eintretendem Rollen des Gaumensegels ein ach für ein R hervorbringen, diese Bewegung aber nicht zu vollenden, das Gaumensegel unbeschäftigt zu lassen und nun blos einen A-Laut zu produziren. Wie wir diese Laune zu erklären und aufzufassen haben, davon später ein Wort! Wir haben nun hiemit das zum Äußersten gefälschte R, das, je weiter man gegen Norden kommt, um so verbreiteter auftritt. Man rühmt gern das hannöverische als das beste Deutsch. Ich habe das nie finden können. Müßten wir uns hier nicht auf unser Thema beschränken, so wäre ein Wort von der dortigen Mißhandlung auch anderer Laute zu sagen: man hört bereits auf gut Englisch O oder etwas wie Oe statt U und statt des wirklichen A ein Ae oder Ao (— schwer zu schreibendes dumpfes Mittelding zwischen A und O); aber allein schon das ewige A statt R genügt zur Streichung des Prädikats: „das beste Deutsch" und zur Vertauschung mit dem andern: das schon halb anglisirte Deutsch. — Wir sind mit Hannover sogleich stark nach Norden gesprungen. Der Mißbrauch beginnt schon um ein Gutes weiter südlich. Ganz rein und gesund lebt das R nur bei dem alemannischen Stamm; von Schwaben, wo es ihm immer noch meist gut geht, und von Bayern und Österreich soll in andrem Zusammenhang später die Rede werden. In Mitteldeutschland, am Mittelrhein flattert, örtlich nicht genau bestimmbar, neben dem etwas knochigeren Bruder, dem ach für R, bereits das dünne bloße A herum. In Ems ging ich einmal aus, den Lindaberg zu suchen; ich fragte und fragte, aber von einem

solchen wußte kein Mensch. Endlich löste sich das Räthsel; man hatte mir den „Wintaberg“ als besonders schönen Aussichtspunkt gerühmt, und da ich von keiner Winta, aber von einer Linda weiß, so hatte ich gemeint, ich habe ein W für ein L gehört. Der Berg heißt Winterberg. — Grüne Oasen in der Sprachsandwüste A für R bilden überall die Gegenden, wo das slavische Element, theilweise schon germanisirt, aber noch spürbar, oder in der Umgebung noch ganz erhalten, seinen, in diesem Punkt höchst wohlthätigen Einfluß äußert. Denn dem Slaven fällt es nicht ein, das R zu verderben. Im Frankenlande, da, wo slavisches Element um den Weg ist, hört man ein ganz frisches, fröhliches R; Nürnberg und Umgegend ist solches Land. Ferner ein Theil von Böhmen, der nordwestliche wenigstens, wo einst Franken zwischen Slaven eingedrungen sind; ich meines Theils glaube kaum irgendwo ein reineres Deutsch gehört zu haben, als von gebildeten Einwohnern Karlsbads, ja sogar auch von Landvolk in der Umgegend der Stadt, und die Reinheit beruhte vorzüglich auf dem klaren R. Konsequent freilich ist der Satz vom glücklichen Einfluß des Slavischen nicht festzuhalten; im Königreich Sachsen geht es, wie schon oben mit Beispiel belegt ist, trotz der bekannten Stärke des slavischen Bestandtheiles der Einwohner, unserem geplagten Wanderer schlecht genug; da müssen eben vom Norden her die städtischen Neigungen der Flächenbevölkerung stark eingewirkt haben. Dagegen in Pommern, in einigen Theilen der Provinz Preußen tritt meines Wissens unser Satz wieder in Geltung; „meines Wissens“: ich gestehe die Unsicherheit meiner Wahrnehmung, denn da ist im Osten namentlich Königsberg, wo man, Ruß-

land so nahe, ein gutes R erwarten sollte und doch im Stiche gelassen wird, falls nicht anzunehmen ist, das A für R, das ich von Bewohnern dieses Grenzpostens gehört, sei anderswoher geholt. — Blicken wir aber nach den Ostseeprovinzen: da steht es vortrefflich, die Kur- und Livländer darf man als Muster im schönen R aufstellen, die böse Nachsage, sie sprechen hart, ist just ihr Ruhm. — Wenden wir uns wieder nach Westen: unsicher bin ich auch über die Erfahrungen unseres vielgeprüften Pilgers im rein deutschen Lande Westfalen; ich meine von Brüdern dieses Stammes schon ein gesundes R gehört zu haben, ein andermal fand ich mich an das Wort des Kaisers Julian erinnert, er habe die Sänger am untern Rhein zur Harfe zwitschern hören wie die Vögel. In Hamburg gewiß steht es wahrhaft entsetzlich, und in Schleswig-Holstein? Ich weiß nicht, wie es dort steht; wenn übel, so zweifle ich, ob darum, weil daselbst noch die Enkel der Angelsachsen wohnen, die einst Britannien erobert haben und drüben seit unbekannter Zeit so sündlich das R verderbten. Man müßte genau wissen, wie sich Stadt und Land verhält; spricht das Landvolk noch ein richtiges R, sprechen es nur die Städter nicht, so ergibt sich, daß auf deutschem Boden da etwas vorgegangen ist, was ebenso und ohne Einfluß von Hüben und Drüben in England und nicht minder anderswo in Deutschland vor sich gegangen ist und was wir eben auf dem Weg sind uns klar zu machen.

Zu sagen ist vorerst noch, daß zwar meist, doch nicht immer ein A statt des R erscheint, wo dieser Laut in's Unbestimmte abgeschwächt, verdünnt, verschwemmt wird. Oft hört man auch ein dumpfes E, oft nichts als eine Dehnung

des vorhergehenden Vokals, dieß besonders, wenn ein Konsonant folgt: Berlin lautet nun nicht Bealin, sondern Beelin oder Behlin, Norden nicht Noaden, sondern Nooden oder Nohden u. s. w. Stark, Mark wird staak, Mahk, oft meint man auch etwas wie ein I zu hören: staik, Maik. In München wollte ich ein Reisehandbuch für Tirol kaufen, der Herr im Laden war ein Norddeutscher, er nannte mir neben Bädeker u. a. das Buch von Noë und setzte hinzu, doch sei dieß mehr eine Anweisung für Pechtouristen. Ich lachte und wollte eben sagen, für Pechtouren bedürfe es wohl keiner Anweisung, besann mich aber, daß er wohl hatte sagen wollen: Bergtouristen, daß er statt dessen gesagt: Beechtouristen, und daß ich, da mir ein Wort Beech nicht bekannt, dem B ein P und dem langen E ein kurzes substituirt hatte, um nur irgend einen Sinn in dem mißhandelten Worte zu finden. Oft meint man auch ein O für ein er zu hören; so vernahm ich im Harz für: Neuwerk ein halb englisches: Neuwohk. — Eine Oase betritt der Reisende, wenn er in Süddeutschland dem Norden zugeht, bekanntlich in Darmstadt; das R im Silbenschluß wird hier einfach zu nichts als einer Dehnung des vorhergehenden Vokals (Dahm- oder Daamstadt). Mitten in Schwaben gab es einst auch eine solche Oase, es war die gute Stadt Reutlingen, man zog ihre Bewohner gern auf mit „Hihschhönle“ (für Hirschhörnle); neuerdings vernimmt man es kaum mehr; das Laster ist längst im Weichen begriffen.

Wir haben nun wohl Material genug gesammelt, um endlich zum Urtheil übergehen zu können. Dieses liegt im Gesagten freilich schon vorbereitet, ist aber nun in Schärfe

zu fassen. Hinlänglich ist dafür gesorgt, daß wir damit die ganz Unschuldigen nicht treffen, denen die Natur den R-Laut versagt hat und die sich mit einem andern dafür aushelfen. Die Rede ist von der breiten Herrschaft eines falschen Ersatzlauts unter Millionen, deren unendliche Mehrzahl sehr wohl ein R sprechen könnte. Da ist also Ach, A oder Eh für R — wir haben es gehörig betont — nicht ein physiologischer Mangel; wir fügen hinzu, daß Kinder norddeutscher Familien, die in der Heimat „Vata, Mutta, mia, dia“ sprachen, wenn sie, zu uns versetzt, die hiesige Schule besuchen, in kurzer Zeit das richtige, redliche R von ihren Lehrern und Kameraden annehmen.

Was ist es nun, wenn es nicht Natur (Naturmangel) ist? Wenn die Verschleifung, die Verwässerung zugleich einen Laut trifft, der so recht Naturton hat wie das kräftig rollende R? Nun, was anders denn, als — sagen wir zunächst: Naturlosigkeit?

Ungerecht! wird man einwerfen, warum denn: Naturlosigkeit? Es ist eben Bequemlichkeit, wie die Dialekte sie lieben, und da die Dialekte naiv sind, so ist das falsche R doch eher zu natürlich, als naturlos.

Ich antworte: A für R tritt allerdings breit, weitherrschend auf im ganzen Gebiete des baiuwarischen Dialekts, also Bayern und Österreich (Stoach für Storch, duach für durch, Noa für Narr). Wohl, aber das geschieht nur im Dialekt, nur wenn man sich im Dialekte gehen läßt, und da klingt es wirklich nur naiv, hört sich gar nicht unangenehm, nur drollig, hanswurstisch. Aber ich bitte doch, zu bemerken: in unserm ganzen Trauersermon ist nicht vom

Dialekt, sondern von Hochdeutsch die Rede, will sagen: von der Aussprache, die als reines Deutsch gilt, für welche das Prädikat der Richtigkeit beansprucht wird. Der Bayer, der Österreicher behauptet sein A statt R nicht als das Normale; es kann ihm passiren, daß er es hinübernimmt, wenn er schriftdeutsch redet, aber er wird es nicht in Schutz nehmen, wenn man es angreift; in der Regel wird also das falsche R da nicht vernommen als Stück einer Aussprache, die in ihren übrigen Lauten schulgemäß auftritt, sondern umgeben von anderweitigen nicht schulgemäßen, nur dialektischen Aussprachformen, bildet also ein Glied eines Aussprachssystems, das als Ganzes Naturton hat. Auf dem Theater vollends würde in Wien und München ausgelacht, ja ausgepfiffen, wer sprechen würde: Schwesta, Mutta, Valeumda. Der Frankfurter trägt allerdings gern sein ach statt R in sein Hochdeutsch über, doch ich zweifle, ob man, wenn man ihm darüber zu Leibe geht, auf so zähen Widerstand stoßen wird, wie ihm weiter nördlich sicher diese meine Klagschrift begegnen wird. Nicht Dialekteinmischung in Hochdeutsch wie hier ist das in Norddeutschland so verbreitete A für R; der falsche Laut tritt als Theil eines Aussprachsystems auf, das schulmäßig — wenn nicht ganz ist, doch offenbar sein will, und man hört sogleich heraus, daß er als Theil dieses Ganzen Anspruch auf Richtigkeit macht. Er ist offenbar nicht durch Einfluß des Dialekts hineingekommen. So viel ich beobachten konnte, spricht der norddeutsche Bauer ein richtiges Zungen-R; freilich geht meine Beobachtung nicht weit, ganz bestimmt entsinne ich mich nur, im Hannöverischen so gehört zu haben, aber das ist doch nicht wenig, denn dort

sitzt ja echt niedersächsisches Volk. Ich komme hier auf die frühere Bemerkung über die Angelsachsen zurück. Ich glaube nicht, daß sie, als sie England eroberten, schon gewohnt waren, das R am Silbenschluß zu zerschmelzen wie jetzt ihre Nachkommen auf der Insel. Das muß dort in den Städten aufgekommen sein als Modemanier, und nicht anders muß es in Norddeutschland gegangen sein. Hiemit gelangen wir an den Punkt, den wir suchen.

Es ist ein bekannter Satz, daß in der fortlaufenden Veränderung der Sprachen außer anderen geschichtlichen Faktoren, namentlich dem Triebe zur Abkürzung, die Mode und zwar wesentlich auch als Affektation eine Rolle spielt. Das geht von den Kreisen der „Gesellschaft", namentlich ihres Rahms, der „crême" aus. Gewiß nicht das Volk ist es, das in England aus: ich (ik, ek, eik) endlich ein bloßes I (Ei), aus: genug (niederdeutsch genoch) endlich enof, aus nacht, knecht endlich night, knight (neit, neit) gemacht hat. Gleichwie affektirte Ausdrücke aufkommen, so kommen affektirte Lautformen auf. Man lese nach, was Hamlet zu Ophelia sagt (III, 1): „Gott hat euch ein Gesicht gegeben und ihr macht euch ein anderes; ihr tänzelt, ihr trippelt und lispelt, gebt Gottes Kreaturen verhunzte Namen und spielt eure Koketterie als Unwissenheit aus." Bei „Lispeln" wird man recht wohl auch an das zerlaufene R zu denken haben und in der Scene mit Osrik (V, 2) muß der Schauspieler seinen Mode-Hofjargon mit derselben Aussprache vortragen und mit derselben muß Hamlet ihn nachäffen. Daß ich nicht fehlschließe, dafür zeugt die Scene mit der Amme, vergleiche meine obige Anmerkung. Und so wie es in England gieng,

wird es eben anderwärts auch gegangen sein und geht es noch immer. Die Modemanier arbeitet allwärts und allzeit an den festen Gliedern des Sprachkörpers wie ein Fluß an kantigen Steinen auf seinem Grunde: er ruht nicht, bis er ein gut Theil zu glatten, runden Kieseln abschwemmt. Das weibliche Geschlecht, das vornehme besonders, die Salondame hat dabei gewiß von jeher keinen kleinen Einfluß geübt. Es liebt die energischen Laute nicht, es liebt zu lispeln, es lernt in Mehrzahl schwerer, als das männliche, das R, häufig wenigstens spät; vom Mädchen zum Backfisch geworden, entdeckt es, daß der Mangel des R ein süßer Mangel, holde Vermeidung einer vermeintlichen Härte sei, vom Backfisch zur Dame geworden, kokettirt es damit und die Verehrer der reizenden Lurbserin lurbsen ihr nach. Es hört sich wie ein zart verschämtes, kostbares Scheuen und Ausweichen der Zunge vor dem besonders männlichen Konsonanten; aber mein lieber, mein holder Backfisch, welches Geschlechts und Alters du sein magst, so schrecklich ist das R doch nicht, der Umgang mit ihm bringt dich nicht um deine Unschuld, es ist kein Lovelace und kein Don Juan; ach was, du weißt das eigentlich wohl und thust nur so!

Auch in Frankreich ist das falsche R aufgekommen, zwar nicht die völlige Verdünnung zu einem Vokal wie in einem großen Theil unseres Nordens, aber doch weicher Gaumenlaut statt Zungenlaut. Die Südfranzosen rollen das R schön und voll mit der Zungenspitze wie die Spanier und Italiener. Es ist nach der phonetischen Seite überhaupt ewig schade, daß einst die langue d'oui über die langue d'oc gesiegt hat. Doch das verderbte R ist unverkennbar nur ein späteres pures

Modeprodukt des Nordens, speziell der Hauptstadt Paris; ich meine sogar, man habe in meiner Knabenzeit noch pardôn gesagt, während man jetzt pachdôn sagen soll (eigentlich, da auch das a affektirt verderbt wird: pächdôn). Auf dem Theater freilich, im klassischen Stück wenigstens, herrscht Strenge. Der Schauspieler Jörmann erzählt von einem Besuch bei Talma, dessen Urtheil über seinen Vortrag er zu vernehmen wünschte; er trug ihm ein Stück aus einer Rolle vor; Talma zuckte die Achseln und sagte: Mein Herr, Ihnen fehlt die vibration. Jörmann wußte nicht, was er meinte; der französische Roscius lud ihn ein, Abends im Théâtre français zu erscheinen und genau aufzumerken, wie er das Wort prendre spreche; Jörmann kam, gab hübsch Acht, vernahm zwei prächtige Zungen-R und wußte nun, was vibration ist; er war ein Norddeutscher und an das falsche R von Kind auf gewohnt.

Mag ich nun Recht haben oder nicht mit meinem Satze vom Einfluß des Weibes, speziell als Backfisch, auf diese Dinge, weibartig kokett, manierirt klingt das A für R jedenfalls, backfischartig nimmt es sich jedenfalls aus. — Nun sehe man sich aber die Erscheinung näher an mit Hinzunahme des Toncharakters der Sprechweise, wovon sie einen Theil bildet. Der Norddeutsche spricht im Übrigen schärfer und gestoßener, auch schneller als der Süddeutsche, die Kürzung vieler ursprünglich langer Silben ist von dorther in die neuhochdeutsche Sprache eingedrungen, viele Silben, deren Länge sich dennoch erhalten hat, werden dort kurz gesprochen (Zug, Schlag); ohne Zweifel im Norden zuerst ist es aufgekommen, die Zeitwörter greifen, reiten im Präteritum zu

konjugiren: griff, ritt. Dies ist eigentlich entschieden falsch; es hieß ja: grîfe, Prät. greif, rîte, Prät. reit; das ei wurde ein ie, das doch ohne Frage lang ist. Wäre es richtig, zu schreiben und zu sprechen: griff, ritt, so müßten wir auch schreiben und sprechen: ich schribb (von schreiben). Im Süden sagt heute noch kein Mensch griff, ritt, sondern alle Welt: grief, riet. Und so schrieben wir auch so lang, bis gegen die Setzer und Korrektoren nicht mehr aufzukommen war, weil man ins Unendliche ihr: griff, ritt vergeblich in grief, riet korrigiren mußte. Und jetzt ist der Fehler wirklich zur Regel geworden: ein Beispiel, wie sich Sprachen verändern; Majoritäten bilden sich für eine Form, die eigentlich falsch ist, und endlich wird sie Gesetz; so kommt es, daß heute noch der Norddeutsche, wenn er uns sagen hört: grief, riet, einfach meint, wir sprechen ein schlechteres Deutsch. Ebenso verhält es sich mit den Wörtern Mutter und muß. Sie sind ursprüngling l a n g (Mouter, muoz) und so spricht sie heute noch das Volk im Süden, die Majorität vom Norden her hat aber längst für beide Wörter die Kürze durchgesetzt. — Von Härten im norddeutschen Idiom erwähne ich noch die scharfe Aussprache des g in der Endungssilbe ung und ing; das unc (Hoffnunc, Jünglinc) ist allerdings alt, ist richtiges Mittelhochdeutsch, erst im Inlaut wurde das c zum g: Hoffnungen, Jünglings. Hier ist der Süden Deutschlands zu Gunsten der Weichheit von der alten Regel abgewichen und hat auch im Auslaut g gesetzt, der Norden ist darin mit der Schreibung zwar gefolgt, aber mit der Aussprache nicht. — Solches und so manches Andere gibt also dem Lautsystem im

norddeutschen Sprachgebiet eine gewisse trockene Schärfe und Spitzheit:

„Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn
Auf dich herbei mit pfeilgespitzten Zungen."

Nun, und im vollem Widerspruch mit diesem mehr knöchernen Charakter muß das arme R wie zerlassenes Fett als Vokallaut in der Gaumengegend verschwimmen! —

Gelegentlich sei hier auch die Aussprache gewisser französischer Laute erwähnt, da die Norddeutschen doch so sehr lieben, Fremdwörter aus dieser Sprache zu entlehnen: die komische Zuschärfung des Nasenlauts zu einem ng (train — Träng, cependant — spangdang, S. Quentin — Säng-Kang-Teng) und des L mouillé zu einem lch (Mongmiralch, Detalch). Ein Aufsatz in der Augsb. Allg. Zeitung hat sich vor einiger Zeit damit beschäftigt, ohne die Erklärung zu finden. Diese Aussprache, wenigstens des ng für Nasenlaut, ist altfranzösisch; als die Hugenotten in Preußen aufgenommen wurden, war sie noch normal, durch diese (die wohl häufig als Sprachlehrer fungirten) muß sie dort verbreitet sein und erhielt sich nun im deutschen Norden, während sie in Frankreich schwand. Eduard Gans, der Jurist, Schüler Hegels, sagte mir einmal, er spreche ganz geläufig französisch, komme oft nach Paris und begreife nicht, warum man ihn dort so oft für einen Gascogner halte. Der Grund war einfach: die Gascogner sprechen diese Laute noch altfranzösisch.

Hierdurch vermehrt sich denn die Mischung falsch harter und fälschlich erweichter Laute. Es kommt nun aber etwas hinzu, wovon man nicht absehen kann noch darf. Der Nor-

den Deutschlands hat sich weit mehr vom Dialekte losgelöst, als der Süden, es wird in jeder gebildeten Familie, in aller guten Gesellschaft nur hochdeutsch gesprochen, während im Süden der Gebrauch des Dialekts weit und hoch hinauf unter den Ständen im Schwange geht. Man kennt den Grund: hochdeutsch ist ja ursprünglich geographische Bezeichnung, bedeutet oberdeutsch, und das allgemeine Deutsch, das Deutsch für Alle, — „für Oberländer und Niederländer,“ sagte Luther, der das Meiste zu seiner Befestigung that —: dieses unser jetziges Rein- und Schriftdeutsch hieß Hochdeutsch, weil es zum weitaus größeren Theil aus oberdeutschen Elementen gebildet war. Der Norden Deutschlands hatte hierzu (vom Platt- oder Niederdeutschen aus) einen weit größeren und schwereren Schritt, als der Süden, er mußte diese neue Form lernen fast wie man eine fremde Sprache lernt. Der Süden, der ungleich größeren Nähe sich bewußt, blieb nachlässiger, verharrte wenigstens für den Hausbrauch im Dialekt und behielt sich das Hochdeutsche nur für die Fälle vor, wo die Situation korrekte Sprache fordert: Amt, öffentliche Rede u. s. w. Das hat nun seine zwei Seiten. Einestheils ist es, versteht sich, vom Übel. Man erlangt keine rechte Fertigkeit, keine Sicherheit im Reindeutsch, ist stets in Versuchung, Dialektsformen und Dialektsaussprachfehler in das Hochdeutsche einzumischen. Davon wäre ein Lied zu singen, ich möchte bei dieser Anklage gern verweilen, um recht zu zeigen, daß es nicht süddeutsche Eigenliebe ist, was mir die Feder führt, ich erwähne aber in Kürze nur den gröbsten Fehler der meisten Schwaben, daß sie nämlich I und U vor M oder N in ein nasales E und O verderben

(Berlen, Wen, Denst, Konst, Donst für Berlin, Wien, Dienst, Kunst, Dunst); der junge Schiller reimt lustig: Schöne, Miene, Bühne, Scene, denn er sprach: Schene, Mene, Behne, Scene (s. Melancholie an Laura). — Dennoch hat der Mißstand auch sein Gutes. Wer im Dialekte lebt, der bleibt der Sprachnaturquelle näher, als wer sich ganz von ihm losgesagt hat. Ich behaupte, daß er sich feineren Sprachsinn bewahrt, und kann nur freilich hier den Beweis für dieß Paradoxon nicht antreten; es sei kurzweg nur das Eine angeführt, daß unsere Bildungssprache, als sie sich aus den Dialekten herausdestillirte, eine Welt von Sprachschätzen ungehoben im Schoße der letzteren ließ; ich verzichte ungern darauf, eine Reihe trefflicher, treffender, unübersetzlicher, dem Hochdeutschen verlorener Wörter als Beispiele anzuführen. — Dem Norddeutschen nun spürt man in seinem schulmäßig richtigen Sprechen unmittelbar seine ungleich größere Sicherheit an und hört zugleich auch ein starkes Gefühl dieser Sicherheit heraus, etwas sehr Bewußtes, wogegen der natursaftige süddeutsche Dialekt sammt den Aussprachfehlern, die aus seiner Einmischung in's Hochdeutsche entstehen, als naiv erscheint: dem Fremden als kindlich, komisch naiv, an sich wohl naiv in besserem, etwas Achtung vor der Natur einschließendem Sinne des Worts. Das fertige Loshaben der rektifizirten Sprachform fühlt sich nun an wie ein behaupteter Besitz höherer Weisheit. Das wäre wohl nicht der Fall, diese dunkle Symbolik würde sich nicht einstellen, wenn nicht nach der Seite des Inhaltes häufig Sprachwendungen aufträten, die ein Bewußtsein von Besitz überlegener, höherer Klarheit verrathen, wenn nicht oft eine

Neigung zur Ironie sich kund gäbe, die mit dem vorherrschenden Charakter der Verständigkeit so gerne sich verbindet.

„Symbolik“: ich meine hier mit dem Wort jenen dunkeln und doch bestimmten Gefühls- und Phantasieakt, vermöge dessen wir einer sinnlichen Erscheinung Seelenqualitäten unterlegen und hieraus Schlüsse ziehen, durch die wir die vorgestellte Qualität nach anderen Seiten oder Sphären verfolgend erweitern. Man erinnere sich an die Stimmungen, Vorstellungen, die sich für uns an Farben knüpfen. Ebenso verhält es sich mit den Klängen — und das führt uns auf die Linie, nach der wir schon lange hinsteuern.

Ich bin ernstlich überzeugt, daß das große Unrecht, das der Süddeutsche so häufig im Urtheil über den Norddeutschen ausübt, nicht zum kleinsten Theil aus dieser dunkeln Symbolik zu erkären ist. Das A für R gemahnt also naturlos, affektirt im kontrastirenden Zusammen mit dem Scharfen in derselben Sprechweise, das den Eindruck eines Bewußtseins von Überlegenheit macht. Zunächst scheinen beide Bestandtheile unvereinbar: das scharf Gestoßene und das zuckerig, butterich Zerfließende. Herber Mann und holder Backfisch in Einem, Sägfisch und Mollusk, Hartschnabel und Breimaul in Einem: so denkt der geärgerte Freund klarer und voller Laute. Nun geht's weiter. Wo die Leute so sprechen, meint der Schwabe, der noch nicht hinausgekommen ist, da werden die Häuser alle abstrakt, kahl modern, die Schüsseln hungrig karg, ja die Schwalben in der Luft von Pappendeckel, und das Wasser wird Alkohol sein. Wie staunt er, wenn er hinauskommt, wenn er die alten Städte, die alten Theile der alten Städte sieht: malerisch, gediegen, historisch,

ehrwürdig! Ein Münster, Hildesheim, Halberstadt, Goslar, Magdeburg, Bremen, Lübeck, Danzig — ich nenne nur, was mir gerade einfällt von Zeugen gediegener, naturgesunder Tüchtigkeit und Kraft. Und angesichts der saftigen Rindsbraten auf den gastlichen Tischen, wo bleibt das „Hungrig"? Er sieht keine Weinberge mehr, aber ist denn das nahrhafte Malzgetränke nicht vom Norden zu uns gekommen? Das sind nun doch wohl Werke und Zeugen nicht von Zierpuppen, sondern von Leuten, die Mark haben?

Nun, und der Kriegsgeist, dem wir die Siege verdanken, die stramme Ordnung, die straffe Kraft der Zusammenfassung, die uns die Einheit brachte? — RRRR!

Alles wahr, ganz wahr, aber schade bleibt es doch, daß die natursaftige Welt dort drüben im Norden, der wir das verdanken, sich selbst das Unrecht anthut, ihre Kraft in einer Sprachform zu verleugnen, die nach Schwächlingsgeziertheit aussieht. Ihr habt es zu Stande gebracht, uns zu einem Ganzen zu verbinden; warum sagt ihr vabinden statt verbinden? Ihr habt einen Bismarck erzeugt, könntet ihr nicht auch seinen Namen so sprechen, daß das Mark darin nicht zerquetscht wird? Warum Bismachk, Bismahk oder Bismaik?

Ich hoffe, man merkt, daß Schreiber dieses kein Preußen-, kein Norddeutschen-Hasser ist; aber er gesteht, daß sein Ohr und Sinn nimmer an den Mißlaut sich gewöhnen kann. Ich bin viel, einmal auf ein halb Jahr lang im Norden gewesen, ein Zweig meiner Familie war dort ansässig, aber das mißhandelte R ist mir heute wie gestern, heute wie vor fünfzig Jahren neu, wirft mich in die geschilderte, ungerechte, längst überwundene Symbolik zurück,

in die doch so blinde, verkehrte Antipathie gegen die Norddeutschen. Es ist eben für ein normales Gehör nicht zu ertragen, man kann nicht anders, man muß inwendig — unter Einverstandenen auch auswendig — räsonniren, wettern, schelten. In Karlsbad, in Kissingen, wo zur Zeit, da ich dort war, in Mehrzahl Norddeutschland vertreten war und von allen Seiten „Vata, Mutta, mia, dia" mir in die Ohren klang, da konnte die Quelle kaum halb das Ihre thun, weil so verdorbener Sprachquell auf Stimmung und Magen drückend von allen Seiten beständig mich umrauschte. Eine Dame spricht mir von „Kohmähka". Was um's Himmelswillen mag „Kohmähka" sein? Sie fügte dann hinzu: „Pigähde", und nun gieng mir ein Licht auf: Kurmärker (und Picarde). Es war eine Braunschweigerin, daher auch O für U und Ae für A. — Soll es uns angenehm sein, soll es uns sympathisch stimmen, wenn im Theater zu Berlin Madam Hedwig Tell sagen darf: heut kommt da Vata, Kinda, liebe Kinda!? — Ich weiß es von einem Ohrenzeugen, daß ebenda eine Schauspielerin, die den Erzengel Michael im Prolog spielte und als solcher für den Herrn fungirte, den Geist der Welten selbst sagen ließ: „Solang ea auf dea Eade lebt" „— — kannst du ihn afassen" u. s. w. u. s. w. Der Wahrheit zur Steuer muß ich noch erwähnen: ich weiß vom Intendanten des Theaters in Schwerin aus seinem eigenen Munde, daß er keinen Schauspieler, keine Schauspielerin anstellt, die das R nicht als Zungen-R sprechen. Und gewiß ist dieß genau so richtig, wie man im Gesang kein Gaumen-R und kein A für R duldet. Was aber auf der Bühne und im Gesang recht ist, das ist wohl auch Recht und Gesetz für

die Umgangssprache. Wollte Jemand dieß bestreiten, für die Konversation Ausnahmen in Anspruch nehmen, so wäre zum Überfluß noch ausdrücklich herauszuheben, was sich aus allen gebrachten Beispielen ergibt: daß man am Ende doch redet, um verstanden zu werden. Unter sich, im Lande, wo alle Welt das R im Munde zerlaufen läßt, da macht es keine Schwierigkeit; die Kombination, welche nöthig ist, um je an gegebenem Punkte der Rede zu begreifen, daß ein A als R zu verstehen ist, wird zur raschen Gewöhnung, wie es z. B. im Französischen sich durch Übung lernt, aus dem Zusammenhang zu entnehmen, ob ein A den Dativ oder: Hat bedeutet. In unsrer Umgebung aber, wo das R ein R ist, lernt sich diese Gewöhnung nicht, wenn also ein R = A-Sprecher unter uns sich vernehmen läßt oder wenn wir in die R = A-Regionen hinüberreisen, da beginnt die liebe Noth mit dem Verstehen. Der Beispiele hiefür habe ich wohl genug angehäuft; es sei aber noch angeführt, daß ein norddeutscher Herr, ein Bekannter aus früherer Zeit, der mich mit großer Freundlichkeit in einer italienischen Stadt umführte, verwundert über mein ewiges: Was? He? Wie? mir endlich sagte, er bemerke mit Leidwesen, daß mein Gehör abgenommen habe. Ich erwähne es, weil ein Leser, dem meine Sätze neu sind, mich vielleicht längst in demselben Verdacht hat. Unter Süddeutschen hat aber noch kein Mensch ihn geschöpft. Und wie kann dieß Nichtverstehen gesellig beunglücken! Ich fand in einem Restaurationslokal, wo ich Abends Unterhaltung zu suchen pflegte, häufig einen jungen Mann, den ich zu meinen strebendsten und denkendsten Zuhörern zählte. Ich mußte ihn aber meiden wie den

bösen Feind, wiewohl er oft allein saß und sichtbar sich gerne mit mir unterhalten hätte; es waren mehrere Tische im Saal, es gieng laut her und unter dem Stimmengeräusch verstand ich kaum die Hälfte seiner Worte, denn er sprach ein Mitteldding zwischen Hamburgisch und Berlinisch; z. B. ich hörte das Wort Nohwähn und brachte nur durch Schlüsse heraus, es solle Norwegen heißen (er verschwemmte auch das G). Ich fragte oft zwei-, dreimal, verstand beim dritten Mal abermals nicht — da half es nichts, ich mußte mich der Marter entziehen, auf Gefahr, ihn zu verletzen, denn er mußte merken, daß ich ihn mied, und konnte nicht erkennen, warum. Die norddeutsche Aussprache ist ohnedieß überhaupt weiter hinten in der Mundhöhle lokalisirt, als die süddeutsche. Wir haben den Eindruck, als verklingen die Laute, statt vorn herauszugehen, hinten im Rockkragen. Da man nun im Gespräch nicht wohl das Ohr hinten an den Rockkragen des Andern auskultirend anlegen kann, so ist in Fällen, wie der genannte, kein Ausweg, als: „der Rest ist Schweigen."

Sollte es nöthig sein, daß ich zum Schluß noch zu Punkt 2 auf der vorangestellten Warnungstafel zurückkehre? Dort wird vor dem Lesen dieser Blätter gewarnt, wer nicht verstehen will, daß kein Einzelner gemeint ist, wenn ich von Manier, von Affektation rede, der späte Erbe des eingerissenen Unfugs wird von jeder Schuld freigesprochen. Mit einer kleinen Modifikation wollen wir dieß jetzt so ausdrücken: die Portion von Mitschuld, die unter vielen Millionen von Menschen auf den einzelnen Mann kommt, wenn durch die kontagiöse Fortpflanzung der Mode ein Sprachmißbrauch einreißt, ist so klein, daß sie fast Null gleicht. Diese Modi-

fikation deckt mich gegen einen Vorwurf, den man erheben könnte: mein Vorgehen, könnte man sagen, habe etwas ähnlich Verletzendes, wie wenn man Einem seine Nase verspottet, für deren Form er doch nichts kann, die nun einmal so, wie sie gewachsen, ein Stück seiner Persönlichkeit bildet. So ist es denn doch nicht. Ich habe bereits gesagt, daß solche Idiomformen nicht physiologisch seien; das Unbewußte der Angewöhnung ist doch keine Naturnothwendigkeit; ein Bewußtsein läßt sich wecken, es kann darüber reflektirt werden und dann tritt auch Freiheit ein, daran zu ändern. Meine Nase kann ich nicht anders ziehen, einige starke Unrichtigkeiten meines Idioms kann ich ablegen. Sträube ich mich gegen die Weckung des Bewußtseins, suche mit Gründen zu decken, was jedem guten Grund zuwider Mode geworden, dann kann nicht mehr von minimaler Schuld, die fast gleich Unschuld, die Rede sein, und dann hat die Symbolik der Auffassung, die im geschilderten Charakter der Aussprache ein Bild selbstgefälliger, naturloser Bewußtheit sieht, nicht ein Stück Unrecht, ein Stück Recht, sondern nur ganz Recht. Ich stieß auf Widerspruch, als ich früher einmal den Mißbrauch der Zerquetschung des R angriff. Ein verdienter Schriftsteller hielt mir brieflich entgegen: die höhere Kultur bringe nothwendig eine gewisse Abschleifung von Sprachlauten mit sich; der Spanier spreche wohl das schöne, volle Zungen-R, aber diese Nation stehe doch hinter den modernen Kulturvölkern zurück, stecke noch halb in der Natur. Er konnte sich auf den Erfahrungssatz berufen, daß Fortschritt in der Bildung immer auch um Opfer an Naturfülle, Naturschönheit erkauft wird. Aber — „wer zu viel beweist, beweist

nichts“ ist doch auch kein leerer Satz. Das geschichtliche Gesetz der Abschleifung der Sprachen hat denn doch seine Grenze; Grundlaute dürfen nicht angegriffen werden, nicht rohe Natur ist es, was diese bewahrt wissen will. Ist es rothhäutisch, den Kraftlauten der Sprache ihren Körper voll und ganz zu lassen, ist es erlaubt, bildungshalber an diesem Körper herumzufeilen, bis er flach wird, oder — ein besseres Bild — ihn wie Gefrornes im Mund verlaufen zu lassen, dann würde ich vorschlagen, lieber einmal an unsere vielen ung zu gehen. Diese Endungsform, vollends wenn sie noch unc heißt wie in unserem Norden, ist doch wohl der häßlichste Theil unserer Sprache und höchst unbequem im Munde; mancher Dickhörige freilich schreibt oder spricht mit Heiterkeit: in der Hoffnung, meine Besitzung durch Erweiterung, Ordnung, Anpflanzung, nach richtiger Berechnung u. s. w. u. s. w. Ich würde nun vorschlagen, daß wir dieses lästige ung etwa zu einem ui oder ua erweichten, also Hoffnui oder Hoffnua und sofort, oder daß wir es in einen Zischlaut zusammenzögen, also etwa Hoffnuz u. s. w. — Wäre niedlich!

Der Herr war ein Berliner. Ein anderer Brandenburger ließ mir sagen: weil die Schwaben das R mit der Zunge sprechen, soll das richtig und Gesetz sein und die Preußen hübsch folgen? Nein, mein Lieber, weil es Gesetz ist, sprechen die Schwaben das Zungen-R und sollten die Preußen es auch thun. Und zum Überfluß — denn ich habe bereits deutlich gezeigt, daß ich meinen Schwaben nichts schenke — will ich nur gestehen, daß leider! leider! diese Sprachtugend sichtlich bei uns abnimmt. Schon oben konnte

ich nur sagen, es gehe dem R im Schwabenlande immer noch meist gut. Meine Beobachtungen sind in der That nicht erfreulich. Ich konnte früher in den Redeübungen, die ich von Zeit zu Zeit halte und wobei ich den besten Theil des Semesters mit meist vergeblicher Bemühung um richtige, reine und deutliche Aussprache zu verlieren pflege, die Schwaben immer als Muster im R vorstellen; neuerdings hat sich das traurig verändert, im letzten Kurs waren es 3 von 10, die das R nicht in den Gaumen rutschen ließen wie die Backfische. Ich rief ihnen zu, sie sollen bedenken: wir Schwaben haben mit den Alemannen uns zu wehren, daß nicht —

Dieser Satz verlangt eine neue Linie, er ist ein Schluß- und Hauptsatz. Süddeutschland hat sich zu wehren, daß nicht im Deutschen der Widerspruch zwischen Schreibung und Sprechung einreiße wie in Frankreich und England. Ein R schreiben und ein A sprechen ist kaum weniger verkehrt, als ein au oder eau oder eaux schreiben und ein O sprechen oder ein igh schreiben und ein ei sprechen. Man weiß, wie es in diesen Sprachen so gekommen ist. Nehmen wir z. B. das Wort autre. Der Gallier schrieb anfänglich alter und sagte alter. Nun sprach er aber das L mit Zurücknehmen der Zunge nach dem Gaumen als Kehlen-L: ein Laut, der im Russischen und Polnischen neben dem reinen L normal besteht. Nun klang alter fast wie auter; man kann sich das genau vorstellen, wenn man das Kehlen-L der Schweizer vergleicht: als, Hals lautet hier fast wie aus, Haus. Soweit folgte nun die Schreibung der Sprechung, daß man jetzt auch autre schrieb. Von diesem au statt al war es aber nicht weit zu O und so wurde aus alter ein oter, aber hierin

folgte die Schreibung nicht der Aussprache, man fuhr fort autre zu schreiben (auf die Versetzung der zwei Endlaute re brauchen wir hier nicht einzugehen). Dieß ein Beispiel von vielen; es ist gleichgültig, an welchen Punkten der Mißbrauch anfing, er riß eben ein, griff an diesem und jenem Punkt an und lief weiter und weiter; und so, wenn wir Deutschen R schreiben und A sprechen, wird es bei dieser Bresche nicht bleiben, der Einsturz des Normalverhältnisses zwischen Schrift und Aussprache wird weiter greifen und endlich da ankommen, wo er in Frankreich und England angekommen ist. Hat es doch auch auf andern Punkten schon stark bei uns angesetzt: in breiten Strecken schreibt man g und spricht J (in zwei Wörtern ist dieser Unfug freilich so stehend geworden, daß ihm die Schreibung endlich folgte: jäh für gäh und Jauner für Gauner ist entschieden falsch); bei der Aussprache des S wird in nördlichen Strichen Deutschlands die Zunge zu tief angesetzt, so daß es fast wie D lautet, nun hört man statt: sehr ein der (oder dea), statt: Gesetz, Jedez; so auch in Vokalen: kein kleiner Theil von Deutschland schreibt u und spricht einen Mischlaut zwischen O und Oe, wie die Engländer, die es freilich eben aus ihrer Heimat, Norddeutschland, mitbrachten.

Man muß sich nun recht verdeutlichen, wie es sich mit dem Widerspruch zwischen Schrift und Aussprache eigentlich verhält: er fixirt sich in den Köpfen bis zur völligen Verdunklung des Begriffs von Schriftzeichen und ihrer Bedeutung. Eine Dame sang: Ihr Jätter meines Lebens u. s. w. Der Singlehrer verbessert: „Götter“; sie aber behauptet, es stehe ja deutlich gedruckt: Jätter, es stehe doch da auf dem

Papier. Sie selbst sprach doch in manchen Silben das G richtig, da nämlich, wo es nicht zu verderben ist, z. B. in der Verbindung mit L (königlich u. dgl.), allein das veränderte nichts an ihrer Verstockung, sie zog schlechterdings die Konsequenz nicht. So droht es denn auch mit dem R zu kommen, und an was Alles es noch kommt, ist nicht abzusehen, und also noch einmal: wehre dich, Süddeutschland, gegen das Eindringen des R = A!

Ich habe nicht schelten und spotten wollen; man thut eben, was man kann, und versucht es mit dem Mittel des Überzeugens. Aber wie wenig vermag der Einzelne! Was hilft es, wenn ich mit meiner Schreiberei auch den einen oder andern R = A-Laller bekehre! Was will das sagen gegenüber Millionen, die meine armen Blätter nicht lesen und, wenn sie lesen, für wohlweise Nörgelei halten! — Wie aber, wenn es doch ein Mittel gäbe? Viribus unitis! Ich finde Rath. Ich darf wohl hoffen, daß dieser mein Krankheitsbericht einen und den andern Schulmeister in den Landen zu Gesicht kommt, wo die Epidemie herrscht. Überzeuge ich von diesen vorerst nur Einen und gibt er der Überzeugung Folge, so ist eine Handhabe gegeben. Hat er jährlich etwa 70 Kinder in der Schule, bringt er von diesen etwa 40 das richtige R bei, so ist ein hübscher Anfang gemacht. Die Jahrkurse wechseln ja, wir haben in drei Jahren 120 natürliche, unwillkürliche Propagandisten des Zungen-R; man rechne weiter und schöpfe Hoffnung! Und nun habe ich vielleicht erst zu wenig vorausgesetzt: kann nicht das Glück wollen, daß ich zwei ja drei Schulmeister überzeuge? Also dann jährlich 80 oder gar 120, in drei Jahren 240

oder 360 Propagandisten! Man rechne abermals weiter und hoffe noch blühender: man mache einen ungefähren Durchschnittsüberschlag der Zahl von Geschwistern, Nachbarkindern, die ein gebessertes Kind jährlich bessert —, noch mehr, man nehme an, unter den bekehrten Schülern seien etliche, die selbst zu Schulmeistern aufsteigen, also aus Bekehrten Bekehrer werden — welch trostreicher Blick in's Unendliche!

Edle Volksschullehrer! Lange nicht nach Verdienst gewürdigter Stand der Volksbildner! Seht, welches weitere, große Verdienst ihr euch erwerben könnt! Die Frage der Rechtschreibung ist ein Knoten, so verschlungen, daß er unendlich schwer zu lösen ist, die Frage der Rechtsprechung: wie ungleich planer liegt sie doch, da ihr der klare Anhalt physiologisch an den Sprachorganen gegeben ist! Ihr könnt, wenn ihr wollt! Versagt euch nicht der guten Sache!

Ist aber all mein Hoffen eitel, glaubt mir in den Landen, gegen deren Aussprache ich predige, kein Mensch, daß R nicht A ist, so gibt man mir doch wohl wenigstens zu, daß die Schreibweise der Aussprache folgen soll. Also gut, regeln wir jene nach dieser! Wir schreiben dann also künftig ein R nur noch im Silbenanfang, wo es als Zungen-R spricht, wer kann und will, als Gaumen-R, wer nicht anders kann oder fälschlich so will; im Übrigen schreiben wir zwei verschiedene A: das eine ist der bekannte Vokal, das andere bedeutet den Laut, der früher auch am Silbenschluß R geschrieben wurde und den zurückgebliebene, ungebildetere deutsche Brüder auch an dieser Stelle noch als R sprechen, den aber der fortgeschrittene Theil Deutschlands jetzt feiner

als eben den Vokal spricht, den das Zeichen A bedeutet. Ich verabschiede mich vom Leser mit einer Probe dieser künftigen Orthographie:

Da Mensch soll sich von da bloßen Natua zua Kultua aheben und dieß voanehmlich auch an da Sprache zeigen, indem ea die gröbaen Ualaute daselben mildat. Ein solcha Ualaut ist namentlich das R. Wenn gebildete Menschen sich miteinanda untahalten, soll es nicht klingen wie ein Donnawetta oda als wüade da Zapfenstreich geschlagen. Lasset uns diesen rohen Laut übaall da, wo die gebildetae Meaheit da Deutschen ihn längst als A spricht, künftig auch so schreiben. Ein gewissa Vischa hat sich einmal wieda lächalich gemacht als Vafassa eines Atikels: Leiden des aamen Buchstaben R auf seina Wandaung duach Deutschland. Diesa eigenliebige Schwabe glaubt uns predigen zu düafen. Aba ea iat sich. Kein Mensch kümmat sich um den Propheten im schwäbischen Winkel. Man kennt ihn längst als Grillenfänga. Ea mag hübsch zusehen, ob ea etwas acheicht. Ea wiad uns in unsra Sichaheit nicht aschüttan. Statt unsan Schulmeistan zu predigen, sollten die Schwaben hübsch bitten, daß ihnen eine Zahl Schulmeista als Lehra des richtigen Deutsch aus dem Lande da Intelligenz vaabreicht weaden.

Zum Schutz der Schutzrede für das R.

(Die Gegenwart, 1882.)

Wie das arme R leiden muß auf seiner Wanderung durch Deutschland, so muß auch der arme Artikel leiden, der für es eintrat. Das war vorauszusehen; der Verfasser wußte, daß er in ein Wespennest stach. Nicht durchaus zwar ist es ihm schlimm ergangen; ich habe von zwei Schullehrern, einem in Süddeutschland (Herzogthum Hessen), einem im fernen Norden (Oldenburg), beistimmende, für die Unterstützung dankbare Zuschriften bekommen, die mich sehr erfreuten, weil der Hebel gegen den Sprachmißbrauch ja vor Allem in der Schule liegt. Der Oldenburger gestand mir, er sei ursprünglich fester Anhänger des Zungen-R gewesen, sei aber dann durch ein Lehrbuch irregeführt worden, welches das Gaumen-R für das richtige erklärt, und nun sei er froh, wieder auf den richtigen Weg geführt zu sein. Daneben danke ich seinem Schreiben eine willkommene Notiz. Der Leser erinnert sich, daß ich in meinem Artikel nicht mit Sicherheit anzugeben wußte, wieweit im Norden Deutschlands die richtige Aussprache beim Volke sich erstrecke; dieser Brief versicherte mir, daß dort, so hoch im Norden (Brake),

das Volk allgemein ein klares Zungen-R spreche, mit Ausnahme Einzelner, die im Verkehr mit den Städten das zu einem A verschwemmte R annehmen in der Meinung, das sei vornehmer. Ein dritter erfreulicher Gruß kommt mir soeben unter dem Schreiben zu: eine Seminarlehrerin in Diedenhofen (Lothringen) theilt mir mit, daß sie und mit ihr die Vorsteherin durch meinen Artikel für das reine Zungen-R gewonnen seien und beschlossen haben, es zur Norm im Unterricht zu machen. — So etwas thut wohler, als die günstigste Rezension. Neben der Schule ist es natürlich das Theater, das auf Reinhaltung der Sprache zu halten hat. Ich hatte in meinen Artikel eine Klage darüber aufnehmen wollen, wie schlimm es auch auf der Stuttgarter Bühne zugehe, hatte es aber unterlassen der Kürze wegen. Bald nach dem Erscheinen begegnete mir ein befreundeter Schauspieler, würdiger Veteran dieser Bühne, begrüßte mich dafür, daß ich in dieser Sache das Wort ergriffen habe, gab mir sehr Recht und bestätigte vollauf, daß es keine kleine Zahl von Mundorganen ist, die auf unsern Brettern die Sprachlaute und namentlich das R mißhandeln. Es sind Norddeutsche, von denen leider auch schon Süddeutsche das „Vata", „Mutta" u. s. w. angenommen haben.

Vom Standpunkte des Theaters hauptsächlich bespricht ein Artikel in der „Allgemeinen Kunst-Chronik" meine Schutzrede (Beilage: „Allgemeine Theaterchronik", 17. und 18. November d. J. „Betrachtungen zu Fr. Vischer's ‚Wanderungen des Buchstaben R' von E. Bürde"). Dieser Artikel ist es zunächst, der mir noch einmal die Feder in die Hand drückt; warum? wird man sogleich sehen. Herr Bürde gibt mir

zuerst Recht; zwar hat die Einräumung einen Bruch, denn er sagt nur, Jedermann werde dem vibrirenden R vor dem Gaumen-(Zäpfchen-)R den Vorzug geben. Ich habe nicht gesagt, jenem sei der Vorzug zu geben, sondern es sei das allein richtige; und begründet habe ich meinen Satz damit, daß, wenn das R nicht mit der Zungenspitze gerollt wird, immer Gefahr nahe liegt, daß ein anderer Laut als R, ein ach und weiterhin nur ein A vernommen wird. Die Gaumen-Aussprache habe ich für eine leidliche Aushülfe für diejenigen, welche das R nicht sprechen können, für ein annehmbares Surrogat erklärt, soweit nicht das Reißen jene Schärfe annimmt, die ein ach zu hören gibt. Freilich hat Herr B. wohlbedacht seine Zustimmung nicht kategorisch ausgedrückt, denn wir werden sehen, wie er sie wieder schwächt; doch auch mit der bloß relativen, graduellen Zustimmung tritt er in Widerspruch. Denn was thut er? Er bringt eine Reihe von Einwendungen, die meinen Satz nicht treffen, so vor, als träfen sie ihn, postulirt Einschränkungen, Zulassungen, die mein Satz nicht ausschließt, in einer Weise, als schlösse ich sie aus, schildert endlich mißbräuchliche Übertreibungen des Richtigen, als billigte ich sie, während ich sie nirgends billige, und gewinnt mit diesen Mitteln das Vergnügen, „mich als Fanatiker“ des R in das Licht des Komischen zu rücken. Sehen wir näher zu, wie er es anfängt. Zuerst sagt er, das Zungen-R sei nur dann schön, wenn es ungezwungen gesprochen werde. Die gezwungene Aussprache tritt in zwei verschiedenen Formen auf: die eine besteht in der Härte, die das R in einem Munde annimmt, der es nur mühsam gelernt hat. Diese Form,

dieser Fall ist von mir berücksichtigt; ich sage: „Das wirklich harte R des Anfängers kann nicht den Vorwurf der Härte gegen das mühelos richtige R des Geübten begründen.“ Damit ist dieser Punkt vollständig erledigt. Ich kenne dieses wirklich harte R sehr wohl und lobe es nicht, habe es nicht gelobt; das Vorkommen desselben ist eine Thatsache, die an meinem Satz kein Jota verändert. Daraus, daß Anfänger das Zungen-R hart sprechen, folgt doch nicht, daß das Zungen-R an sich hart sei, folgt dieß so wenig, als aus der steifen Haltung des angehenden Reitschülers folgt, das Reiten sei etwas Steifes. — Die zweite Form gezwungener Aussprache des Zungen-R besteht in einem affektirten Verweilen auf dem Laute, einem gewaltsamen Fortrollen statt einfachen Rollens. Herr B. bringt diese Mißform zweimal zur Sprache; das erstemal da, wo er von der genannten ersten Form spricht, das zweitemal am Schluß seines Artikels, um da seinen Trumpf auszuspielen. Wir werden darauf zurückkommen und folgen dem Verfasser zuerst in einen anderen, zweiten Einwand. Es handelt sich da eigentlich von einer Zulassung, die er fordert. Er nennt einen berühmten Schauspieler, der das Zungen-R nicht sprechen konnte: Löwe in Wien, er nennt die Schröder-Devrient, die als Sängerin den Laut doppelt nöthig hatte und die sich vergeblich abquälte, ihn zu lernen. Er folgert nur mit vollem Recht, das Theater würde sich mancher Zierde berauben, wenn es unerbittlich auf dem Zungen-R bestände. Wer könnte leugnen, daß eine Ausnahme zu machen ist, wenn der Fall eintritt, daß ein bedeutender Künstler oder Künstlerin in dem Einen Punkt an einem Naturmangel

leidet! Ich habe diesen Fall nicht zur Sprache gebracht, weil mir nicht einfiel, es könnte Jemand mich für so unvernünftig halten, zu meinen, jede andere Regel habe Ausnahmen, nur diese nicht, und der hochgebildete Intendant in Schwerin bedarf sicherlich meiner Fürsprache uicht, wenn man Zweifel gegen ihn erhebt, ob er nicht seinerseits so unvernünftig sei, diese Ausnahme zu verwerfen. Ich könnte meinem Gegner selbst mit einem Beispiel aushelfen von einer großen Schauspielerin auf der hiesigen Bühne, der es Niemand verdenkt, daß sie das R nicht recht spricht, weil man weiß, daß sie es nicht kann. Ich kämpfe gegen die Unsitte, das R zu kastriren ohne Noth, d. h. bei richtiger Zungenanlage, und Herr von Wolzogen ebenso. Gegen diese weitverbreitete, den Einzelnen, der im Bereich des Kontagiums aufwächst, überschleichende Affektation ist die Spitze meines gerechten Unwillens gerichtet, Herr B. schiebt diesem Unwillen ein anderes Objekt unter, er fingirt, als wüthe ich gegen diejenigen, die das R nicht sprechen können, und verfolge sie tyrannisch, auch wenn sie im Übrigen Meister der Rede und der Menschendarstellung sind. Und mit dem Schabeisen dieser Unterstellung quengelt, mäkelt und nörgelt er an meinem Satz herum, den er selber zwar nur relativ einräumend, doch immer noch zustimmend genug vorangestellt hat, um bessere Erwartung zu erregen. Von Talma, den ich als Autorität angeführt habe, weiß er, was ich nicht wußte: daß er erst lang sich um das Zungen-R hat bemühen müssen. Wie komisch! Das stimmt ja für mich! Mein kluger Gegner schlägt ja diese Hochterz gegen sich selbst! Hätte sich Talma um das R lange gequält, wenn

er es nicht als nothwendig erkannt hätte?*) Und nun zurück zum wirklich harten, d. h. zum forcirten R! Herr B. bringt es, wie gesagt, zweimal, um den vermeintlichen Einwand doppelt gegen mich auszubeuten. Ich habe das Vibriren der Zungenspitze beim richtigen R ein Rollen genannt. Mein Satz, sagt er, sei dem gefährlichsten Mißverständniß ausgesetzt, und schildert nun die Unsitte, auf dem R ohne Grund fortrollend zu verweilen: ein Donnern, ein Rasseln, das zur Zeit des deklamatorischen Pathos im Schwang war, bei den Helden der Provinzialtheater zu jeder Zeit beliebt war und ist und an das gewiß auch Hamlet denkt, wenn er von den haarbuschigen Gesellen redet, welche, die Silben kauend, den Herodes überherodessen. Mein „Rollen" bedeutet aber so klar nur den Modus der Bewegung, daß nicht der kleinste Schein mich treffen kann, als wolle es einen Grad bezeichnen, einen zu hohen Grad, ein zu starkes und langes Rollen statuiren. Welcher Mensch von Geschmack zweifelt, daß dieß ein Mißbrauch ist? Wer kann mir also einen Vorwurf daraus machen, daß es mir nicht beifiel, meinen Satz gegen diesen Mißbrauch zu verwahren? Es ist, wie wenn

*) H. Wittmann schreibt in der Neuen Freien Presse in einem Feuilleton: „Die beste Aussprache" Folgendes über das französische R: „Das Klagelied, das Friedrich Vischer vor kurzem in der „Gegenwart" über „Die Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland" gesungen, könnte füglich auch auf dem Boulevard vorgetragen werden. Fast kein Pariser besitzt ein richtiges, auf der Zungenspitze vibrirendes r; sie holen es fast Alle weiter hinten in der Kehle, sie lurbsen, was man im Französischen grasseyer nennt. Die Riesenkämpfe, welche Sänger und Schauspieler mit diesem schwer zu erobernden Buchstaben zu bestehen haben, bilden ein stehendes Kapitel im Anekdotenschatze der französischen Coulissen."

ich sagte: das K ist kein G (es gibt bekanntlich Leute, die sagen Girche statt Kirche), und nun Einer käme und mir vorrückte: die Schweizer sagen das K mit dem Rachen, daß man beim bloßen Anhören husten muß, daran ist deine Lehre schuldig! Ich habe nicht verlangt, man solle statt des R ein Doppel-R sprechen, ich habe es auch nicht erlaubt und meine Sätze erlauben auch nicht, zu schließen, daß ich es erlaube, sondern ich habe verlangt, man solle das R als R sprechen, und ich habe vor jenem nicht gewarnt, weil mir näher lag, das Nicht-R für R zu bekämpfen, und weil es sich von selbst versteht, daß die Scylla so schlimm ist, als die Charybdis. Nein, ganz so schlimm doch nicht! Kein gesundes Ohr wird ein Übermaß des R so widerlich finden, als ein A für R. — Herr B. meint nun zum guten Ende, er habe sich mit seiner Logik rechtmäßig die Situation erworben, zum Mittel der Komik zu greifen und parodirt meinen Schlußsatz, der zeigen soll, wie sich das A = R geschrieben ausnimmt, mit einem ditto, worin er für jedes R zwei R schreibt. Das ist wohlfeiler Spott — mild ausgedrückt, denn die Sachlage, die ihn zu berechtigen scheint, ist — wie klar gezeigt — erschlichener Schein. Ich will dieser Erschleichung nicht das Prädikat sophistisch geben; ich glaube nicht an böse Absicht. Die Welt mag instinktiv die scharfe Entschiedenheit nicht leiden. Sie muß eine Wahrheit zugeben, gibt sie zu, aber eigentlich möchte sie eben, daß es behaglich beim Alten bleiben soll, und dieser Trieb führt sie halb unbewußt dazu, an der Wahrheit abzumarkten, bis nichts mehr von ihr übrig bleibt, sie abzuschwächen, bis sie mattgelegt ist, und dann den Mann, der nichts Halbes, sondern etwas Ganzes und

ganz aufgestellt hat, einen Fanatiker zu nennen. Der Häring wäre gut, nur schade, daß er salzig ist!

Ich habe einen halb scherzhaften Aufsatz geschrieben mit starker Unterlage von Ernst. Dieser Ernst ruht auf Pietät vor der Sprache, dem uralt ehrwürdigen Werke der Völker, geheimnißvoll entsprungen aus Geist-Natur, aus jener dunkeln Mitte zwischen unbewußter Nothwendigkeit und bewußter Vernunftarbeit. Ihre Grundformen sind die Laute, die Buchstaben. Unendlich haben sie zu leiden durch individuelle Naturfehler, dagegen ziemt Nachsicht; unendlich wird an ihnen gesündigt durch Nachlässigkeit, Trägheit, Stumpfheit; dagegen arbeiten Schule und Erziehung; aber diese Sünde ist winzig gegen die vom Salon ausgehende, die Sünde der Verstümmlung aus Affektation, aus Modemanier. Ich habe alle Nachsicht auch darin geübt, daß ich die Unzähligen, die im Bereich der eingefleischten Modeepidemie aufwachsen und unvermerkt angesteckt werden, an zwei Stellen entschuldigte. Aber diese Nachsicht darf den Ernst gegen das Übel an sich nicht abstumpfen. Es ist heillos, gegen einen Grundlaut der Sprache den Vornehmen zu spielen, ihn als roh zu verschreien, in einen vokalischen Gallert zu verwandeln und dadurch der ganzen Sprache die Präzision, die Klarheit der Laut-Artikulation, die akustische Verständlichkeit zu stehlen. Kastriren habe ich es genannt und wiederhole es, denn das R ist der männlichste aller Laute. Kurz, es ist für einen Nerv, der das Naturgefühl der Sprache bewahrt, unausstehlich.

Noch ein paar Nebenbemerkungen nachträglich! Herr B. beschwert sich, daß ich mit seinen Landsleuten, den Berlinern,

unrecht scharf in's Gericht gehe, und nennt einige Celebritäten von dort, die sehr korrekte Aussprache hatten. Wo habe ich denn aber gesagt, daß alle Berliner sprechen mia, dia, Vata, Mutta? — Ich habe gesagt, bei den Norddeutschen sei der ganze Sprachprozeß mehr in der hinteren, bei den Süddeutschen in der vorderen Mundhöhle lokalisirt. Herr B. wendet mir die Schweizer ein mit ihrem Rachenlaut bei Ch und K. Er hätte noch ihr Kehlen-L anführen können. Dieß sind zwei oder drei Laute, deren gutturale Schärfung aber im geringsten nicht hindert, daß alle übrige Sprachfunktion klar und voll sich vorne bewegt und herausgeht, was eben damit wesentlich zusammenhängt, daß gerade in der Schweiz (mit Ausnahme Basels, das vom Badischen herüber angesteckt ist) das R mit richtiger Bestimmtheit vorne über den Schneidezähnen gerollt wird. — Ich bedarf Hülfe, denn ich habe einen schweren Stand. In Sachen der Sprache ist es vornherein schon schwer, das verwöhnte Ohr von der Falschheit eines Lautes nur zu überzeugen, und dazu kommt dann erst noch der Kampf mit dem Vorurtheil. Wer meinen Satz zugibt, der sollte mir daher von Rechtswegen beistehen, nicht daran herumkritteln.

Dieß führt mich noch auf einen andern Gegenartikel, unterzeichnet Otto Schröder („Gegenwart", 11. Nov. d. J.). Derselbe bringt „einige sachliche Bemerkungen" zu Nebenpunkten und macht mein Hauptthema, nachdem er zugegeben, das R = A sei eine Unart, mit dem kurzen Satze ab: eine solche könne man sich so leicht wieder abgewöhnen, als angewöhnen. Ich zweifle sehr. Das Abgewöhnen ist nicht leicht und dem Abgewöhnen muß der Glaube vorangehen,

daß die Angewöhnung eine Unart ist. Einem Einzelnen aber, der seine Stimme gegen breit eingerissene Unart erhebt, pflegt man nichts zu glauben. Es bedarf Häufung der Stimmen, vereinigten Angriff Vieler. Herr O. Schr. ist, wie der Artikel zeigt, Sprachkenner von Fach. Und einem solchen wäre ich besonders dankbar, wenn er mir lieber hülfe, kräftig beispränge, als daß er sich mit Nebensächlichem zu thun machte. Wo ich von Silbenkürzungen spreche, die von Norddeutschland her eindrangen, und die Wörter Schlag und Zug anführe, habe ich mich verschrieben, indem ich diese Wörter „ursprünglich" lang nannte, statt: frühe schon lang geworden; „Schläg" nud „Züg" ist daher ein inkonsequenter Rückgriff in's Mittelhochdeutsche, wo solches längst verlassen, wo das Neuhochdeutsche in das Recht der Verjährung eingetreten ist. Ein andermal aber steht es in Frage, ob dieß der Fall ist, und dieß führt mich auf den Punkt, um den es sich hier handelt. Die Sprachen verändern sich: „dieses weiß der Herr Verfasser so gut wie ich." Ich weiß es nicht nur, sondern ich habe auch gesagt, daß ich es weiß. Aber wann ist eine Veränderung als festgestellt anzusehen? Antwort: wenn die Majorität der Nation sich dafür entschieden hat. Aber wie ist dieß zu erkennen? Da sitzt der Haken. Die Stimmen zählen kann man nicht. Eine Masse von Unbefugten, Unwissenden ist hier mitthätig, es sind zumeist Setzer und gewöhnliche Korrektoren. Herr Schröder kennt ohne Zweifel die Noth, die man mit ihnen aussteht. Es folgt, daß ein Sträuben gegen diese Neuerungen auf einem sehr berechtigten Zweifel ruht. Mein Artikel leugnet nicht, daß „ritt", „griff" jetzt durch Verjährung befestigt

ist, aber der Süden von Deutschland hat sich eben lange dagegen gesträubt, und zwar aus genanntem gutem Grunde; Herr Schröder kann „grief, riet“ gar nicht bloß in meinen, sondern gar vielen Büchern von Süddeutschen weit herein in unser Jahrhundert finden. Seit einiger Zeit — ich weiß nicht, wie lange her — schreibt man auch: „fing“ und „ging“. Sollen wir annehmen, die Majorität hiefür sei bereits vorhanden? Eh ich es glauben kann, schreibe ich noch „fieng“ und „gieng“. Herr Schr. wird es nicht beklagen, daß es in der Sprache wie in der Politik Leute gibt, die nicht so schnell sich zu Neuerungen herlassen. Die Staaten wie die Sprachen wären sonst Bahnzüge ohne Bremse. — So denn auch in der Aussprache der Grundlaute. Es droht uns eine Majorität, die es einführt, R zu schreiben und ach oder gar nur a zu sprechen. Dagegen müssen wir uns sträuben und sperren und dürfen den Kampf nicht leicht nehmen, denn der häßliche Mißbrauch ist stark an Truppenzahl, wohlweis und hartnäckig.

Ich benütze die Gelegenheit, einen Nachtrag zu meinem ersten Artikel zu geben; sie ist wir willkommen, denn man schließt doch lieber friedlich didaktisch, als polemisch. Ich habe dort gesagt, der besprochene Unfug beginne leider auch bei uns einzureißen. Mein Manuskript war bereits abgeschickt, als ich mit einem wohlbewanderten Literatur- und Sprachkenner mich über das Thema unterhielt. Derselbe spricht das R zwar nicht als A, aber im Gaumen, obwohl ohne starkes Reißen. Was bekannte mir der? Er könne den Buchstaben eigentlich ganz gut sprechen (was er mir auch sogleich durch ein volles Zungen-R bewies), aber als

Schulknabe habe er unter seinen Kameraden nichts als Zäpfchen-R gehört, das habe er nachgemacht, sich endlich angewöhnt, und nun sei es ihm beschwerlich geworden, ja, es komme ihm wie etwas Gewaltsames vor, das Zungen-R zu sprechen. Diese Mittheilung muß jeden Sprachforscher interessiren, sie weist mitten hinein sowohl in die Entstehung von Sprachmißbräuchen, als weiterhin auch in die Entstehung von Spracheigenheiten, die nicht einfach zu tadeln sind, ja in die Entstehung von Dialekten. Ich gebe sie zum Nachdenken hin, sie ist sehr fruchtbar. — Hier handelt es sich um einen Mißbrauch; ich bemerke noch, daß er nur in unserer Hauptstadt auftritt, während das Land noch sein unverdorbenes R bewahrt; ein weiterer Beleg für meine Sätze über die Quelle der Verderbniß.

Nachruf an Berthold Auerbach's Grab.

(15. Februar 1882.)

Ehrendes Vertrauen ruft mich hervor aus dem Kreise der Trauernden, in welchem ich lieber still mit den Stillen verweilt hätte. Der alte Freund und Landsmann durfte sich dem Rufe nicht entziehen. Nur wenige Worte seien der vernommenen Rede hinzugefügt, die den Werth des Verstorbenen schon so ernst eingehend gewürdigt hat.

Hier wolltest Du begraben sein, hier in der Heimath bei dem stillen Dorfe, wo Deine Wiege stand, wo Du als Kind geträumt, als Knabe gespielt hast. Du hast Dein Ende an Deinen Anfang geknüpft.

Du hast wohlgethan, denn hier in der traulichen Enge, fern von der lauten, bunten Welt, war ja die Heimath Deines besten Schaffens, in diesem Elemente floß die vollste Quelle Deines wohlverdienten Ruhmes, hier, wo sich „nah der Natur menschlich der Mensch noch erzieht", wo unzerstreut von Lärm, Stoß und Hetze der Städte noch Mensch mit sich, Mensch mit Mensch, Mensch mit der Natur beisammen ist in wohnlich bescheidenen Wänden, im kräftigen Dampf der Ackerscholle, im Hauche der Wälder und Wiesen.

Als Du längst weit hinausgewachsen über diese Stille und Enge, hast Du aus der Höhe der reifen Bildung, mit der ganzen Helle des Bewußtseins Dich zurück- und hineinversetzt, hast Dich liebend und lächelnd da wieder eingelebt, eingesponnen, innig und warm Dich hineingeschmiegt und diese Lebensform in erhöhtem Bilde wiedergegeben.

Nicht falsch erhöht, nicht mit gleißnerischen, unwahr schönen, sondern mit satten und saftigen Farben und kräftigen Schatten. Die Schatten durften nicht fehlen, denn wo der Mensch hinkommt, da bringt er auch seine Qual mit, auch im Leben der Einfalt fehlt nicht Sorge, Übel, das Böse, das Verbrechen. Wo Du die Schatten leichter aufgetragen, hast Du sie mit den freundlichen Lichtern des Humors gelöst, wo schwer und finster, mit dem Blitzschlage der Nemesis.

Hier ist Dein Eigenstes, hierin thut es Keiner Dir gleich. So bist Du der Schöpfer der lebenswahren Idylle geworden. Du hattest Vorläufer, vereinzelt ist diese Form vor Dir dagewesen, aber Schöpfer heißt, wer eine Form reichlich entwickelt und als bleibende Gattung aufstellt im Saale der Dichtkunst. Bleibend — so werden auch Deine Charaktergestalten bleiben, „sie sind ewig, denn sie sind“. Rund und ganz, gediegen, leibhaft, greiflich, wachsen sie an's Herz und haften und wurzeln.

Und wie durchdacht ist Alles und wie durchschossen mit Goldfäden ernster Lebensbetrachtung, Kernsprüchen reicher Lebensweisheit, und wie fein belauscht sind die Geheimnisse, die leisen und die starken Bewegungen des Seelenlebens! Ja, Du warst ein denkender Mann, mit denkender Stirne bist Du die Wege der Erfahrung gewandelt. Eine eigen-

thümliche Mischung von Phantasietalent und Gedankenarbeit war Deine Art. Jene Gabe, obwohl nicht arm an Erfindung — Du hast ja auch größere, die Menschenwelt in weiter Ausdehnung, die Höhen der Gesellschaft umspannende Gebilde geschaffen — jene Gabe, die Phantasiegabe war in Dir doch nicht so sprudelnd, wie in ausnehmend reichen Genien, aber durch den seltenen innigen Bund mit dem Denken und durch den guten Haushalt, mit diesen also gemischten Kräften hast Du das Pfund so gemehrt und gesteigert, daß Du andere behendere Geister weit überholtest.

Denken! Auch in die höchsten Sphären, wo der reine Gedanke in bildloser, wissenschaftlicher Strenge sich vollzieht, hast Du Dich erhoben, auch in dieser Region heimisch geweilt. Du hast den großen Dulder und Denker, den Denker der Einheit des Universums, den gerechten Stolz Deines Volksstammes, uns verdeutscht: nicht der letzte Goldschmuck an Deinem Ehrenkleid, nicht das kleinste Blatt in Deinem Lorbeerkranz.

Auf das Leben angewandt, hast Du Dein Denken, hast die Ähren der Lebensweisheit auch in besondere Garben gesammelt und in anmuthig geordneten Reihen hingestellt.

Dieß Denken und mit ihm die angeborne Frische des Sinnes, des Herzens: sie haben Dir die Brust ausgeweitet für jedes Menschliche, das eine gesunde, offene Seele bewegt. Wie dort im traulichen Engen, so warst Du im Großen und Weiten zu Hause, warst kein dem öffentlichen Leben abgekehrter Schöngeist. Mit warmem Schlage hing dieß Herz am Vaterland und begleitete es auf seinen Schicksalswegen. Und nicht das Bruchstück der Menschheit nur, die

Menschheit war Deine Liebe; mit stetig tiefem Antheil beschäftigten die großen Lebensfragen der Gesellschaft, die schweren Aufgaben der Zukunft Deinen sinnenden Geist. Auch darum hast Du wohlgethan, daß Du hier begraben sein wolltest, auf diesem Fleck Erde, dem traulich engen Heimathdorfe gegenüber. Denn ruhest Du hier in guter Stille, so ruhest Du auch auf guter, freier Höhe, wo die Flügel des Lichts und Windes nicht an Ecken und Kanten der Thalgewände sich stoßen.

Und das Letzte, nicht das Geringste, was jene Deine Kräfte zu geschlossener Wirkung rief, das war der Fleiß. Dein Leben war Arbeit, Dein Leben war Streben. Ich weiß noch gut, wie freudig Du mir zustimmtest, als ich sagte: man spricht: Adel verpflichtet, man sollte hinzusetzen: auch Talent verpflichtet.

„Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Du hast den Zoll der Endlichkeit bezahlt, wie wir ja Alle ihn zahlen müssen, bezahlt mit Schwächen, wie sie der Güte — denn Du warst gut — und wie sie dem Phantasieleben, seinem so natürlichen Wunsch nach Erfolgen so leicht anhängen. Die Ehre des Mannes, der Mann im Namen seiner Ehre fordert es, daß ihm an seinem Sarge nicht geschmeichelt werde, denn er ist bestimmte Persönlichkeit, und Bestimmtheit hat ihre Schranken. Aber

„Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Palaste
Zu ächter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menschheit zu verzehren.“

Mitten in seiner Arbeit hat der Tod dieß Mannesleben zerschnitten, viel zu früh für uns, für die Nation, nicht zu früh für Deinen Ruhm und, was mehr ist, nicht so früh, daß Du nicht erleben durftest, wie Du wirktest, wie die Saat aufging, die Du gestreut. Nicht ganz werde ich sterben, durftest Du mit dem alten Dichter sagen. Nein, hoch, weit, ungehemmt von Schranken des Raums und der Zeit geht nun Dein Geist durch die Welt. In fernen Tagen wird er noch bei manchem still in Deine Blätter vertieften Leser anklopfen, hier im Vaterland und weit hinaus über seine Marken, wird ihm leise die Schulter berühren und ihn grüßen und er wird innig dankend den Gruß erwidern; in fernen Tagen wird Dein Name über manche Lippen gehen, die in warmem Gespräche Dich nennen und ehren und rühmen. Du bist sterbend nicht gestorben. Leb wohl, Todter, sei gegrüßt, Lebendiger!"

Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethe's.

(Goethe-Jahrbuch, 4. Bd., 1883.)

I.

Einiges über Vers und Sprache, — Weniges, viel zu wenig für den Kenner, dennoch wohl viel zu viel für den Nichtkenner, der von Silbenstecherei murmeln wird. Wahr ist, daß man nicht gern systematische Jagd auf Formmängel macht, auch wenn man zu zeigen gedenkt, wie hoch sie durch Schönheiten aufgewogen werden. Es sind einzelne vom Zufall geleitete Griffe in eine unendlich reiche Masse, ohne irgend welchen Anspruch auf Vollständigkeit.

Wir wissen, was wir über Korrektheit zu denken haben. Sie ist etwas Negatives, es pflegt eine nachahmende Poesie zu sein, deren erstes Absehen auf sie gerichtet ist. Herder nannte die Produkte jener Zeit, da man sich bemühte, ein zweiter Theokrit, Pindar, Horaz u. s. w. zu sein, korrigirte Schulexerzitien; die Wildlinge der Sturm- und Drangperiode warfen daher die Korrektheit grundsätzlich an die Wand. Sie ist keine zentrale, nur eine peripherische Eigenschaft. Allein sie ist, versteht sich, darum nichts Nichtiges. Die

zentrale Kraft in einem Kunstwerk soll nicht ermangeln, ganz in die Peripherie hinauszudringen, wie das Erz in einem richtigen Gusse die Form ganz ausfüllen soll; „nicht ermangeln" ist auch nur ein negativer Ausdruck, allein da die Kraft es leisten wird, wenn sie wahre Kraft ist, so erscheint die Sache sehr als positiv, und erwägt man, daß die Peripherie nichts Anderes, als die äußerste Ausstrahlung des Zentrums ist, so folgt, daß die Unterscheidung zentral und peripherisch eine nur sehr relative Bedeutung hat. Kein Dichter kann klassisch genannt werden, der die Form vernachlässigt, und stünde er noch so hoch an Talent. Unter Form sei hier nur der Vers oder auch die Prosa verstanden, soweit diese in der Dichtung sich einmal angesiedelt hat, nicht die Form im höheren Sinn: die ganze Gestaltung und Anordnung; der Geist, der d i e s e herstellt, soll auch mit dem Nerv ausgestattet sein, der es nicht erträgt, daß Vers und prosaischer Satz das Gehör — das wirkliche oder das innerliche beim Lesen — belästigt, beleidigt, oder doch unbefriedigt läßt, und keiner, der diesen Nerv besitzt, soll die Mühe scheuen. Kurz: ein Gedicht soll eben recht sein, ohrgerecht und mundgerecht. Justinus Kerner hat, kann man sagen, mehr Phantasie als Uhland, allein seine Verse sind ein für allemal zu schlottrig, zu holperig, und schon darum ist zwischen ihm und dem „Klassiker der Romantik" eine so fühlbare Kluft.

Nun aber muß man dennoch billig sein, mehrere Gründe mahnen zur Nachsicht. Die Natur trennt oft, was an sich zusammengehört, segnet ein Menschenkind mit der Gabe der idealen Anschauung, des fein schwingenden Gefühls, und

versagt ihm das feine Gehör: sie schenkt ihm die poetische Ader und unterbindet sie am Handgelenk; diesen Punkt habe ich zur Sprache gebracht, Ästh. § 491; wir haben ihn hier nicht zu verfolgen, denn er findet auf unsern Fall keine Anwendung. — Sodann ist etwas vom Maße der Geduld zu sagen. Auch ein volles Talent angenommen, so ganz von selbst fließt doch die innere schaffende Kraft nicht in die Peripherie hinaus; es versteht sich ja, daß die Mühe hinzukommen muß. Durch Mühe, durch Übung, die keine Mühe spart, entsteht Fertigkeit. Allein die Fertigkeit selbst ist nie fertig, sieht sich bei jedem neuen Werke von unendlichen Schwierigkeiten gehemmt. An sich ist die Form (im obigen Sinn) dem Dichter keine Fessel; sie keimt und wächst mit der bestimmten poetischen Anschauung und Stimmung. Allein nicht so ganz. Das Vehikel, die Sprache erweist sich auf einmal weit spröder, als es schien in den Momenten, wo zugleich mit jenem geistigen Keime das ihm entsprechende Versmaß inwendig zu summen anfieng, auch stellenweise schon die rechten Bilder und Worte für die Bilder im Innern hervorsprangen. Es hapert. Das rechte Wort und Bild will doch nicht immer so leicht sich einstellen; die innere Anschauung selbst ist wider Erwarten lange nicht durchaus hell genug, wird erst gleichzeitig mit dem Suchen, dem Wählen nach dem Ausdruck heller und heller. Endlich ist dieser gefunden, aber fügt sich nicht in den Vers, nicht nach Silbenzahl, nicht nach Accent (beziehungsweise quantitativer Prosodie), nicht nach Reim. Jeder, der nur etwas Erfahrung hat, weiß das anders als der Laie, der meint, die Eingebung sei Alles, oder der zwar begreift, daß die Arbeit dazu

kommen muß, aber geneigt sein wird, diese allgemeinen Sätze für müßige Aufstellung bekannter Wahrheiten zu halten, weil er diese Arbeit sich ungleich kleiner vorstellt, als sie ist. Der Zeitgenosse, der von Shakespeare's Manuskripten rühmt, es sei kein Wort darin korrigirt, kann nur Reinschriften gesehen haben. Es ist interessant, in Dichterkonzepte Einsicht zu bekommen. Wie verkorrigirt Alles, und zwar bei den edelsten, den talentvollsten! Ich kenne z. B. Hölderlin's Ode auf das Heidelberger Schloß. Das ist ein Versuchen, ein Ausstreichen, ein wieder Versuchen, das Blatt sieht aus wie ein über und über geflicktes Kleidstück. Das war nun freilich ein strenges Versmaß, aber Heine's frei nachlässige leichte Liedstrophen, wie da? Nicht anders, und je leichter, je mehr scheinbar nur hingeworfen, um so vernähter. Kurz, die Form ist doch auch Fessel. Es kann zwar kommen, daß das Suchen z. B. nach einem Reim die Mühe dadurch belohnt, daß es einen neuen Gedanken bringt und so die Fessel zu einem Motive wird, das fruchtbar von außen nach innen wirkt. Aber eben nicht immer. Der Dichter wird nicht zu stolz sein, sich gerne selbst mit dem Pflästerer zu vergleichen, der in einen bemessenen Raum eine Anzahl Steine zu setzen hat, die nicht alle hineinwollen. Da geht denn etwa einmal auch dem Besten die Geduld aus, er drückt einen oder ein paar Würfel hinein, die nicht passen, schief sitzen, und das Pflaster wird holperig. Ein andermal wird er sich entschließen, einen Gedanken, eine gute Wendung zu opfern, um die Form, die durchaus geachtet sein will, nicht zu verletzen. Doch dieß hat sehr seine Grenze und hier stehen wir am Hauptpunkte. Es handelt sich da nicht mehr bloß von

Ungeduld. Der Dichter wird sehr geneigt sein, in solchem Konflikte es mit Bewußtsein umgekehrt zu machen, die Form dem Gedanken zu opfern. Von den zwei Gründen, die für Nachsicht gegen Inkorrektheit sprechen, ist dieß natürlich der ungleich bedeutendere. Das Ausgehen des Geduldfadens ist ein Erlahmen des Wollens und ausnahmsweise verzeihlich, dieses Opfer dagegen ist etwas Gewolltes und verlangt wohlbedachte Erwägung, ehe man richtet. Unsre moderne Strenge ist begreifliche Reaktion gegen Nachlässigkeit, entspricht dem jetzt in aller Wissenschaft herrschenden Geiste der Exaktheit, der Akribie, ist aber doch auch Merkzeichen der unproduktiveren Zeit und kann leicht in das Geistlose ausarten.

Nun aber ist auch dieß nicht Alles. Ob das Opfer wirklich zu rechtfertigen ist, wird im einzelnen Falle schwer zu entscheiden sein. Wir verlangen eine allgemeinere Bürgschaft, daß es nicht leichtsinnig gebracht werde, und diese kann nur darin bestehen, daß der Dichter in demselben Elemente, worin wir ihm Verstöße, Gesetzübertretungen, Lizenzen, Nachlässigkeiten verzeihen sollen, im Übrigen als Meister erprobt sei. Als Meister — das will ja nicht heißen: mechanischer Könner, denn wir sind ja nicht im bloßen Handwerk, also vielmehr: Meister in der beseelten Technik, in der Technik, wo Form und seelischer Gehalt aus einer geheimnißvollen Einheit quellen.

Und damit sind wir bei unserem Manne, bei Goethe, angekommen. Dieser letzte Satz soll uns leitend werden. Wer akustisch liest — das thun freilich Wenige — wird gar manchen Anstoß in seinem Vers und seiner Prosa

finden, aber gerade wer so liest, wird auch recht besonders gestimmt sein, ihm alle Sünden dieser Art für die Lust zu verzeihen, die er im Übrigen genießt. Nachdem dieß gesagt ist, kann es nicht mehr mißverstanden werden, wenn wir nun daran gehen, einige Beispiele zu sammeln. „Korrigirender Schulmeister, der einem Goethe rothe Tintenstriche auf den Falz macht," könnte Jemand sagen, aber kein Verständiger, Keiner, der weiter liest und findet, wie wir nur tadeln, um desto mehr rühmen zu können. Wer stumpfhörig über das Inkorrekte wegspringt, der wird ebenso auch über die Schönheiten im Accentleben, in der Klangfarbe, im Satzrhythmus wegspringen. Unsere Jagd soll, wie gesagt, rasch, unmethodisch abgemacht werden, wir nehmen auf's Korn, was uns gerade kommt, geregeltes Vorgehen Anderen überlassend.

Zuerst eine kurze Streife in das Gebiet des Reims. E und Ö oder Ä, I und Ü auf einander reimen, ohne das kommt man, und vollends in unserer reimarmen Sprache nicht aus, das weiß man, das ist wohl unbestritten. Es verletzt nach meinem Gefühle das Ohr weniger, als Reim eines kurzen und langen, obwohl gleichen Vokals, wie hart und Bart, Grab und ab (womit jedoch über die Quantitätsfrage bei Nachbildung antiken Verses in unserer accentuirenden Sprache hier noch nichts gesagt sein soll). Arg aber ist, wenn man ö und ä reimt. Schiller thut es im „Mädchen aus der Fremde": Str. 3 Nähe und Höhe; allein viel weher thut es, wenn Goethe im Epilog zu Schiller's Glocke Röther und Später (dann im dritten Reim wieder ö: erhöhter) reimt, weher deßwegen, weil auf die beiden Umlaut-Vokale

hier ein Konsonant folgt, während bei Schiller ein Hauchlaut; dieser wirkt aufweichend, die Ungleichheit abflößend. Allein sogleich bewährt sich unser leitender Satz. Man möchte trotzdem die Strophe nicht anders und findet, wenn man zu ändern versucht, nichts Besseres, ja nichts gleich Gutes. Wir müssen sie, so bekannt sie auch ist, hersetzen:

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Der Widerstand der stumpfen Welt wird niemals ganz besiegt, der volle Tag kommt dem Edlen niemals. Allein Niemand wird mächtig wirken, der nicht wirkt, als ob er endlich kommen könnte. Wir erreichen nie das ganze Gute, aber wir erreichen darum nicht Nichts, sondern allerdings Etwas und dieß Etwas erreichten wir nicht, wenn wir nicht täuschungslos die Täuschung festhielten, als könnte einst Alles erreicht werden. Nur daraus, aus diesem Glauben schöpfen wir den nie ermüdenden, stets neu ausholenden Drang. Dieß ist rein abstrakt gesagt; nun sehe man, wie es beim Dichter in dieser Strophe lebendig wird, vielmehr man höre hin und fühle, wie es in dem Verse wallend, nachgebend, wieder wallend, drängt und vorwärts drückt, ein innerer Wärmestrom, geschaut in der aufglühenden Wange, steigend, sinkend, sich stauend, dann wieder steigend, endlich durchbrechend: denkend liest man die Worte, allein neben,

mit und in ihrem Sinn wogt etwas an unsern Nerv, was uns doch nicht Zeit läßt, zu denken, daß der ganze Tag dem Guten eigentlich nie kommt, wir fühlen ganz nur die Drangbewegung, und so, just so ist es recht. Gerade auch das „früher oder später“ wirkt nun ganz vorzüglich dazu mit. Das scheinbar Flache darin, das Unbestimmte trägt uns schonend, ablenkend über den Verstandeszweifel an einer endlichen Erreichung hinweg: Endpunkt nur erhofft, Alles reine Bewegung.

Ich greife jetzt einen Fall heraus von Wiederholung desselben Worts, als ob es ein Reim wäre: Zueignungsstrophen zum Faust (die zweite): „auf“ in der zweiten Zeile wiederholt sich in dem „herauf“ der vierten Zeile. Eine starke Unbesorgtheit! Und doch gewiß vom Dichter bemerkt und mit Wissen belassen. Denn man versuche einmal, zu ändern! Da ist die bekannte Noth mit Reimen auf „auf“; „Lauf“ ist in der fünften Zeile verwendet, es bliebe für diesen Zusammenhang kaum noch ein Reimwort, als: Hauf, zu Hauf, also etwas wie: Schatten kommen zu Hauf; aber, angenommen, so etwas gienge rhythmisch an: wie schwerfällig, wie unzart, wo von einem schwebenden, geisterhaften Auftauchen die Rede ist! Es hilft nichts, man mag kneten, drehen wie man will, der Vers ist unverbesserlich schön sammt seinem Loch im Rock.

Im Konsonanten unrichtiger Reim kommt selten vor, fehlt aber auch nicht. Oft muß sich Silbe mit g auf Silbe mit ch reimen, so: reicht mit steigt, zeichnen und eignen. Die zu ausgedehnte Vertauschung der media g mit der aspirata ch geht fast durch den ganzen Norden von Deutsch-

land, beginnend im Fränkischen; man erkennt hier den Franken; Schiller kennt solchen Reim nicht, hievor ist er schon durch die heimische Aussprache gesichert, dagegen andere stark schwäbische Reimfehler in Vokalen (z. B. sinken auf henken, Miene auf Scene) hat er in seiner Jugenddichtung häufig und nicht wissentlich zum Scherz, sondern naiv begangen. J. Grimm hat in seiner berühmten Rede auf Schiller (1859) nicht Recht, wenn er sagt: an Schiller klebten, in seiner ersten Zeit, auch noch einzelne schwäbische Provinzialismen, die unerlaubt im reinen Hochdeutsch sind, bei Goethe ist dergleichen nie sichtbar, er schaltet in der Schriftsprache königlich. Hiegegen darf natürlich keine Einwendung aus Goethe's Jugendpoesie entnommen werden, denn da sind die reichlichen Provinzialismen gewollt, ebensowenig aus den späten Sinnsprüchen (z. B. geloffen), denn da sind sie Scherz, aber das obige Beispiel genügt für andere, die sich unschwer finden lassen; steigt und reicht darf schlechtweg keinen Reim bilden. Vom Reim abgesehen kommen auch Ausdrücke vor, die nur lokal sind. Bei uns würde Niemand sagen, oder dem Reim zu lieb wagen: dadrauß für dadraußen; Goethe hat dieß im ersten Vers von: Schneiderkourage, wo doch leicht zu bessern war (etwa mit: Was ist's? Seht schnell hinaus!); und es ist wohl ein Frankfurtianismus. Doch gerade dieses Beispiel führt wieder recht auf unsere Linie: diese kleine Scherzballade gehört unter das Köstlichste, was Goethe gemacht hat, nicht nur durch die explosive Komik im vorgeführten Bilde, sondern ebenso durch die ausgezeichnete akustische Wirkung im Einklang mit der Symmetrie der Versglieder nach Seite ihres Inhalts: wie klappt Laut,

Accent-Gang mit dem Parallelismus zusammen in dem herrlichen Vers:

Die Spatzen von den Schroten
Der Schneider von dem Schreck,
Die Spatzen in die Schoten,
Der Schneider in den Dreck!

Jene Stelle aus J. Grimm's Rede folgt unmittelbar auf einen Satz, der so zu denken gibt, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, ihm zu lieb aus dem Zusammenhang abzuspringen. „Man könnte sagen, Schiller schreibe mit dem Griffel in Wachs, Goethe halte in seinen Fingern ein Bleistift zu leichten, kühnschweifenden Zügen.“ Vielleicht könnte man das Bild auch ändern. Sieht man bei Wachs auf das Merkmal der weichen Konsistenz, so denkt man dabei lieber an Goethe, den Liebling der Natur, dessen Griffel die Sprachnatur als willig weiches Element sich darbeut; dann ergibt sich im Gegensatz die Vorstellung, Schiller schreibe auf ein härteres spröderes Material, etwa zu wenig geglättetes Pergament, und zeichne dafür um so glänzendere Figuren und kolorire sie um so reicher.

Wir standen bei Reim-Konsonanten. Pedantisch darf man natürlich hier so wenig sein, als bei den Vokalen. T einem D im Reimwort entsprechend (z. B. bekannt auf Land) ist so wenig zu verbieten, als ö auf e, ü auf i. Über Härte der Konsonantenhäufung abgesehen vom Reim mag aber hier noch etwas gesagt werden. Goethe muthet dem Gehör manchmal viel zu. Im Geistesgruß heißt die zweite Zeile Vers 3: „verdehnt' die Hälft' in Ruh“. Verdehnt': Apokope vor einem Konsonanten, wodurch Zusammen-

stoß der drei Konsonanten n, t, d, entsteht, nachher noch eine, hier zwar erlaubte, Apokope (Hälft'). Auch hier probirt man hin und her, wie zu helfen wäre; z. B. etwa: viel Kampf und wenig Ruh. Wie abstrakt wäre aber dieß gegenüber dem anschaulichen „Verdehnen"; oder man opfert die Silbenzählung, fügt frei eine Senkung ein und wagt: verdehnte die —; geht auch nicht, denn da das Ganze sich doch an Silben- (resp. Füße-) Zahl bindet, so entsteht dann eine springende Bewegung an einer Stelle, wo sie recht nicht hingehört; kurz, es ist nicht zu helfen; sint ut sunt —. Das kurze Gedicht — ein Hauch, Klang, das mit ein paar Lauten ein Bild des Menschenlebens unbestimmt hinschwebend aufdämmern läßt; wie oft mußte ich daran denken, wenn ich die Äolsharfen hörte, die auf der Weibertreu aufgestellt sind! — Im Faust, Scene am Brunnen, sagt Gretchen: „wie schien mir's schwarz und schwärzt's noch gar"; nacheinander r, z, t, s, dann noch n im folgenden Wort: vier Konsonanten, für einen Italiener Ohrenweh oder Zungenkrampf, — aber was ist da zu machen! Wollte man setzen: schwärzte es noch gar: der Hiatus wäre eben kein Unglück und die Verlängerung der Zeile thäte nichts bei den freien Reimpaaren, aber die Naivetät wäre fort. Unsere Sprache ist eben hart, und was sie dafür erkauft, wissen wir. Ich habe darüber Einiges und ein paar Beispiele von gerechtfertigten Härten aus Goethe angeführt im 3. Heft „Altes und Neues" (Ein internationaler Gruß. S. 57 ff.). Und auch zu diesen Arten von Härte sei unser Refrain wiederholt: Wer solch' ein poetischer Wohlthäter des Gehörs ist wie Goethe, der darf uns das eine und anderemal etwas

zumuthen. Wo sollte man anfangen und aufhören, wollte man die siegreichen Beweise dieses geheimnißvollen Dichtersprachnervs zur Vergütung für diese kleinen Sünden in's Feld führen! Ich greife, da wir am Faust sind, nur hinein und schlage auf: Schlußscene des ersten Theils, Margaretens Worte: „Das war des Freundes Stimme — — den süßen, den liebenden Ton!" Diese Verse sind durch Zusammenklang von wechselndem Marsch der Hebungen und Senkungen, Tonfarbe in Vokal und Konsonant mit der Stimmung, mit diesem plötzlichen entzückten Aufleben der Unglücklichen, die alle Engel des Mitleids weinend umschweben, ein wahres Wunderwerk nur für sich allein genommen. Wenn man das Leben jener Vers-Elemente, dazu die Dehnung, Kürzung, Wiederdehnung der Zeile genauer verfolgt, sich Rechenschaft von den Gründen der Wirkung gibt, dann sich sagt, daß der Dichter von diesen Gründen sich gewiß keine Rechenschaft gab: dann steht man staunend vor der geheimen Quelle, woraus das Eine Ganze von Inhalt und Form in der ächten Poesie aus unbekannten Tiefen geflossen kommt.

Nach diesen wenigen Andeutungen über Inkorrektheiten und Härten in der Reimpoesie werfen wir einige Blicke in Goethe's Jamben. Wenn man geneigt wäre, sich zu wundern über die Mühe, welche ihm die Umarbeitung der Iphigenie in Jamben gekostet hat, da er doch solche tausendfältig und höchst glücklich schon in Reimstrophen gebildet hatte, so muß man bedenken, daß es etwas Anderes ist, eine metrische Form als stetige Regel mit Bewußtsein und Reflexion durchführen und zwar in einem Ganzen, das in anderer, prosaischer (wenn auch theilweise schon in Jamben übergehender) Form

bereits niedergeschrieben vorlag und spröden Widerstand entgegenhielt. Trotzdem stoßen in dieser ersten Jambentragödie weniger Härten, Cäsurmängel, Accentverstöße auf, als in den späteren. Ich hebe ein paar Beispiele von letzterem Fehler heraus. Der letzte Accent des Fünffüßlers auf einer tonlosen Silbe: „Des Lebens dunkle Decke breitetè —“ (Akt II, Sc. 1), „mit ihrer Feuerzunge schilderté —“ (Akt III, Sc. 1). Freilich findet sich bei Schiller eine noch ganz andere, großartige Leistung in diesem Punkt, und zwar mitten in der Versepracht der Jungfrau von Orleans, Akt IV, Sc. 2:

Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwist der Königé?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh'.

Komischer Rückfall in die vergnügliche Vers-Unschuld der Regimentsfeldscheerzeit!

Zusammenstoß von zwei Zeitwörtern, zugleich den Vers lähmend, stört sehr fühlbar in Akt III, Sc. 1:

— — — des heil'gen Feuers Gluth
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele u. s. w.

In derselben Scene, kurz vorher, findet sich die schon von Manchem bemerkte — nicht Vers- oder Sprachhärte, sondern Undeutlichkeit:

Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergossnen Blutes oft gewaschnen Boden
Mit blassen, ahnungsvollen Streifen färbte —

Übrigens, versucht man hier zu helfen, man wird es nicht leicht finden; es scheint, man dürfte nur setzen:

„— — vergossnen Bluts den oft gewaschnen Boden“, denn hiemit wäre die störende Versuchung abgeschnitten, den Genetiv Blutes als regiert von „oft gewaschnen Boden“ anzusehen, allein der bestimmte Artikel „den“ wirkt hier prosaisch, die Weglassung des Artikels bei Boden hilft den Eindruck des Unheimlichen verstärken.

Sicherlich wären noch manche Härten aufzustöbern, aber wer wird nicht gerne rasch auf diese Suche verzichten und an Versen sich weiden, wie es gleich die ersten des ersten Auftritts des ersten Aktes sind:

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines

— — man verzichtet ungern darauf, die herrliche Zeilenreihe wenigstens bis zu den Worten — „Tod ist ihm bereitet“ ganz herzusetzen. Wie wirkt gleich das erste Wort: Heraus! Wie gibt es das Bewegungsgefühl des gelösten Hervortretens! Und wie schreitet, weilt, sinnt und schreitet wieder und weilt betrachtend, Gefühl hauchend, in wallenden Toga-Falten die weitere feierliche Reihe! Nehmen wir nur mit ein paar Bemerkungen den Wortinhalt hinzu: mit den „Schatten“ ist das Dunkel des ernsten Haines da; die Wipfel hätte ein flacherer Dichter etwa hoch genannt, Goethe setzt das Epitheton r e g e und alsbald sehen wir die Wipfel von Windhauch bewegt und hören sie rauschen; der Hain ist a l t und h e i l i g: alsbald fühlt man die Stimmung ehrfurchtsvoller Scheue nach; er ist d i c h t b e l a u b t, dieß vermehrt die Vorstellung des Dunkels und Rauschens und gibt zugleich den Begriff von Fülle der Vegetation: ein Götter-

hain darf nicht dünn, nicht dürftig sein. Und dann führt der beseelte Sprachgang nach innen in die Seele der hochgestimmten und doch von menschlich, weiblich weichem Heimwehgefühl durchzitterten Seele der Priesterin.

Im Tasso glaube ich mehr, theils durch Cäsurmangel, theils aus andern leicht erkennbaren Gründen, hölzerne Jamben bemerkt zu haben, als in Iphigenie. Ich führe nur an:

I, 2. So wirst du, Herr, für ihn noch Alles thun —
I, 4. Denn Rom will Alles nehmen, geben nichts
II, 1. — Trompetenschall und Lanzen krachten splitternd
II, 4. In welchem Streit treff' ich euch unerwartet
II, 4. Die für die Ewigkeit gegönnt mir schien
III, 2. — — — löset sich
In Klagen und Vertraun am leichtesten auf
V, 1. Und läßt er nicht vielmehr sich wie ein Kind
V, 2. Die du uns nun entziehst, vergnügt zurück

Goethe's dramatische Jamben drängen im Allgemeinen nicht fürbaß, wie die Schiller'schen, man hat nicht das Gefühl des Stoßes nach vorwärts wie bei diesen: wie mir scheint, ein sehr bemerkenswerthes Symptom seines minderen Berufs zum Drama. Dieß nimmt in der Folge zu, wie wir sehen werden. Allemal aber, wo das Gefühlsleben lyrisch aufwogt, da befreit sich auch die Versbewegung zu markirterem und beschwingterem, doch zugleich wie weichem! Auftritt und Vorschritt. Man muß, wie Alles, so auch die Stellen, die dieß am schönsten belegen, mit Ohr wie mit Sinn lesen:

V, 2. Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.

Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt:
Das köstliche Geweb entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten!

Wie gern überhört man, daß im fünften dieser Verse das „er" mit seinem Jamb-Accent etwas unbequem abschneidet, daß im sechsten die tonlose letzte Silbe des Worts „Innersten" den Jamb-Accent trägt! Man glaubt das emsige Spinnen der Seidenraupe wie einen feinen fort und fort knisternden Ton zu vernehmen, und aber in dieser leisen Stetigkeit zugleich welches Gefühl leidenschaftlicher Unaufhaltsamkeit, tragischer Naturnothwendigkeit, bis endlich in dem „Gott geb'! — — —" mit einem Bilde befreiten, neuen, seligen Lebens die Sehnsucht durchbricht! Schiller hat energischere Jamben gedichtet, so naturgeheimnißvoll zarte nicht. Heißer schlägt die lang und tief verhaltene Flamme heraus und stärker sättigt sich das Gefühl mit dem Bewußtsein der peinlösenden Kraft der Poesie in den trostreichen Schmerzlauten (V, 5): „Die Thräne hat uns die Natur verliehen" — bis zu dem unendlich oft zitirten, weil unendlich wahren Ausspruch:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide!

Wir müssen dennoch zu der Beobachtung zurückkehren, daß Goethe's Schauspieljamben nur zu häufig des drama-

tischen Vordrangs, Vorstoßes entbehren. Begreiflich ist, daß dieser Mangel in dem Grade zunimmt, in welchem Goethe der klassizistisch-symbolischen Verallgemeinerung huldigt. Man kennt diese Wendung in seinem Dichtergang, ihr Heil und ihr Unheil, ihre Anfänge und ihren Fortschritt bis zu dem Punkte, wo die Lebenswahrheit fast unfindbar in mythischen, griechischen Sinnbildern verflüchtigt und der Nation sich entfremdet, man kennt die unerquicklichen Früchte Pandora und Epimenides Erwachen. Noch im realen Leben bewegt sich die „Natürliche Tochter", aber sie verschönert es symbolisch in's Unkenntliche. Es ist kein Wunder, daß der tief erregte Nerv, der klopfende Puls, den die feinere Hand unter diesem Krystall doch herausfühlt, von all den unzähligen Händen nicht entdeckt wird, die ihr Tastgefühl nicht an der Antike verfeinert haben. „Marmorglatt und marmorkalt?" Nein, dieß nicht, aber scheinbar marmorkalt, weil marmorglatt; so habe ich es bezeichnet (Goethe's Faust. Neue Beiträge u. s. w.) und möchte dabei bleiben. Auffallend ist denn hier die Zunahme dragloser Jamben. Bald zerbricht das Jamben-Ende unbequem den Satz und wird der Perioden-Bau dadurch unbequem, bald hinkt ein gewichtiges Wort am Jamben-Ende nach, wie das „splitternd" in einem der oben aus Tasso zitirten Verse, bald fällt wieder der Vers-Accent auf eine sprachlich tonlose Silbe, bald fehlt es wieder in der Cäsur.

Einige Beispiele zu jedem dieser Fälle seien angeführt. Zum ersten:

I, 1. Wer weiß, welch ferne Gegend sie durchstreift,
Verdrossnen Muths, am Ziel sich nicht zu finden,

Wo, ihrem angebetenen Monarchen sich,
In ehrerbietiger Entfernung, anzunähern,
Allein ihr jetzt erlaubt ist, bis er sie
Als Blüthe seines hochbejahrten Stammes
Mit königlicher Huld zu grüßen würdigt.

Man bemerke Jambe 3 und 5 in diesem Passus. Ähnlich:

III, 4. Was hab' ich in der Welt zu suchen, wenn —

Oder Relativ am Jambenschluß:

IV, 2. Sind sie wohl näher als die Nächsten, die —

Dann Fälle von Nachhinken eines gewichtigen Worts:

II, 1. Der Augenblick des Handelns drängt uns schon.
III, 4. Die Trauer wird durch Trauern immer herber.
IV, 4. Noch forscht mein Blick nach Rettung hoffnungsvoll.
IV, 3. Und widerstrebt euch beiden ungeduldig.

Vers-Accent auf tonloser Silbe:

I, 1. Schon ihren ersten Weg geleitetén.
I, 3. Daß wir durch Schweigen das Geschehené u. s. w.
III, 4. Verkündigte mir nichts das Schreckliché.
V, 1. Im ganzen Umfang sich bemeisterté.

Die stärksten Belege für unsern Satz sind wohl jene, wo ein wesentliches Wort nachschleppt; Schiller's Gefühl hat nur äußerst selten diesen Fehler zugelassen. — Von Cäsurübelstand führe ich nur an (V, 6): In eures tiefen Friedens Grabesschooß: vier Durchschneidungen des Worts durch den Vers und kein Ruhepunkt, wo ein Jambe sich mit einem Wortschluß deckt.

Sechsfüßler finden sich in Goethe's Jamben-Tragödien weit seltener, als in Schiller's. Drang und Stoß der Energie reißt leichter in dieß Versehen.

Auch die „Natürliche Tochter" ist gewiß nicht arm an Stellen, welche den genau hörenden Leser reichlich entschädigen; die Klage des Herzogs um die vermeintlich todte Tochter (III, 2) habe ich (ebenfalls in: Goethe's Faust, Nachträge u. s. w.) zu schön genannt; sie ist nicht zu schön, sondern nur sehr schön, wenn man sie rein akustisch nimmt, man lese sich die Stelle aufmerksam vor, namentlich die Verse von den Worten an: „Ihr Fluthen schwellt — — — das mich traf!" — Die Schilderung des giftigen Klima's von Cayenne (IV, 2) ist phonetisch dem grausen Gegenstand so adäquat wie von Seite der poetischen Sprachmittel, und im größern Theile gerade des Monologs Eugeniens (V, 6), aus dem oben der lahme Vers zitirt ist, athmet die Verzweiflung mit Lauten und Accenten, die, aus den Tiefen der erschütterten Seele geholt, durch den Gehörsnerv die Tiefen der Seele erschüttern.

Wo ein eifriger Metriker etwa erwartet, daß diese Bemerkungen recht tief in's Zeug gehen, gerade da sollen und können sie nur besonders kurz ausfallen: im Kapitel der Nachahmung des quantitirenden antiken Verses. Die Debatte über Messen oder Wägen ist für die deutsche Poesie zu Gunsten des Letztern, des Accentgesetzes, entschieden. Ein Glück für Goethe, daß sein erster Rathgeber K. Phil. Moritz zwar noch glaubt, er habe es mit Längen und Kürzen zu thun, und diese als Gesetze aufstellt, in Wirklichkeit aber darunter Hochton und Tiefton, Hebung und Senkung ver-

steht, ein noch größeres Glück, daß der eiserne Quantitirungstyrann, der wackere, hagebuchene Voß, der unsern Dichter doch vielleicht am Ende noch irre gemacht hätte, sich nicht in Jena halten ließ. Goethe wie Schiller folgt mit dem naturtreuen Sprachsinn des Poeten lustig dem deutschen Accentwägungsgesetz; soviel mir im Gedächtniß geblieben, stößt man nur ausnahmsweise auf Vossische Verletzung des deutschen Accents, z. B. Hermann und Dorothea VI, Vers 252: „Doch es fiel der Gefährte mit seiner gesprächigen Art ein“; dem Wort „ein“ darf nach deutschem Gewichtgefühl nicht der Accent entzogen und nach der Accentuirung eines quantitirenden antiken Metrums auf „Art“ isolirt werden; der Deutsche legt hier noch einen Accent auf jene Partikel und zwar nur ganz sinngemäß. — Eigentlich nur zu lustig schaltet sonst Goethe und ebenso Schiller mit dem reinen Accentegesetz. Konsonantenhäufung macht nach diesem unserem Prinzip eine unbetonte Silbe nicht lang, wir haben keine Position, aber wo wir doch einmal ein quantitirendes Vermaß nachbilden, muß der Aufenthalt bei einer Konsonantenmehrheit, obwohl an sich nur beschwerlich zu nennen, doch die Wirkung haben, daß uns einfällt, dieser Umstand würde nach antikem Gesetz die Silbe lang machen, die doch kurz sein soll, und dieß ist störend. Bekannt aus der Zeit der Xenien ist der Skandal über den „Marmorblock“. Es folgt im bekannten Pentameter noch ein Konsonant auf das scharfe ck, nämlich ein d („aus dem Marmorblock doch ein Kruzifix uns gemacht“); dem block ist durch die Verbindung mit Marmor allerdings sein Accent entzogen, die Silbe ist unbetont, also kurz, aber das ck und das d darauf belästigt

in der Weise, daß man reflektirt: dieß würde das o nach antikem Gesetze lang machen, und diese Reflexion ist unvermeidlich, wiewohl an sich nicht hergehörig. An Ähnlichem fehlt es z. B. in Hermann und Dorothea nicht; es kommen zahnbrechende Hexameter vor. In IV, Vers 209 ist Hexameterschluß: „versetzte lebhaft der Sohn drauf.“ Die drei Konsonanten f, t, d machen die zweite Silbe in „lebhaft“ nicht lang, aber sie machen dem Leser und Hörer Beschwerde, so, daß ihnen einfällt, nach antikem Gesetz würde hier statt der geforderten Kürze eine Länge entstehen. Noch ein Punkt: wir rechnen in der Nachbildung antiker Verse nicht mit Längen und Kürzen, aber wir haben doch neben Hebung und Senkung Längen und Kürzen, und es kann kommen, daß, wo im deutschen Hexameter eine unbetonte Silbe an sich ganz richtig für eine antike kurze steht, doch das Ohr fühlbar belästigt wird, wenn diese unbetonte Silbe lang ist.

Hermann und Dorothea I, Vers 108:

Als wir nun aber den Weg, der quer durch das Thal geht, erreichten.

Das Wort „geht“ ist hier nach deutscher Sprechung, da hier der Accent auf „Thal“ fällt, wirklich unbetont, steht also richtig für eine Kürze, aber es ist doch lang und dieß stört in der genannten Weise; der Daktylus Thal geht er(reichten) ist unleidlich hart.

Ebenso IX, Vers 18 steht zu lesen:

— die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäschen zurückblieb.

In: ausriß hat „aus“ den Accent, steht also richtig für antike Länge, riß ist accentlos, steht also richtig für

antike Kürze, aber riß ist doch lang und der Daktylus ausriß, daß ist wo möglich noch härter als der vorgenannte.

Es wäre auch auf die Cäsurfrage noch einzugehen. Ich führe nur einen Fall an, wo der Mangel an richtigem Einschnitt zu weiterem Uebel führt; nämlich:

IV, Vers 122: Nicht begehrst du zu scheinen in der Montur
vor dem Mädchen.

Bei „scheinen in“ fehlt Cäsur und die Folge ist, daß der nächste Fuß-Accent auf den Artikel „der“ fällt, welcher doch hier nicht den Nachdruck hat, wie wenn er für das Demonstrativ steht. Zu helfen wäre freilich schwer, wenn man die Beschränkung auf Einen Hexameter einhalten wollte; man versuche nur!

Nicht weiter! Bereits zu viel für eine Erörterung, die nicht erschöpfend sein kann und will. Ziehen wir vor, unserer einmal gewählten Methode folgend uns auch hier nach der unerquicklichen Suche mit einem vollen Zuge metrischer wie sprachlicher und poetischer Schönheit zu erlaben und führen, uns einfach zu Gehör die Verse VIII, 1—4:

Also gingen die Zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.

Der ganze Goethe ist in diesen herrlichen Versen: seine tiefbewegte Seele, denn diese gemessenen Formen sind ja durch und durch stimmungsvoll, sein Maler-Auge, sein Bildner-Meißel und sein geheimnißvoll Sinn und Rhythmus in eins fassender Sprachnerv. Wer möchte, der Nach-

bildung antiker Verse feindlich, solche Perlen entbehren? Dennoch und obwohl es auch eigentlich nicht zu unserm Thema gehört, mag ein Zweifelgeständniß hier Platz finden. Dieses Idyll ist unbestritten Goethe's vollendetste größere Komposition — fertig, rund, ganz. Durch die einfachsten Mittel zu epischer Großheit gesteigert und zugleich volksthümlich im Innersten, bürgerlich und zwar recht deutsch bürgerlich, dabei tief rührend, kaum anders als mit feuchten Augen zu lesen, mit bewegter Stimme vorzutragen. Die Luft zittert zwischen den Zeilen. Und dieß vollkommenste Werk Goethe's kann nicht, nie populär werden. Darum nicht, weil der Hexameter nie sich so bei uns einbürgern kann, daß seine Form in weiten Kreisen gefühlt und genossen würde. Nur wer klassische Sprachen kennt und mit ihrer Metrik vertraut ist, dem bleibt er kein Fremdling, ja man darf hinzusetzen: nur dem, der sich schon selbst in ihm versucht hat. Man kann die Einschränkung gelten lassen, wer nicht Griechisch und Latein kann, vermöge sich doch hineinzuarbeiten durch Belehrung über sein Gesetz und einige eigene Versuche in deutschen Hexametern. Wie Wenige aber werden es sein, die sich das auflegen, und unter den Unzähligen, die es sich nicht auflegen, wie Viele werden dennoch sein, die an sich recht wohl fähig wären, die innere Schönheit einer Dichtung mit ihrer metrischen Form innig zusammenzufühlen! Diese Form ist und bleibt wie alle Formen der rein messenden Sprachen ein für allemal nicht unser Landsmann, nicht unser Fleisch und Blut; und so fremdet auch diese herrliche Dichtung die Mehrheit der Nation — eben auch die bildungsfähige — ein für allemal an, sie kennen

sich nicht darin aus, werden nicht heimisch. Man stelle sich doch nur vor, wie die Meisten diese Hexameter lesen! Einfach wie Prosa, die Musik geht rein verloren. Dazu noch die Musen-Namen als Ueberschriften in Nachahmung Herodots! Mag sich nur selbst der Gelehrte gestehen, daß er um so weniger dabei denkt, weil man doch die Ressorts dieser edeln Jungfrauen immer wieder vergißt oder verwechselt.

Also? Ich weiß kein Also. Also Hermann und Dorothea besser etwa in Trochäen (die wir heimisch geworden nennen dürfen seit dem Cid)? Aber wer kann wissen, wie das Gedicht dann klänge! Die Sache steht rein antinomisch. Wir können uns dieß Meisterwerk nicht anders denken, als in Hexametern, wie es ist, und müssen gleichzeitig und jederzeit bedauern, betrauern, beklagen, daß inmitten unserer klassischen Poesie, ihrer Blüthe, eine Dichtung steht, vollkommen, unübertrefflich, Stolz der Nation uud bei dieser Nation unpopulär.

Anders natürlich bei der Elegie. Es kann nicht die Meinung sein, die antiken Versmaße zu verbannen, nicht dieß ist zu beklagen, wenn manches kleinere Werk der Dichtung unpopulär bleibt, und es wäre verkehrt, der Elegie das elegische Versmaß vom Leib reißen zu wollen. Auch dem Epigramm — wer wird ihm wehren wollen, zum Distichon zu greifen, dessen Pentameter so fein zu seiner Treffspitze paßt! — Ich berühre zum Schluß noch diese Gattung, nicht um die manchen argen Wildlinge in den Venetianischen Epigrammen, nicht um die weit wenigeren mißrathenen Jungen unter den Römischen Elegien aufzutreiben, zu denunziren, sondern um dem Leser und mir noch recht ein bene

zu thun. Man lese die fünf ersten Disticha der VII. römischen Elegie, — zuerst etwa so, daß man sich ihres seelischen Inhalts recht intim versichert, — dann noch einmal und so, daß man sein Augenmerk auf die Bild- und Sprachmittel richtet, — dann abermals und so, daß man ganz nur Ohr ist, rein dem Rhythmus und den Klängen folgt: beim vierten Lesen wird man dieß Alles als Eines genießen und sich entzücken:

O wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfieng,
Trübe der Himmel und schwer auf meinen Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstere Wege zu spähn, still in Betrachtung versank!
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne,
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.

Es wäre nun noch so Vieles über andere Versformen zu sagen; bei den Jamben wurden Goethe's Trimeter nicht berücksichtigt, beim Lyrischen die Sonette nicht. Allein ich wiederhole, daß hier nichts Erschöpfendes geboten werden soll, und schließe mit einer kurzen Bemerkung über Goethe's Prosa, einem kleinen Beitrag zu deren Charakteristik. Dabei enthalte ich mich, auf seinen Altersstil einzugehen, wie ich mich beim Vers enthielt, etwas von den greisenhaften Schnörkeln zu sagen. Goethe's Prosa ist nicht so korrekt, als man gemeinhin annimmt. Auch grammatisch nicht; ungern sieht man z. B., daß er sich an der nun so breit eingerissenen Verwechslung von verderbe (transitiv) und verdërbe* (in-

* ë schreiben wir, wenn e ähnlich einem ä gesprochen wird.

transitiv) mitschuldig machte. Eine neuere Berliner Zeitung trägt das Motto: „Politik verdirbt den Charakter“. Dieß ist, wie wenn man schriebe: er verschwindet oder: er verschwand sein Vermögen. Es sei den H. Schulmeistern empfohlen, darauf zu halten, daß die Schüler lernen: ich verderbe, du verderbst, er verderbt, prät. ich verderbte, part. verderbt, dagegen: ich verdërbe, du verdirbst, er verdirbt, prät. verdarb, part. verdorben. — Von Syntaktischem greife ich heraus, daß Goethe nicht selten sich die Bequemlichkeit erlaubt, aus einem Relativsatztheil abzuspringen. Als Beispiel, wie es mir gerade in die Hände fällt, sei angeführt (Wilhelm Meisters Wanderjahre II, Kap. 7): „Nun fühlte sich unser Künstler unter dem hehren Himmel, in der ernstlichen Nachtstunde eingeweiht in alle Schmerzen des ersten Grades der Entsagenden, welchen jene Freunde schon überstanden hatten, nun aber sich in Gefahr sahen, abermals schmerzlich geprüft zu werden.“ — statt (nach „hatten“): welcher (oder dessen Überwindung) ihnen aber nicht ersparte, sich der Gefahr einer abermaligen schmerzlichen Prüfung ausgesetzt zu sehen. Das Beispiel ist aus später Zeit, aber es finden sich deren viele auch in der mittleren besten. Wahr ist, daß der Satz mit dem Fehler bequemer läuft, im Numerus angenehmer klingt, als in der richtiggestellten Form. Dieß mag uns schließlich auf den Numerus führen. Es ist eine alte Klage der wenigen feiner Hörenden unter uns, wie stumpf auch viele der gebildetsten Schriftsteller deutscher Sprache sich zur Aufgabe des guten Tonfalles verhalten. Sie könnten doch so gut von Goethe lernen, aber sie wollen nicht, ja merken nicht, daß sie sollten.

Wie verschwinden die paar kleinen Flecken unter dem edeln Faltenzuge seines wallenden Gewandes! Die paar Stäubchen in diesem krystallhellen perlenden Quell, die paar falschen Laute in seiner reinen Melodie! Ich bitte zum Schluß, nur folgendem Satz aufzuhorchen: Wilhelm Meisters Lehrjahre VII, 3: „Der Frühling war in seiner völligen Herrlichkeit erschienen, ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedrohet hatte, ging stürmisch an den Bergen nieder, der Regen zog nach dem Lande, die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor und auf dem grauen Grunde erschien der herrliche Bogen"!

Wem fällt nicht Goethe ein bei Gottfrieds von Straßburg Versen auf Hartmann von Ouwe?

Hartmann der Ouwäre,
ahi, wie der diu märe,
beide, uzen und innen,
mit worten und mit sinnen
durchvärwet und durchzieret!
wie er mit rede figieret
der aventiure meine!
wie luter und wie reine
Sine krystalliniu wörtelin,
beide, sint und immer müezent sin!
Si kument den man mit siten an
Und tuont sich nahe zuo dem man
Unde liebent rehtem muote.

II.

Sinnlichkeit, Bitterkeit, Vernunft.

Die Moralpolterer unter Goethe's Feinden haben sich ausgeschrieen. Ihre Predigten machten sich mit ihm als politischem, besonders eifrig auch als geschlechtlichem Sünder, dann auch als verneinendem Geist, gottläugnerischem Frevler zu thun. Der erstere Punkt ist so häufig besprochen, daß er wohl als erledigt betrachtet werden kann, der zweite und dritte scheint mir einiger Prüfung noch zu bedürfen. Wir werden den Philistern so, wie sie die Sache nahmen, nicht Recht geben, aber darum ist die Sache noch nicht abgethan. Zuerst Einiges über den zweiten (für uns ersten) Punkt. Mir scheint, es ist eben da doch ein Etwas — man würde es zu stark ausdrücken, wenn man sagte: 's ist etwas faul im Staate Dänemark — aber eben doch ein Etwas, wovon auch das unbefangenste Gefühl sich sagen wird: es ist nicht ganz in Ordnung.

Es handelt sich um eine schwere, sehr dialektische Frage. Es gilt zunächst scharfes Unterscheiden, aber das will nicht recht Stich halten. Die nächste Unterscheidung ist die zwischen Leben und Dichtung. Es ist kleinlich, ist ärmlich, ist Weiberart und geschieht doch auch jetzt noch und und immer nur zu häufig, mit Neugierdekitzel in Goethe's Leben umzustöbern, zu fragen: wie weit ist er wohl mit Frau von Stein gekommen, hat er Frau von Willemer nur auf die Stirn oder gar auf die Lippen geküßt? Es sind wohl nicht Wenige, die es mehr interessirt, von Christiane Vulpius zu klatschen,

als an der Schönheit der römischen Elegieen sich zu erbauen, wo aus der Schlackengluth eines Naturverhältnisses das poetische Gold ausgeschmelzt ist. Biographie und ästhetische Kritik sind zwei verschiedene Dinge und es ist gering, zu meinen, man habe eine Dichtung als Dichtung beurtheilt, wenn man herausgebracht hat, was Persönliches dahinter steckt. Dennoch ist es nicht möglich, ja auch nicht richtig, Beides ganz aus einander zu halten. Zunächst überhaupt darum, weil man ja, versteht sich, den Dichter und den Menschen, den ganzen Mann kennen lernen will; aber da ist noch ein anderer, wichtiger Grund der Unmöglichkeit des völligen Trennens. Es kann der Fall sein, daß das Sinnliche, speziell das geschlechtlich Sinnliche, aus dem Werke des Dichters an manchen Stellen so heraussticht, daß es nicht rein objektiv betrachtet werden kann. Gewiß nur sehr behutsam ist dieser Fall anzunehmen; die Komposition kann ja an dieser oder jener Stelle frei Natürliches, ja Heißes, Glühendes, Üppiges verlangen. Pfui, wie unsittlich! ruft der Moralist, oft nicht einmal bedenkend, daß die Person, die der Dichter in dieß Licht stellt, und der Dichter zwei verschiedene Wesen sind. Wie die Komposition verläuft, wie sie die starken Farben in der Zusammenstellung dämpft, die Dissonanz des Grellen löst, danach fragt der Mann des „Soll“ und „Sollte“ nicht, er wartet nicht ab, er springt ein und zerstückt jedes Ganze. Philine ist eine unmoralische Person; er kann nicht warten, bis er aus Wilhelms Munde hört: „Philine liebte ich und mußte sie verachten“; er fragt sich nicht, ob es nicht der Zweck des Dichters mit sich bringen konnte, hier seinem Helden eine jugendliche Verirrung auf-

zudichten, sieht nicht zu, wie menschlich gute Züge doch auch jener leichtsinnigen Haut geliehen sind, um die Verirrung zu erklären; er fragt nichts nach Folie- und Kontrastwirkung, findet also nicht, wie Mignon, wie Therese, wie die „schöne Seele", wie endlich Natalie durch diesen unterlegten dunkleren Grund gehoben werden. Mit solcher Enge des Blicks also haben wir nichts zu thun, aber eine andere Frage ist, ob da nicht Dinge sind, die auch den freien Blick stutzig machen und vom Gedichte bedenklich auf den Dichter lenken. Und wirklich, es ist nicht anders. Wilhelm Meister's Lehrjahre, dieser Roman, der doch im Übrigen ein wunderbares Kunstwerk ist, Gestalt um Gestalt homerisch sonnenhell, ein Weltbild, ein breiter, wellenreicher, rauschender, durchsichtiger Strom des Lebens — dieser Roman ist der Nation fremd geblieben, wird ihr fremd bleiben, gar nicht bloß darum, weil er sich, obwohl bei dem Schauspielervölkchen gern verweilend und den Kaufmann nicht verachtend, doch wesentlich in der exklusiven Gesellschaft als der einzig wahren bewegt und dadurch zu einer in's vorige Jahrhundert hinter die Revolution fallenden Spezialität wird, gar nicht bloß darum, weil die Gesellschaft vom Thurm als Zopf daran hängt, nein, schon darum, weil hier nicht unsere, des protestantisch gebildeten Deutschlands, Luft und Boden ist. Man muß kein Biederphilister sein, um sich zu fragen, ob denn das bei uns nur so selbstverständlich sei, daß ein achtzehnjähriger Ladenschwengel (— Immermann's Wort, wenn ich mich recht erinnere) glücklicher Vater wird. Nicht, daß ein Poet so etwas nicht solle bringen dürfen, aber dazu gehört dann noch etwas, ein Schlußakt, enthaltend etwa, daß ihn der

Alte, der es erfährt, wenigstens auf acht Tage bei Wasser und Brod einsperrt. Sera juvenum Venus — Tacitus war doch kein Pietist, kein Moralzelot. Man könnte glauben, für den Dichter vorbringen zu dürfen, es folge doch eine Nemesis: Wilhelm's Verdacht auf Mariane und was daraus folgt, Marianen's Elend und Wilhelm's Seelenleiden, sei Alles die natürliche Folge eines Verhältnisses, das nicht auf wahrem Vertrauen ruhen kann. Der Einwand ist ohne Halt, denn nirgends findet sich eine Spur davon, daß Wilhelm die Folgen in diesem Sinn sich zu Herzen nähme. Und bei Philine, muß man doch sagen, verweilt der Dichter mit mehr Behaglichkeit, als der genannte Zusammenhang verlangt. — Der Lothario wird von vornherein als ein wahrer Spiegel von Mann hingestellt, während wir lange außer einigen gescheidten Reden nichts von ihm erfahren, als eine Reihe von Liebschaften sehr nicht ascetischer Art und nicht verlaufend ohne einen Akt herber Untreue, bis erst gegen Ende des Mannes höherer Werth in seinen Ideen über Bodenentlastung und Staatsbürgerpflichten an's Licht tritt. Es ist eben doch eine verliebte, wollüstige, eine Weibermänner-Atmosphäre in diesem Roman, dicht und schwül genug, um Jedem, der nicht bereits eine hohe Reife des Denkens erreicht hat, den Himmel von Vernunft und von Ethos zu verhüllen, der trotzdem über dieser Dunstwelt sich aufthut und in Natalien so rein offen liegt.

Nun sei zunächst ein Sprung erlaubt hinüber nach Hermann und Dorothea, wo von solcher Atmosphäre keine Rede sein kann. Und mitten in diesem reinen Elemente legt der Dichter Hermanns Mutter ein Wort in den Mund,

das — Philinen nachgesprochen ist. Sie hat den betrübten Sohn aufgesucht, unter dem Birnbaum gefunden, er hat ihr nach anfänglichem Ausweichen sein Herz geöffnet, die Sehnsucht nach einem Weibe gestanden, und nun sagt sie:

Sohn, mehr wünschest du nicht, die Braut in die Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens
— — — — — — —
Als der Vater es wünscht und die Mutter —

Kann, darf eine Mutter dieß zum Sohne sagen? Seiner Phantasie die Bilder eröffnen, die sich daran knüpfen, so daß er sich den torus vorstellen muß, auf dem er selbst entstanden ist? — Und überdieß eine erfahrne Frau, die — von der „schönen Hälfte“ doch auch die Kehrseite kennt. — Nein, nein! wird jedes richtige Gefühl urtheilen. Das steht Philinen an und diese sagt es auch, s. ihr Lied im Wilhelm Meister, Vers 2:

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben
Und die schönste Hälfte zwar.

So ist man unvermeidlich vom Gedicht auf den Dichter geführt: es muß eine Lieblingsvorstellung sein, sonst würde er sie nicht an so unpassender Stelle wiederholen. Die Stelle schreit aus dem Zusammenhang heraus, ist nicht objektiv bedingt, ja objektiv ausgeschlossen, also subjektiv zu erklären.

Dabei muß, ehe wir die Sache weiter verfolgen, der Dichter gegen eine Verwechslung in Schutz genommen werden, die einem unreifen Urtheil widerfahren könnte. Ein solches könnte ihn mit Wieland zusammenwerfen. Dieß wäre höchst

ungerecht. Wieland führt falsche Idealisten vor, Verächter der Sinnenwelt, läßt dann lüsterne Reize spielen, verschobene Busentücher u. dergl., macht seinen Schwärmer kirre, bringt ihn ironisch zu Fall und mäckert ihm nach. Gegenüber der geistlosen, unsaubern Pikanterie dieses Spieles ist Goethe unschuldig wie Schnee. Er ist naiv, der Geschlechtsgenuß kommt ihm eben so ungemein vergnüglich vor, daß er gern, gar gern, gerner als der Zusammenhang erlaubt, darauf zurückkommt. Dieß ist jung und man kann sagen, Goethe sei darin merkwürdig lange jung.

Italien weckte das noch einmal recht auf, da es antik stimmt. In dieser Stimmung dichtet er nach seiner Rückkehr die römischen Elegieen, wobei er ein angenehmes Verhältniß, das ihm neuerdings der Zufall gebracht, nach Rom zurückverlegt, das Gegenwärtige mit dortigen Reminiscenzen in wunderbar poetischem Gusse verschmelzend. Ein Traum antiken Lebens, das nichts von dualistischer Sinnenbekämpfung wußte, die Liebe einfach ein Gut, ein selbstverständlich gegönnter Rosenschmuck auf gebräunter Stirne des thätigen Mannes: dieser Traum geträumt unter dem Trümmer-Epheu der ewigen Stadt, der moderne nordische Barbar ein Properz, ein Tibull —: eine Verwandlung so vollendet magischer Art, aus dem Leyerklang antiken Maßes in entzückten Anschauungen so rein herschwebend — man muß mit Gewalt den Gedanken daran fernhalten, was aus diesem herrlichen Bilde wurde, als es in die rohen Hände unserer Moralkorporale fiel und diese schimpften, Goethe habe die Huren in die Horen eingeführt. Dennoch ist da ein Haken, über den man nicht hinwegkommt. Es muß dem Dichter

freistehen, auch die heiße Situation nicht ganz zu verhüllen, wenn nur die Vorbedingung erfüllt ist: daß er uns paradiesisch zu stimmen gewußt hat, d. h. hinauszuheben aus der prosaisch wirklichen Welt, welche nothwendig ängstlich die Sinnlichkeit mit tausend Schranken umzäunt. Aber wen soll er zeigen dürfen in dieser Situation? Sich selbst? Sich selbst entblößen? Da muß ein Aber sich einstellen, wenn er es so spezialisirend thut, wie in Elegie V („des Hexameters Maß auf dem Rücken der Geliebten fingernd"). Das Aber heißt Scham. Sehen wir, um diesen Punkt klarzulegen, nach dem (lyrischen) Gedicht: Hermann und Dorothea. Der Anfang bezieht sich auf das Ärgerniß, das man an den Römischen Elegieen genommen hatte:

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
  Daß Martial sich zu mir auch, der Verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
  Daß sie nach Latium mir gern in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
  Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
  Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht? —

„Heuchelei" — dieß ist starke Vertauschung von Begriffen. Heucheln heißt, sich anders darstellen, als man ist, hieße also in diesem Zusammenhang: mit Mienen und Worten thun, sich stellen, als wäre man frei von Sinnlichkeit. Wer verlangt das vom Dichter? Scham ist es, um was es sich handelt; Heimlichkeit, die sie den sinnlichen Momenten auferlegt, ist nicht Heuchelei. Es ist nicht Heuchelei, sich nicht in puris naturalibus zeigen, es ist nicht

Heuchelei, daß man die Brautnacht nicht am hellen Tag auf der Straße feiert. Da ist Verheimlichung Tugend. — Die Erwähnung des Martial weist auf die Venetianischen Epigramme. Unter einer reichen Aussaat tiefer, scharfer Gedanken, geistreicher Hiebe ärgerlichen Humors, dazwischen poetisch heiterer Anschauungen, spielt auch hier wieder der Mangel an „Heuchelei“ — man kennt die Stellen von den Lacerten.

Es ist schwierig, in Beurtheilung eines Dichters das Kapitel von der Sinnlichkeit zu behandeln; gar zu leicht wird man von Gouvernantinnen, Töchterschule-Lehrerinnen, von all den soliden Herren mißverstanden, welche das moralische Mißtrauen gegen Natur und Nerv, das auf des Lebens von Warnungstafeln durchstecktem, staubigem, brüchigem Pfade geboten ist, auf Kunst und Poesie übertragen und, wenn sie den, der dieß nicht thut, doch einmal streng finden, nun meinen, er gehöre zu den Ihrigen.

Eine volle Sinnlichkeit: dieß ist das erste Desiderat an einen Dichter, nicht das oberste, gewiß nicht das Ganze der Desiderate, aber das erste. Ist sie vorhanden: sie mag im Leben ihm Streiche spielen, korrekt wird und kann er sich als Menschenkind nicht durchbringen; dieß muß nachsichtig eingeräumt werden. Geht er darin unter, wie ein Günther, der Schlesier, wir werden es beklagen. Aber die Poesie ist es, um was es sich fragt. Vermag er die Sinnlichkeit als ätherisches, seelisch durchleuchtetes Fluidum, der Stoffschwere entnommen, in die Dichtung hinüberzuretten, so werden wir auch für sein Leben nicht bange sein, richtiger, wir werden danach gar nicht fragen, sondern uns

poetisch, kunstsinnlich an dem poetischen, kunstsinnlichen Faktor erfreuen. Dieß ist im höchsten Grad bei Goethe der Fall, aber nicht durchaus. In den genannten Stellen sieht die Sinnlichkeit als Stoff hervor. Um hierüber nicht zu hart zu urtheilen, muß man auch die Zeit hinzunehmen, die Leichtfertigkeit der Sitte und des Sinnes im achtzehnten Jahrhundert vor der Revolution, so stark von Frankreich herüber genährt, wie sie war. Man bekommt die Witterung davon so recht, wenn man „der Müllerin Verrath" liest und sich erinnert, daß das lustig liederliche Bild einem chanson nachgedichtet ist. Die Nervenstimmung jener Zeit, wenn man sich in sie versetzt, fühlt sich, als hörte man das gewisse Wollüstige im Klang fein zitternder Zithersaiten. Diese schwimmende, schwingende Sinnlichkeit, naiv heiter, Sünde vor dem Sündenfall, ist auch in Mozart. Mit ihm hat Goethe so ungemein viel Verwandtes. Beide können stürmen, donnern, posaunen, aber ihr wahres Element ist Wohligkeit, Wolkenlosigkeit, Melodie — Alles mit dem Leichtsinn, ohne den es da einmal nicht abgeht. Mozart hat Così fan tutte und Goethe hat die Philine, die römischen Elegieen, die venetianischen Epigramme geschrieben — die Stella nachträglich nicht zu vergessen. Goethe erhebt in jungen Jahren diese Stimmung der Naturseligkeit auch zu einer Art von philosophischer Anschauung, die sich freilich nicht in scharfen Begriffen, sondern wie ein trunkener Hymnus ausspricht in dem höchst merkwürdigen — Bekenntniß wollen wir es nennen — „die Natur" (um 1780). Dieser geniale Erguß gibt unendlich zu denken. Die Natur ist da Alles, das Ganze, der Mensch unlösbar mit eingeschlossen. „Sie

hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr, sie mag mit mir schalten, sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr; nein, was wahr ist und was falsch ist, Alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, Alles ist ihr Verdienst". Einem Thoren müßte man erst sagen, daß hier nicht die gemeine Natur gemeint ist, wie sie gedacht wird, wenn man ihr den Geist entgegenstellt. „Gedacht hat sie und sinnt beständig, aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen, allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann". — „Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie". — Was diesem Naturpantheismus fehlt, ist der Begriff des Umschlagens der graduellen Steigerung in qualitativen Wesens-Unterschied. Die Natur baut ihr Höchstes im menschlichen Gehirn, geht damit unendlich über sich selbst hinaus, indem sie Geist wird, und der Geist baut eine zweite, andere Ordnung über der Natur, die sittliche Ordnung; aber er stellt diese Ordnung doch mitten in die Natur hinein und sie hat doch ihre Wurzel stetig in derselben Natur, gegen welche sie ebensosehr auch stetig kämpfen muß. Dieß ist der Widerspruch, der so schwer zu denken ist und der doch ist. — Goethe hat den Mangel dieses jugendlich naturfrommen pantheistischen Hymnus in Prosa (so ähnlich dem Bekenntniß Faust's im Religionsgespräch mit Gretchen) in einem späten Nachtrag zu ergänzen gesucht: „Erläuterungen zu dem aphoristischen Aufsatz: die Natur. An Kanzler von Müller". Man lese aufmerksam, was er von den

Gesetzen Polarität und Steigerung sagt als den Ausfüllungen jener Lücke. Wir können hier nicht weiter eintreten; unser Zusammenhang verlangt nur, aus dem kühnen, vollen Wurfe des Aufsatzes noch auszuheben; „ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. — Sie hat Alles isolirt, um Alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos". — Wir setzen nichts hinzu, man wird es — lächelnd — verstehen.

In „Götter, Helden und Wieland" sagt Herkules zum Letzteren: „kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit unbeschadet? Und Wunder meinst, wie du ihn prostituirt hättest, wenn du ihn unter'n Tisch oder zum Mädel auf die Streu bringst?" Solche Sprünge des Muthwillens verzeihen sich leichter, wenn man die Grundauffassung im Auge behält, wie sie im obigen Aufsatz vorliegt. Goethe liebt es, muß seinem Wesen nach es lieben, Heldenthum als Natur-Heldenthum zu nehmen. So hat er aus Egmont einen Helden gemacht, der eine Natur ist und, weil er es ist, weil er ganz sein will, wie die Natur ganz ist, den Tropfen Sorge nicht in den Vollbecher seines Lebens einläßt. Allerdings hätte er ihm auch so mehr politische Schneide geben können und sollen; ein politisches Drama, das im Mittelpunkt, in seinem Helden, vielmehr ein Drama der schönen Gemüthsfreiheit ist, muß hinken.

Doch unser Thema führt uns nach anderer Seite und gerade Egmont soll uns aus den bedenklichen Schatten an's Licht bringen.

Hatte Goethe seinen Helden einmal so gefaßt, wie er seiner eigenen Natur gemäß ihn faßte, ergab sich daraus auch die Verwandlung eines kinderreichen Familienvaters in einen jugendlichen Liebhaber, so kam Alles darauf an, wie dieses Verhältniß behandelt wurde. Vergnügliche Stunden, Nächte mit einer Näherin: man frage sich, was daraus geworden wäre in einer nur etwas gemeinen Hand, und man sehe hin, was daraus in Goethe's Hand geworden ist, wie das Entzücken der Liebe, die Unendlichkeit der Hingebung, der freie Tod nach dem Verluste des theuren, bewunderten Mannes dieß Mädchen adelt und wie der reine Herzton, das Andenken im Kerker, der ideale Traum, worin die Geliebte sich in den Genius des Vaterlands verwandelt, — wie dieß alles Gemeine vom heiter genießenden Mann abwendet! — Nun, es ist schwer, von diesem Gesichtspunkt nicht alle, so oft besprochenen weiblichen Hauptgestalten Goethe's noch einmal aufzunehmen. Wenn im Faust die Bitte um die erste Nacht und Gretchen's Zusage einmal vorkommen, mit Worten scenisch vergegenwärtigt werden sollten, kann es reiner geschehen, als es vom Dichter geschehen ist? Und reiner vorbereitet sein, als in Gretchen's Sehnsuchtlied? Nur ein unreiner Faden im Dichter, und was wäre aus dem Bilde des heißen Verlangens geworden, das hier in den letzten Versen durchbricht? Er durfte dennoch nicht vergessen, daß diese ganze Hingebung auch schuldhaft ist, und wie straft und zermalmt die furchtbare Schluß-Scene im Kerker jedes verdorbene Denken, das an jenen heißen Bildern sich weiden möchte, wie es sich an einer lüsternen Wielandscene weidet!

Es ist genug, diese Beispiele aus der Jugendpoesie allein schon reichen ganz hin, zu bestätigen, daß das Weltkind eine Seite hatte, die zum „Himmlischen wies“; eine Iphigenie, Leonore, Natalie, Dorothea, Ottilie braucht nicht noch auf den Plan geführt zu werden. Die Flecken mußten bezeichnet werden; das Gold überstrahlt sie.

Es wohnte eben in dieser Seele hinter all' den wilden Gährungen und Brandungen der Jugend, zeitweise latent, doch sicher und unentweiht ein Vernunftkern, Hort der Besinnung, der Sophrosyne, eine gesunde Kälte hinter der Gluth, es war da eine Magnetnadel unverrückt eingesetzt, die stetig, wie auch das Schiff schwankte, nach dem Norden der Weisheit zeigte — „wenn er mir jetzt auch nur verworren dient — — — —!“ Es ist wunderbar, wie gescheidt dieser Mensch ist. Eben auch, daß er eine ganze Dichternatur ist, darin selbst schon ist mit dem rothen Feuer de Sinnlichkeit die gleichzeitige Klarheit enthalten. Ein rechter Dichter ist nie ganz versenkt, er sieht gleichzeitig zu; die Leidenschaft, worin ihm der Untergang zu drohen scheint, wird ihm mitten in der Hitze doch auch schon Bild, gegenständliches Bild. Wie viel von dieser heilsamen Kühle fühlt sich mitten aus dem Föhnsturm schon im Werther heraus!

Unsere Betrachtung zielt nach einem Schlusse, wo dieser gesegnete Mensch recht und völlig als das rein durchklärte Bild erscheinen soll, als welches er von der Erde schied. Zu diesem Ende nehmen wir noch einen zweiten Zug auf, der diese Aussicht bedenklich zu trüben scheint: den dritten (für uns zweiten) der zu Anfang erwähnten Punkte. Die

Gescheidtheit war auch eine außerordentliche und schon früh-zeitige Täuschungslosigkeit: staunenerregend an einem Dichter, der so ganz bestimmt war, die Welt mit schöner Täuschung zu erfreuen, und eben so sehr und eben darum schwere Sorge erregend. Mit achtzehn Jahren „die Mitschuldigen", ein so früher Blick hinter die Koulissen des Familienlebens, solche Weltkenntniß, Komisches mit solcher, mit so un-komischer Grundlage: das ist unheimlich. Die Anfänge des Faust fallen etwa zwischen 1772 und 1774, vielleicht etwas früher; Mephistopheles gehört unzweifelhaft zu den ersten Würfen und die wesentlichen Züge seines Charakters waren sicher schon in der ersten genialen Anschauung mitenthalten. Ein Jüngling von 23—25 Jahren, und dieses Wissen um den dunkeln Grund des Lebens, dieses Wissen, wie die Welt aussieht, wenn man die Illusion wegnimmt, diese dämonische Ironie der Negation, und diese Ironie doch so naiv, als wäre sie nur ganz selbstverständlich: man staunt und schauert. Karlos im Clavigo hat denselben Blick mit Abzug der Geister-tiefe. Nicht ohne Bangen für den Dichter selbst, den Menschen im Dichter, denkt man: wenn es nur dabei bleibt, daß diese Stimmung in poetisch beherrschten Gestalten objektiv wird, wenn sie nur nicht subjektiv um sich greift und Herrin wird im Poeten! — Goethe hat einmal gesagt, er habe sich schon als Knabe und Jüngling eine so richtige Vorstellung von Welt und Leben gemacht, daß es ihm nachher förmlich lang-weilig gewesen sei, sie wirklich zu erleben. Dieß klingt blasirt, und so frühe, so ganze Täuschungslosigkeit ist auch wirklich der Weg, blasirt zu werden. In Italien vollzieht sich gründlich der schon länger vorbereitete Abschied von der

Sentimentalität. Dafür tauscht der Dichter die beseligende Anschauung des antiken Lebens ein, sättigt sich mit dem Bilde ungetheilt vollen Daseins. Auf den hohen Gewinn seiner Seele stürzt sich räuberisch die ungeheure Erfahrung der französischen Revolution. Daran hatte er doch noch geglaubt, daß die Autorität als Fels feststehe in der Welt; er sieht sie gestürzt und verliert den Glauben an die Geschichte, an ein Gesetz in der Geschichte. Wirklich blasirt nimmt es sich aus, wie er sich nicht ohne Selbstgefälligkeit im Feldzug 1792 präsentirt, dem deutschen Heere nachfahrend, Farbenlehre studirend; in Pempelfort bei den Freunden versichert er, daß ihn weder der Tod der aristokratischen, noch der demokratischen Sünder im mindesten kümmere, bei der Belagerung von Mainz betreibt er seine Farbenstudien weiter und übersetzt den Reineke Voß, keineswegs aus reiner Poetenfreude am komischen Bilde, sondern weil es ihn subjektiv ergözt, wie „in dieser unheiligen Weltbibel das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt". Die Lustspiele: der Bürgergeneral und die Aufgeregten sind geruchlose, dem sauren Torfgrund der damaligen Stimmung entwachsene Halme. Schon früher hatte ihn der Spitzbube Cagliostro mehr interessirt, als er werth war. Dieß kommt zum Theil auf Rechnung der Zopfzeit, ihres Geschmackes an Abenteuerfiguren, aber doch und mehr noch auf Rechnung eines ärgerlichen Behagens: die Erfolge des Betrügers bestätigten dem bittern Weltverlacher seinen müden Blick in die Blindheit und Gemeinheit des Menschengeschlechts. Der Großkophta ist das ödeste dramatische Produkt dieser inneren Lähmung und das Kophtische Lied, rhythmisch vor-

trefflich, sangbar, leidig lustig, ihre lyrische Rhabarberblüthe. Losung ist der Refrain:

Thöricht, auf Bessrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Wäre dieß der ganze Goethe, dann gute Nacht! Wir stellen diesem Goethe schnurstracks den Vers desselben Goethe im Epilog zu Schiller's Glocke entgegen und verweisen auf das, was im vorigen Beitrag hinzugefügt ist. Da weiß es Goethe, daß Hoffen auf Besserung der Thoren die Stahlschwungfeder des Wirkens ist:

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Schiller war, man weiß, zur rechten Zeit ihm näher getreten: der Luftstrom einer ethisch straffen Natur wehte mit ihm daher, fegte die verbrühende Föhnluft hinweg und weckte im fast erstorbenen Erdreich die eingeschlafenen Keime eines neuen, zweiten Frühlings.

Gehen wir mit dem Manne nicht zu hart in's Gericht, weil er einen Wecker bedurfte! Die Erfahrung ist ein schwereres Ding, als oberflächliche Köpfe glauben; ein Falkenauge, das in früher Jugend schon mit beispielloser Schärfe

sie vorausnimmt, eine größere Gefahr, als die Meisten wissen. Shakespeare, an solchem Tiefblick in die nackte Wahrheit Goethe so ähnlich, kam nahe bei der Verbitterung an. Im späteren Alter erfahren wir's Alle: es ist, als fielen Schuppen vom Auge, und nur, wer wenig denkt, hat keine Mühe, nicht ganz in Menschenverachtung zu verfallen. Die Menschen verachten lernen und doch fest im Bewußtsein behalten, daß die Grenze zwischen der thierähnlichen Mehrheit und der wirklich menschlichen Minderheit eine fließende ist, doch von dem Vorbehalte nicht lassen, daß ich nie wissen kann, ob dieser und jener, der in der Mehrheit läuft, nicht zur Minderheit herüberzuziehen sei — das ist eine Kunst.

Die schönste unter den Proben der Herstellung ist Hermann und Dorothea, auch ganz nur menschlich, nicht als Kunstwerk genommen, wiewohl es natürlich auch als solches die Genesung bezeugt. Wir sind unter guten Menschen; weil sie gut sind, sind ihre Rührungen die unsrigen. Nur wie ein Schatten zieht im Hintergrund der Drache menschlicher Wildheit vorüber. Mit wohlwollender Komik ist selbst die gewöhnliche kleinliche Menschennatur behandelt im Apotheker: ein ganz besonderer Zug von Goethe's schöner Milde hat sich wieder eingestellt, der schon im Famulus Wagner so angenehm sich bekundet hat: das Behagen am liebenswürdigen Philister. Durchaus hat Goethe wieder Stand genommen in jener Stimmung, die so ganz ihn, so ganz die Goethe'sche Seele enthält, die aus Iphigeniens Munde spricht:

— Die Unsterblichen lieben der Menschen
Weitverbreitete gute Geschlechter

Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anschaun
Eine Weile gönnen und lassen.

Alle Kreatur ist in dieß weite, gute Herz miteingeschlossen:

Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl gesollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Antheil an diesen Tagen.

Es wäre eine falsch moralisirende Auffassung, wollte man diesen heilsamen Ruck in unsers Dichters Leben sich nur als Werk einer Willens-Anspannung vorstellen. Schiller hat ihn wohl mitunter mahnen müssen, sich aufzuraffen, aber das Beste that einfach der Umgang, das stetig vor Augen gerückte Bild eines Mannes, der groß war, ein Dichter und und zugleich scharfer Denker und trotz dieser Schärfe unblasirt durch und durch. Es ist Goethe's ursprüngliche Natur, seine wahre Lebensstimmung, was wieder aufgieng, einfach ein Aufthauen. Diese Natur war optimistisch trotz alledem, trotzdem, daß es ihm selbst kein Schopenhauer gleichthut an Kenntniß und Erkenntniß der Höllenschlünde des Lebens. Ein leicht zirkulirendes Blut, heiteres Frankenblut, glücklicher, wohliger, sympathischer und sympathetischer Nerv, bestimmt, Dinge zu schreiben, bei denen es den Menschen wohl wird. Und dieser Nerv, dieß Blut war zusammen in Einem Mann mit der Gehirnregion, die so schrecklich hell in alles Teufelhafte der Menschheit hineinsah. Man kann nicht weiter, kann es nicht ergründen, es war eben so, kam nun eben

darauf an, wer Herr bleiben werde. Und nun ist dieß gute Blut wieder Herr.

Der Teufel hol das Menschengeschlecht!
Man möchte rasend werden!
Da nehm' ich mir so eifrig vor:
Will Niemand weiter sehen,
Will all das Volk Gott und sich selbst
Und dem Teufel überlassen!
Und kaum seh' ich ein Menschengesicht,
So hab' ich's wieder lieb.

Und mit diesem köstlichen Wort sind wir angelangt, wohin wir wollten. Mein Vorhaben ist, den Leser zu bitten, mit mir bei dem Bilde des heiteren Greises ruhend zu verweilen, wie es in den Sinnsprüchen vorliegt, die unter verschiedenen Überschriften: Parabolisch, Epigrammatisch, (Politica), Gott und die Welt, Sprüche in Reimen mit der Unterabtheilung: zahme Xenien, zusammengestellt sind; auf den westöstlichen Divan werden wir dabei auch hinüberzublicken haben. Dabei müssen wir uns beschränken, nur Weniges soll ausgehoben werden, das aber zum Zwecke genügen mag.

Die Liebe ist dem alten Knaben lang treu geblieben, ja Wertherisch schüttelt sie ihn noch einmal mit 73 Jahren; das ist wohl zum Lächeln, nur ja nicht zum Auslachen, höchst merkwürdiges, im Grund nur erfreuliches Kennzeichen einer Seele mit tüchtigem, dauerhaftem Naturgrund, übrigens ein kurzer Sturm, ein Windstoß. Es ist die „Suleika"-Liebe, um zehn Jahre früher, worin man den alternden Goethe so recht erkennt und so herzlich an seinem Bild sich erheitert.

So sollst du, muntrer Greis,
Dich nicht betrüben,
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirst du lieben.

Wer vermöchte die Mischung in dieser Nachblüthe des Gemüthslebens prosaisch in Begriffe zu fassen! Hier ist noch vigor, doch, obwohl man ein Selbsterlebniß durchfühlt, keine Rede von dem Stachel, der uns im vordern Theil unserer Betrachtung nicht gefallen wollte, — Leidenschaft ohne Leidenschaft, Frühling mit Herbst vereint, woraus noch eine Fülle anmuthvoller Lieder sproßt (der reizendsten eines das Kastanienlied), — Gegenwart und doch wie bloße Reminiszenz einer Gegenwart, Darinsein und Darüberschweben. So ist es auch mit dem Trunk: Weinseligkeit, Rausch ohne Rausch, symbolisch und doch ganz naiv symbolisch, grundlustig und doch wieder nur Sinnbild des Versenktsein in das All, des Verschwindens gemeinfreier Bewußtheit, einem Saadi, einem Hafis abgesehen, und doch frisches, eigenes Leben; das persisch-arabische Kostüm stört und entfremdet da und dort, hier aber kleidet es wie angegossen.

Wo ist die gefährliche Bitterkeit hingekommen? Wir haben es schon an dem liebenswürdigen Verse gesehen: „der Teufel hole“ u. s. w. Sie poltert und wettert in nicht wenigen dieser Sprüche, aber sie lacht schon im Poltern, der Stachel ist auch ihr abgebrochen. Sie poltert besonders auf die anmaßliche Jugend, aber:

„Sag nur, wie trägst du so behäglich
Der tollen Jugend anmaßliches Wesen?“
Fürwahr, sie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen.

Also Humor! Sich selbst an der Nase nehmen! Die Lustspiele aus Goethe's verbitterter Zeit waren humorlos; was er Komisches in jener Stimmung von sich gibt, ist Galgenhumor, Humor ohne Humor ist insbesondere das kophtische Lied; jetzt spielt der wahre, der freie Humor, dem die Rückbiegung des Bewußtseins auf die eigenen Schwächen in der lachenden Persönlichkeit zu Grunde liegt. Ich habe immer eine Herzensfreude gehabt an dem Vers, den man als bestes Motto für Sinn und Inhaltskern des ächten Humors betrachten kann:

Ich liebe mir den heitern Mann,
Am meisten unter meinen Gästen:
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

Die Liebenswürdigkeit des Sichselbstbelächelns! Auch die schönste gesellige Eigenschaft, während man den Ironiker, der nur Andere belächelt, nach Naivetät umspürt, um sie zu verspotten, aus jeder guten Gesellschaft hinausschmeißen sollte. Darin liegt denn eben die denkbar heiterste Auflösung der erdig schweren alten Bitterkeit; ganz frei weiß sich ja Keiner von dem „Gemeinen, das uns alle bändigt“; wer sich aber doch bewußt ist, daß er zugleich hoch darüber steht, mag es lächelnd bekennen; *was* er gesteht, erniedrigt ihn, *daß* er es gesteht, erhöht ihn, und so mag er grundschelmisch scherzen:

„Du gehst so freien Angesichts
Mit muntern, offnen Augen!“
Ihr tauget eben alle nichts,
Warum sollt' ich was taugen?

Ein andermal weiß sich der Dichter von der Last des traurigen Wissens um der Welt Blindheit und Unsinn dadurch befreit, daß er sie als Dichter vergegenständlicht und sich dadurch vom Leibe geschafft hat.

„Wie hast du an der Welt noch Lust,
Da Alles schon dir ist bewußt?"
Gar wohl! Das Dümmste, was geschicht,
Weil ich es weiß, betrübt mich nicht;
Mich könnte dieß und das betrüben,
Hätt' ich's nicht schon in Versen geschrieben.

Man erwäge, welches erleichternde Licht darin gegeben ist über das dunkle Bedenken, das uns Goethe's frühes Wissen um alle Schlechtigkeit der Welt erregt hat!

Und dazu nehmen wir als weitere und ganze Beruhigung über die Schwere der Kunst, die Menschenverachtung zu überwinden, die klare Einsicht in ihre Aufgabe, die aus den Worten spricht:

Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und nicht zu verachten.

Wir haben diese Herstellung der guten Goethe-Natur bis hieher halb nur wie ein Glück, wie einen Sieg des frohen, unverwüstlich hellen Temperaments aufgefaßt. Einen gar feinen, weichen Kern trägt ja in sich, wer sagen kann:

Zierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.

Es ist aber doch ja natürlich auch mehr als dieß, wir brauchen den Gesichtspunkt der Moral nicht zu scheuen;

es war unzweifelhaft auch Willensarbeit, sittliche That. Das leichtblütige Weltkind wußte doch gar wohl:

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer Knecht.

Goethe hat sich befohlen, hat den Egoismus besiegt, der am Ende doch die Wurzel der Verbitterung ist. Auch der Faust, der alle Illusion verflucht, sich, sein Selbst zur Welt erweitern und mit ihr scheitern will, ist noch Egoist, aber der Greis Goethe läßt ihn lernen, daß Dienen, dem Wohl eines Ganzen, des Ganzen dienen des Mannes Wahlspruch sein soll. Wir sind aber an den kleinen Sprüchen und führen für diesen Zusammenhang zuerst einen vom Verzeihen an, das ja Vorbedingung der Opferbereitheit ist, einen Spruch, in welchem nur die schlimmste Beschränktheit leichte Selbstabsolution finden könnte:

Fehlst du, laß dich's nicht betrüben,
Denn der Mangel führt zum Lieben,
Kannst dich nicht vom Fehl befrei'n,
Wirst du Andern gern verzeih'n.

Wer je hier eine Anwandlung von Mißverständniß fühlte, der lese:

Wem wohl das Glück die höchste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.

Und:

Ich Egoist! — Wenn ich's nicht besser wüßte!
Der Neid, das ist der Egoiste;

Und was ich auch für Wege geloffen,
Auf'm Neidpfad habt ihr mich nie getroffen.

Das Wohlwollen ist mehr als bloße Stimmung, mehr als gute Laune, ist Gefühl, das in seinem Grunde noch etwas ganz Anderes, als bloß Gefühl ist:

Lieb' und Leidenschaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig siegen.

Wohlwollen ist thätig und seine That, sein Wirken ist Verbinden, Einen:

Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort!
Verein' und leite! Beßrer Hort!

Aber der Akt der Brechung des Egoismus und die Menschenliebe genügt nicht; soll diese zum Thun und Walten übergehen, so will es auch ein Denken, ein Kennen der Stoffe, die gebunden, geleitet sein sollen, Denken über die Welt, Schatz von Lebensweisheit. Von Perlen dieses Schatzes wimmelt es in diesen Sprüchen. Einer ist darunter, ein wohlbekannter und doch von viel zu Wenigen beachteter; Jeder sollte ihn mit großen goldnen Lettern gedruckt an seinem Tisch aufhängen; er faßt das Wohlwollen und die Weisheit ineins; ich schreibe ihn nicht ab, mag ihn nur selbst aufsuchen, wem er je noch fremd ist, er steht am Schluß der vierten Abtheilung der zahmen Xenien, beginnt mit den Worten:

„Willst du dir ein gut Leben zimmern" —

und schließt:

„Mußt dich an eignem Thun ergetzen,
Was Andre thun, das wirst du schätzen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und das Übrige Gott überlassen!"

Man müßte wenig Begriff vom Ineinander der Ethik und Religion haben, wenn man nicht gern einsähe: dieß ist fromm, der Mann ist religiös. Wenn einer der Sprüche sagt:

Wer recht will thun immer und mit Lust,
Der hege wahre Lieb' in der Brust. —

so sagt ein anderer nur mit verschiedenen Worten dasselbe:

Wer Gott ahnet, ist hoch zu halten,
Denn er wird nie im Schlechten walten.

Dieser Geist, so warm er als Dichter sich in das Endliche versenkt, hat seine Heimath doch dort, woher er das Himmelslicht holte, das Endliche in's Unendliche zu heben:

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da.

Und nun nehme man die theoretische Seite dieses Dichtergeistes wieder hinzu. Von einem außerweltlichen Gott hat Goethe nie wissen wollen. Gott ist das Dasein, die Dinge erkennen heißt Gott erkennen, hat er ja frühe gesagt. Die späten Sprüche wissen es nicht anders. „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße" u. s. w., diese Gnome weiß jeder Gebildete auswendig und ebenso die manchen Strophen, welche Goethe's große Anschauung der Natur als

lebendiger Einheit, als aufsteigender Formen-Metamorphose in wechselnden, frischen und tiefen Wendungen aussprechen. Von da blicke man zurück auf den oben erwähnten Aufsatz „Die Natur". Es war Naturpantheismus. Hätte Goethe jetzt wieder einen ähnlichen geschrieben, er hätte ganz anders, er hätte explicite in das Eine Ganze den Geist eingeschlossen, der in der Natur hoch über der Natur seine ewigen sittlichen Ordnungen baut.

So durchklärt steht Goethe, der Greis vor uns, ähnlich — nach Abzug des Unterschieds der beiden Dichternaturen — dem gleichfalls nahezu verbitterten Shakespeare in seinem „Sturm". Als dieß Bild ist er uns geblieben und lebt in uns fort, wie auf silberner Wolke ruhig niedergelassen, überschauend mit durchdringendem und doch freundlichem Auge und mit dem Lächeln des Wohlwollens. Ein höchst bejahender Geist. Es ist etwas Alt-Parsisches in diesem, doch modernen Menschenkind: Lichtdienst, reine Freude am Sein, am tüchtig und gediegen Dasein. Das Leben fördern, weil das Leben gut ist: das ist seine Stimmung. Nur vorübergehend konnte ihn Ahriman verfinstern. Sonnig, sonnenhaft. Durch die schneidendste Negation, durch glühende Wallungen des Sinnlichen hindurchgegangen kehrt diese Natur zu ihrem Wesen zurück. Es ist in aller Kraft mild, sanft. Gott ist ihm wie dem Elias erschienen als starker Wind, als Erdbeben, als Feuer. Er ist ja nimmermehr bloß Dichter weichen Seelenlebens, er vermag die Seele in ihrer Tiefe furchtbar zu packen, zu schütteln; Beben, Schauer, Grausen steht in seiner Macht, ein Gorgonenhaupt kann er uns entgegenhalten. Doch schlägt er so tiefe Wunden nur um sie

mit linder Iphigenienhand zu heilen. Und er selbst hat gesagt, an einer ganzen Tragödie — man muß sich eine denken, die alle tragischen Schrecken entläßt, wie Richard III. und Macbeth — könnte er zu Grunde gehen. So bleibt er, wie er auch stürmen mag, dennoch ein weicher Geist und Gott erscheint ihm wahrhaft, er findet ihn wahrhaft wie der Prophet im stillen sanften Wehen. Bei den Worten im unvergänglichen und unvergleichlichen Mignonlied muß ich immer an den Dichter selbst denken:

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht —

Rede

bei der

Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshause

von

David Friedrich Strauß.

(Zum Gedächtniß von D. Fr. Str., Bonn, E. Strauß, 1884.)

Ich weiß, daß ich im Sinn der Anwesenden handle, wenn ich in ihrem Namen den Männern, die unter mancher Mühewaltung zu Stande gebracht haben, daß eine eherne Gedenktafel das Geburtshaus des Dahingegangenen ziert, herzlichen, tief verbundenen Dank sage.

Die Stunde fordert, daß wir das Bild dieses Mannes in seinen wesentlichen Zügen uns vor Augen führen. Lassen Sie mich gestehen, daß ich nur schwer mich entschlossen habe, hier zu sprechen. Gleich zum Anfang sei es bekannt; es wird gut sein, denn es befreit. Ein Schatten schien sich mir zwischen mich und den Entschluß zu stellen, ein Schatten mit Geistermienen, die mich als Sprecher nicht willkommen hießen. Ich nenne das Wort: Pflicht und darf hoffen, daß seine Blicke sich erhellen.

Verzeihung, daß ich diesen Nerv berühre und bloßlege! Nie hat mir jener Schatten das Licht getrübt, worin die lebendige Gestalt des Todten leuchtet und leuchten wird,

dessen wir heute gedenken inmitten der Stadt, wo er geboren, wo in der Stille seine Kräfte keimten und sproßten.

Seine geistige Hauptthat ist es, die in unserem Erinnerungsbild vorantreten soll. Strauß hat den Mythusbegriff, nachdem er ihn klarer gestellt, als er bis dahin gefaßt war, auf die Gesammtheit der Wunderberichte unserer Religionsurkunden angewendet. Von Manchen wird dieses Verdienst verkleinert. Der Gedanke, so liest man, sei klaren Geistern schon vorher nicht fern gewesen, das Wort sei einem Lessing, Herder, Schelling, Goethe, Schiller auf den Lippen gelegen, es sei also damit eben nichts Neues geleistet. Dieß ist ungerecht. Eine Entdeckung verliert dadurch nicht ihren Werth, daß sie vorbereitet ist. Entdecker ist, wer das lösende Wort spricht. Strauß ist Entdecker. Mit Einem Schlag hat uns sein Lichtgedanke aus einer peinlichen Alternative befreit; sie hieß: du mußt entweder in Widerspruch mit Vernunft und Erfahrung das unbedingte und allgemeine Walten des Naturgesetzes läugnen, dann sind die Wunderberichte der Bibel glaubwürdig, oder du erkennst es an, dann sind sie unwahr, betrügerisch, und vergeblich suchte man dieser zweiten Aufnahme durch eine Auslegungskunst sich zu entwinden, die zu zeigen sich mühte, es werden natürliche Vorgänge berichtet. Nein! du kannst das Naturgesetz anerkennen und diese Berichte dennoch ehren, denn sie sind der Ausfluß unabsichtlicher Dichtung: so lautet das erlösende Wort, das ist die hilfreiche Auskunft aus der peinlichen Wahl, der Schlüssel zum befreienden Ausweg. Will man dieß Kritik nennen: es sei, aber die Bezeichnung gelte in anderem, als dem gewöhnlichen Sinne. Man denkt bei dem

Worte gern an verneinendes, nur zersetzendes Thun. Eine Kritik, die so wohlthätiges Licht verbreitet, die aus einer so fruchtbaren Idee entspringt, ist bejahende, ist schaffende Kritik.

Der Entdecker ist aber hier zugleich der gründliche, scharfsinnige Gelehrte. Was Lessing geahnt, hat Strauß nicht nur deutlicher gedacht, sondern auch gründlich durchgeführt, hat mit den Mitteln ungemeinen Wissens, feinen, sicheren Blickes und Schlusses die Ansatzpunkte, die Keime aufgezeigt, Schritt für Schritt ihr Wachsthum verfolgt, aus denen die christlichen Mythen sich entwickelt haben. Der Werth der Gelehrsamkeit aber und des forschenden Scharfsinns bedarf wohl keines Fürworts.

Freilich, die Zeit ist nicht dazu angethan, das Verdienst dieser geistigen That zu würdigen. Der Staat bewegt sich auf der Linie des Zurückweichens vor dem systematisirten Wahn und seiner Herrschsucht. Die Stimmung der Mehrheit ist ungünstig. Von den blind Befangenen sei hier nicht die Rede; unter den Freieren sind die Einen undankbar; sie sagen: das weiß man, damit sind wir fertig; sie genießen die Resultate der Forschung und vergessen, mit welchen Mühen, unter welchen Kämpfen sie errungen sind. Die Andern sind feig aus Rücksicht. Noch Andere — und gerade die heller Sehenden — stimmen dem Ergebniß zu, aber besorgt um das Volk und sein Bedürfniß verlangen sie Geheimhaltung. Man solle den Glauben nicht stören, so warnen sie, bestehe doch die Krankheit unserer Zeit eben darin, daß ihr die Religion zu entschwinden drohe.

Ja wohl, ja wohl, der Mangel an Religion ist es,

woran unsere Zeit darniederliegt. Aber was ist Religion? Was ist ihr wesentlich, was nicht? Wir sagen den Gegnern: der Mythus ist Trübung der reinen Religion; Übertragung sinnlicher Vorstellungen in das Übersinnliche ist eure Meinung und Lehre. Die reine Religion ist das tiefe, durch Mark und Bein dringende Ur- und Grundgefühl des Verhältnisses zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen, das Gefühl, das uns sagt: du bist unendlich klein, bist ein Nichts, so lang du nicht als thätiges Glied, die Selbstsucht brechend, dem Ganzen dienst. Den Gegnern erscheint dieß kahl, öd, hohl; sie beschuldigen uns des entleerenden Raubs am Heiligen. In der That, wir stehen vor einem unendlich schweren Knoten, dessen Lösung nicht abzusehen ist. Zwei Sätze treten sich mit gleichem Anspruch auf Wahrheit gegenüber. Der eine sagt: in alle Zeit bedarf das Volk zur Religion eines Kreises von Bildern, die Symbole sind, Sinnbilder geahnter Wahrheiten, die aber der verwechselnden Phantasie nicht für Symbole, die ihr für Wirklichkeit gelten; auch Kunst und Dichtung können niemals diesen Bilderkreis entbehren, eine Welt von Motiven würde sie mit ihm verlieren. — Der andere lautet: in alle Zeit wird die Vernunft diese Verwechslung nicht dulden, wird und muß sie als Wahn hassen, muß diesen Wahn bekämpfen und verfolgen, wenn sie nicht sich selbst untreu werden, sich selbst verläugnen will; sie muß es wagen und setzte sie das Lebensglück daran, und Strauß *hat* es daran gesetzt. Und dieser Muth der Wahrheit: die Vernunft zählt ihn selbst zur Religion, und er ist auch Religion. Nachsichtig, schonend gegen die Schwachen, die unschuldig Blinden, unnachsichtig schneidig

gegen die Heger und Träger des Wahns, die es besser wissen könnten, ja besser wissen: so war Strauß, so war Lessing, dessen Gedanken er zur Reife durchgebildet hat und mit dem er brüderlich vereint im Reiche der Geister wandelt.

Wer wird ihn lösen, diesen Knoten? Kann er je gelöst werden? Wird ein neuer Luther kommen, ein Mann mit Luther's Herz und Muth und Geist, aber freier und weiter blickend und die Wege findend zu einer Religion für mündigere Geschlechter? Wir wissen es nicht, kein Auge durchdringt dieses Dunkel; wir wenden uns zurück zum hellen Bilde des Mannes, dessen Gedächtniß wir heute begehen.

Nicht auf das Eine, worin er sein Größtes gethan, war ja dieser Geist beschränkt, eine Fülle von Kräften, Richtungen des Interesses und Leistungen hat er in sich vereinigt. Er war Geschichtschreiber, hat als Biograph mit Künstlerhand runde Bilder von hervorragenden, im Leben der Völker, in der Bildungsgeschichte der Menschheit bedeutenden Männern hingestellt, darunter ein Werk der feinsten Ironie gegen verkehrtes Walten eines geistreichen Herrschers. Er hat thätig gewirkt für das Vaterland, die endliche Einigung Deutschlands war ihm heiliges Anliegen, Ziel nachhaltig feurigen Strebens. Gleich warm schlug sein Mannesherz für die Freiheitsrechte des Bürgers, für ein menschenwürdiges Dasein im Staate, aber nur um so energischer haßte und verabscheute diese vornehme und reinliche Seele die Verkehrung, die verwüstende Entstellung der Freiheit in Willkür. Die Wissenschaft pflegte er nicht in fachmäßig beschränktem Umfang, sondern in allen den Zweigen, die sich mit den letzten, höchsten Fragen näher berühren.

Nicht verschloß ihm dieß ernste Wollen und Denken die Pforte des Schönen. Genießend und forschend verweilte er mit voller Liebe in der Welt der Dichtung; er hat ihre Geschichte mit feinen, anziehenden Früchten seiner Studien bereichert. Auch für die bildende Kunst war Sinn und Neigung lebendig, seine Beiträge zur Kenntniß des Lebens und der Geistesart neuerer Meister sind unvergessen. Rührend innig hing sein Gefühl an der Tonkunst. Er hat auch selbst gedichtet — keinen Nathan, aber tief und schön Empfundenes, tief und schön Gedachtes, wohlgeformt in Vers und Sprache. Die Musen und Grazien haben den klassisch gebildeten Geist auf seinen Bahnen begleitet.

Im Leben war dieser strenge Mann mild, bescheiden wo der Stolz nicht hingehört, schlicht bürgerlich, pietätsvoll, warm durchdrungen von Sinn für Familie und Freundschaft. Das Eigenartige, das Naive war seines Gefallens sicher und die herb geschlossenen Lippen öffneten sich gerne zum Lächeln freundlichen Humors über die Schwächen der Menschen, die Gebrechen der Welt. Ja, so mischten sich die Elemente in ihm, daß die Natur aufstehen durfte und der Welt verkünden: „dieß war ein Mann, ein Mensch.“

Wenn es Größe ist, von bestimmtem, gesammeltem Mittelpunkt aus weiter und weiter streben, in größeren und größeren Kreisen die Grenzen der Individualität erweitern, nichts Menschliches sich fremd achten, so ist Größe ihm zuzuerkennen. Es gibt größere, aber er zählt unter den Großen.

Nicht völlig konnten die Gegensätze in ihm ausgeglichen sein. Geschlossene Kraft behält ihre Kanten, Entschiedenheit

ist auch Einseitigkeit. Man soll Niemand ohne Einschränkung loben; im Grabe selbst, wenn er noch reden könnte, würde ein rechter Mann Schmeichelei sich verbitten. — Charakter kann mit Charakter hart zusammenstoßen. — Nachsicht aber hat der Todte hiefür anzusprechen, Nachsicht auch sein Unglück, obwohl er es sokratisch mit antikem Schicksalsinn getragen hat. Größe bleibt dennoch Größe. Diesem Todten gebührt mehr als eine Gedenktafel, eine künftige Generation wird es, hoffen wir, ihm weihen: ein Monument.

Friedrich Schiller.*)

(Münchner Allgemeine Zeitung, 1885.)

„Das Buch ist ihm gewidmet, wie kann er unparteiisch urtheilen? — Sicher Patronatskritik!" Mancher wird so denken. Bedenkt der Manche aber auch, daß der Umstand der Widmung einen Beurtheiler, der Gewissen hat, leicht verführen könnte, streng bis zur Härte, ja Ungerechtigkeit vorzugehen? Freilich, eine Schwäche wäre dieß nicht minder als das Gegentheil: loben ohne Grund, Mängel beschönigen, einen Mann, der es nicht bedarf, als Schützling hätscheln aus Wohlgefühl empfangener Ehre. Furcht vor Mißdeutung soll so wenig zu schroffer Aburtheilung bestimmen, als persönliche Gunst zur unverdienten Lobpreisung, zur falschen Nachsicht verleiten. Freilich, man bleibt Mensch, man erliegt einmal einer Versuchung. Doch der Widerstand gegen dieselbe ist hier erleichtert: mit Strenge bis zur Härte, mit Schärfe bis zur Ungerechtigkeit sind im Urtheil über dieses Werk Andere vorausgegangen. Es wird Pflicht, der Kritik

*) Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen von Richard Weltrich. Stuttgart, Cotta, 1885.

zuzurufen: sachte! wenn sie so ihre Sichel führt; besorgte Rücksicht auf möglichen Verdacht der Parteilichkeit verstummt vor dieser Pflicht und gerechte Anerkennung darf reden, weil sie soll.

Es ist eine gewisse Eigenschaft dieses Buches, über die man stutzt, und auch ich habe — ich verhehle es nicht — darüber gestutzt: nennen wir sie Weitläufigkeit — nur ja nicht Breite, damit wäre von vornherein weit zu viel gesagt; denn mit diesem Wort verbindet sich ein Begriff geschwätziger Leere. — Theils zu gehäufte Stoffansammlung, theils zu viel und zu direkt hervortretende Reflexion, dieß ist zunächst der Eindruck. Man fragt sich befremdet: wie will der Verfasser fertig werden, wie, wenn er so oft und lang verweilt, zum Ziele gelangen? Was ist Alles noch zu thun, wie sollen da zwei Bände reichen! Also die Theile nicht im Verhältnisse zum Ganzen, also unkünstlerische Komposition, also kein Maßhalten, keine „bewußte Zucht"! Wo bleibt die Destillation, wo die Straffheit, wo die Ineinanderarbeitung von Darstellungsstoff und Urtheil, die gehaltene Objektivität, der stramme Haushalt, der Lapidarstil des echten Historikers? Zu oft der Apparat gezeigt, der in der runden Gestalt verhüllt sein sollte, zu oft die Studien offengelegt, die in ihren Ergebnissen schweigend verschwinden sollten; was als Glied sich einfügen sollte, als Exkurs aus dem Rahmen tretend — genug, schon übergenug des Vorwurfs!

Wer bestimmt das Größeverhältniß des Ganzen zum Theil? Einen Kanon, einen Proportionsschlüssel gibt es in geistiger Bildschöpfung nicht. Da ist es der Künstler, der das Maß zu bestimmen hat, also die Individualität. Aller-

dings nicht unbedingt. Nur dann wird man ihr vertrauen, daß sie hierin nicht willkürlich verfahre, wenn sie sich auch nach anderen Seiten als Individualität im guten Vollsinne des Wortes bewährt — im Vollsinne, wie das Wort „eigen" gemeint ist, wenn Schiller sagt: ein Recht hat jeder eigene Charakter. Eigenheit kann auch Grille sein, nicht diesen Sinn hat hier das Prädikat, oder — nun, die Sache ist nicht einfach, will näher, genauer betrachtet sein. Eigenheit: wir gebrauchen das Wort, intensiv genommen, von einer Natur, die sich aus der Menge dadurch hervorhebt, daß sie die allgemeinen in der Menschheit verbreiteten Kräfte nicht nur reicher als gewöhnlich in sich vereinigt, sondern auch über ihr Mittelmaß steigert, indem sie dieselben um einen hervorstechenden Einheitspunkt sammelt. Gewiß ist solche tüchtige Besonderheit auch Einseitigkeit, aber ihre Grenzen, ihre Mängel hängen mit ihren Tugenden zusammen und verlangen andere Beurtheilung, mindestens mehr Nachsicht, als Fehler, Schwächen, die sich in solche Beleuchtung nicht befassen. Wie wollen wir bei dem Verfasser diesen Einheitspunkt bezeichnen? Sagen wir einmal: Nachdenklichkeit, Zug zum nachdenklichen Verweilen, tiefes Bedürfniß, genau zu nehmen, nur ja nichts obenhin abzumachen, fein und sinnig einzugehen, den Verästelungen der Fäden in einer vorliegenden Frage auf's sorgfältigste nachzufolgen: dieser Zug muß sich jedem Leser aufdrängen, noch ehe er an die Stellen gelangt, wo ihm Skrupel aufsteigen, ob ein Theil des Ganzen nicht über Verhältniß angewachsen sei. Sittlich verbindet sich dieser Zug mit der äußersten Gewissenhaftigkeit; der Mann kann sich kaum genug thun im Suchen, um heraus-

zubringen, was wirklich gewesen, geschehen ist. Und nicht nur ein wahres, auch ein volles Kulturbild will er geben, es soll ausgiebig, es soll ganz sein, es darf nichts Wesentliches fehlen.

Damit ist diese Individualität lange nicht erschöpft, dadurch allein wäre sie ja noch keine reiche, wir haben im Verlaufe noch ganz andere Kräfte zu konstatiren; aber es ist der Grundzug, der zunächst vor Augen tritt, die Stimmung begründet, so daß zu sagen ist: man fühlt sich dadurch von vornherein bei solchem Manne geborgen, wohl aufgehoben. Nun, und wenn denn ein solcher ein und das andere Mal da oder dort länger verweilt, als uns angemessen erscheint, so fordert doch wohl die Gerechtigkeit, daß wir, ehe wir den Stab brechen, erst fragen, ob er nicht Gründe hat. Und zwar Gründe eben auch im Absehen auf das Ganze, also gerade eben kompositorische Gründe. Sie zu finden, soll der Leser sich besinnen, oder er wird ungerecht. Findet er keine oder nicht genügende, nun, dann mag er tadeln; irgendwen oder irgendetwas für vollkommen zu halten, das muthet ihm ja Niemand zu. Aber das muthet man ihm zu, daß er den Tadel mäßigt, wenn ein Theil vorliegt, der im Verhältniß zum Ganzen zwar ungerechtfertigt groß, aber an sich eine verdienstliche, feine Studie ist. Von Breite, Weitschweifigkeit, Willkür ist dann auf keinen Fall zu reden; der Werth des Theils stumpft billig die Spitze des Vorwurfs gegen Verhältnißmangel, verwehrt mindestens jede Bezeichnung, die auch nur entfernt an den Begriff der Leichtfertigkeit anklingt.

Wir gehen an Beispiele. Gewisse Partien, wo sich die

Frage erheben ließe, stellen wir zurück, weil sie unter noch ganz andere, erst aufzuführende Gesichtspunkte fallen, und beginnen mit der Studie über die deutschen Stämme, die allerdings durch ihren Umfang zu gedehnt erscheint. Aber könnte es nicht nur so scheinen, wenn man sie kurzweg am Endzwecke mißt? Zunächst ist man dem Verfasser dankbar, daß er in so verworrenen Fragen, wie über das Verhältniß von Schwaben und Alemannen, Franken, ihre Mischungen u. s. w., mit Hilfe ungemeinen Fleißes so sauber aufräumt. Doch das allein genügt nicht, man verlangt allerdings mehr Band mit dem eigentlichen Gegenstande der Biographie. Dieses Band aber ist unschwer zu errathen: die Studie soll, so erräth man, als Unterlage für spätere Bautheile dienen. Man hat Goethe als Norddeutschen angesprochen; Schiller flieht in's badische Land und findet hier andere Volksart als zu Hause; sein Schicksal führt ihn nach Sachsen, dann, wie Goethe, nach Thüringen — ist es nicht gegeben, daß einmal einläßlicher, als sonst geschieht, von Land und Leuten, Herkunft, Mischung, Naturell der Stämme die Rede werde?

Man könnte in der Charakteristik der Stämme eher vielleicht noch etwas vermissen. Im schwäbischen Wesen ist neben dem Knorrigen ein eigener Zug von Weichheit. Er herrscht in Hölderlin als Sehnsucht nach dem Griechenthum, man kennt ihn an Uhland, an Mörike; das Volk singt gern weiche, wehmüthige Lieder. Dieser Zug wäre als Vorbereitung auf das Sentimentale in Schiller wohl mehr hervorzuheben gewesen. Noch etwas Anderes: in Schiller's Dichtung ist auch ein Zug, der an romanische Art erinnert. Seine Neigung zur rhetorischen Antithese und hiemit zur

scharfen Gedankenzuspitzung klingt französisch an, seine Neigung zur feierlichen Pracht, zum pathetischen Hochton gemahnt ebenfalls französisch oder mehr noch spanisch. Doch darauf hinzuweisen, hat sich der Verfasser wohl auf spätere Abschnitte verspart. Engeren Gemüthern zum Troste sei da nebenher sogleich gesagt, daß sie nicht erschrecken dürfen: es ist in Schiller's Wesen dafür gesorgt, daß das Deutsche in ihm grundbestimmend bleibt, und in der Auffassung seines Biographen, daß er dieß nie vergißt, sondern durchaus kräftig zur Geltung bringt. Dieß nur nebenher, zu dieser Studie über die Stämme ist noch Allgemeineres zu bemerken. Es handelt sich um mehr als eine Forschung um des direkt nächsten Zweckes willen. Das Lehrfach des Verfassers ist Geographie; man ersieht, daß er es in dem höheren Sinne behandelt, welcher die Erdbeschreibung mit der Ethnographie verbindet, die Naturbedingtheit der Völker- und Stämmecharaktere mit der Kulturgeschichte tief und lebendig ineinsschaut. Dieser organische Blick erwärmt ihm die Seele für lebendige Einheit von Bildung und Natur — „nur der hat wahres Leben, in welchem der wirkliche, der konkrete Geist seines Volkes sich wiederkennt, sich selbst entbindet, dem Schaffen den Puls gibt." Die Völker sind ihm Naturwesen, Naturorganismen, schöpfen daraus Recht und Pflicht, sich als feste und selbständige Glieder im Völkerverkehr, im erstrebten Gemeinleben der Menschheit zu behaupten, und er bereitet sich so den Boden, das Richtige aufzustellen, wenn später vom Kosmopolitismus die Rede werden muß, wie solcher bekanntlich der einseitige Standpunkt der Geister im 18. Jahrhundert, auch Schiller's und Goethe's gewesen ist.

Wie die Völker, so denn auch innerhalb ihrer die Stämme. In keinem Volk unterscheiden sie sich wohl so scharf wie im deutschen; darin liegt unser geistiger Reichthum, wie auch das Hinderniß, das unsere Einigung so lang aufgehalten hat. Von jenem, vom Reichthum, sagt Weltrich das schöne Wort, wir werden, wenn der Individualismus unseres Stämmelebens im rechten Maße sich erhalte, im geistigen Wettkampf mit anderen Nationen dastehen, als wären wir nicht ein einziges Volk, sondern eine Gruppe von Völkern. Der schärfste Gegensatz ist der des Süd- und Norddeutschen. Er selbst ein fränkischer Süddeutscher, würdigt der Verfasser unparteiisch die Geistesart, die den nördlichen Stämmen ihre straffe Energie gibt und den preußischen Staat an die Spitze Deutschlands gestellt hat, aber er spricht den süddeutschen einen breiteren Antheil an den elementaren Grundzügen des deutschen Wesens zu und ermahnt, ihn zum Besten des Ganzen zu bewahren. — Wie wohl unsere Sprache nach hundert Jahren beschaffen sein wird? Die Süddeutschen, mehr am Dialekt hängend und ihn auch in das reine Deutsch stärker einmischend, werden allgemeineren Schliff der Sprache angenommen haben; schlimm, sehr schlimm, wenn dieß so weit gegangen sein wird, daß ihr volleres Naturgefühl der Sprache und sein Laut, sein Ausdruck verschliffen ist. Es ist zu besorgen, daß der schärfere Norddeutsche blutwenig von dem sich aneigne, was im südlichen Deutsch besser ist, der weichere Süddeutsche viel von dem, was im nördlichen Deutsch unrichtig ist. Schon hört man den einen und anderen Lieutenant bei uns sagen: mia, dia, Vata, Mutta.

Mit besonderer Liebe verweilt Weltrich bei Schiller's

Eltern. In den bisherigen Biographien ist wohl die rührend gute, zarte, feinsinnige Mutter aufmerksam bedacht, der Vater kommt mit ein paar Prädikaten weg, die den Umriß eines geistig beschränkten Biedermannes zurücklassen. Ich gestehe, daß auch ich bis dahin nicht viel mehr bei seinem Namen mir vorstellte. Es ist die bedächtig einläßliche Art des Verfassers, der wir es nun danken, daß statt der kargen paar Striche das volle Bild eines ebenso verständig hellen, als sittlich kerngesunden Mannes vor uns tritt; grundbürgerlich einfach, gestreng ohne häßliche Härte, fromm, brav, ausdauernd in wechselvollem Schicksal, ergreift er, zur Ruhe gesicherter Stellung gelangt, als seine Lieblingsbeschäftigung die Obstbaumpflege. Was für ihn gewinnt, ist nicht nur der offene, feine Natursinn in dieser Neigung; er verbindet damit den schönen Gemeinsinn, diese Gabe der Mutter Erde mit dem Gedanken des Volkswohls zusammenzufassen. Welchen Schwaben muß es nicht freuen, beim Anblick des Obstsegens im Lande sich sagen zu dürfen: dieß verdanken wir nicht zu kleinem Theile dem Vater Schiller's! Der Sohn hat noch andere Bäume gepflanzt, aber auch diese pflanzt man nicht ohne Natursinn; nicht nur Soldatenblut, straff mannhaft Wesen und Bravheit hat der Sohn vom Vater geerbt; im feuchtwarmen Baumgeruch, im Mitgefühl solchen saftigen Werdens hat der Knabe geathmet.

Mit einigen Sätzen verweilt Weltrich bei dem Umstand, daß Schiller in protestantischer Luft geboren ist und gelebt hat; schonend, doch treffend berührt er eine jetzt vielen Ohren mißtönige Saite. Schiller wie Goethe sind in katholischer Luft so undenkbar wie Calderon in protestantischer, Schiller

womöglich noch undenkbarer; ich dulde keine magischen Vermittler zwischen Gott und dem Gewissen, spricht jeder Zug an ihm. Doch nur scheinbar für oberflächlichen Blick ist Goethe laxer; wen solcher Blick täuschen könnte, der lese nur, wie er, Shakespeare mit Calderon vergleichend, jenen glücklich preist, daß er der Sohn protestantischer Eltern war.

Wir bleiben noch auf unserem Wege, also bei der Frage, an welchen Stellen sich der Verfasser etwa länger aufgehalten hat, als der Zweck es vorschrieb. Einen fertigen Billardspieler hörte ich einmal zu einem halbfertigen sagen: Sie spielen gut, aber Sie haben kein Dessin. Wir haben wohl so viel bereits gesehen, daß unser Biograph, auch wo man an seinem Dessin zweifeln kann, doch gut spielt, daß es aber auch am Dessin so sehr keineswegs fehlt, als es scheinen will. Das Bild vom Spiel hinkt freilich übel, wenn man all den Ernst dieser Arbeit im Auge behält. Der Ernst zeigt sich nun weiter in der Ausführlichkeit, womit Schiller's Bildungsgang behandelt ist, mit solcher Wucht, daß der Vorwurf des Mangels an Dessin doch nur an wenige Stellen sich heften kann. Nur dankbar wird man sein für den Fleiß, womit aller Stoff gesammelt und verarbeitet ist, um von der Karlsschule und ihrer Entwicklung aus der „militärischen Pflanzschule", von ihrem Gründer und Leiter, dem Herzog, ihren Lehrern, ihrem Unterrichts- und Erziehungssystem, von dem Leben der Schüler, wie sich darin die Charaktere entwickeln mußten, von den geistigen Faktoren, namentlich den Dichtern, die in der Entfaltung von Schiller's Genius außer und neben dem offiziellen Unterricht von wesentlichem Einfluß waren, ein Bild zu geben, das stufen-

weise sich zeichnet, mit satten und satteren Farben sich ausmalt. Von dem Urtheilsgehalt, der darin niedergelegt ist, soll nachher die Rede werden, jetzt haben wir noch die Fülle im Auge. So wenig möchten wir daran kritteln, daß wir sogar da und dort ein paar Pinselstriche mehr finden möchten. Schiller lernt Shakespeare kennen durch seinen Lehrer Abel, den liebenswürdigen Mann, der mir als Greis aus meiner Knabenzeit noch deutlich vor Augen steht. Weltrich bringt hier die bekannte Stelle aus der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst bei, worin Schiller davon spricht, wie Shakespeare durch seine unerbittliche Objektivität ihn abgestoßen habe; er fügt eine Bemerkung über die subjektive Art jugendlicher Auffassung bei. Der Zusammenhang brachte in jener Abhandlung es mit sich, daß nur diese Seite zur Sprache kam, nicht die positive. Shakespeare muß sogleich ganz gewaltig auf Schiller gewirkt, eine ganze Ladung anziehender Elektrizität muß er ihm schon mitten in der Abstoßung gegeben haben. Der Beweis liegt schlagend vor in den Räubern; sicher ist zu erwarten, daß der Verfasser weiterhin die Congenialität des deutschen Dichters mit dem größeren brittischen einläßlich besprechen wird, wie er denn schon in diesem ersten Drama den Verwandtschaftszug nicht unberührt läßt; aber derselbe war schon in der Darstellung des Entwicklungsganges in stärkeres Licht zu setzen.

Befriedigend ist die Zeitphilosophie charakterisirt, wie sie war, ehe das scharfe Messer Kant's eindrang und durchschnitt. Das dünne Licht der Aufklärung ist durch die englischen, französischen Freidenker, die deutsche Popularphilosophie ausgestreut und versendet seine lauliche Wärme:

Tugend, Vollkommenheit, Glückseligkeit sind die Schlagwörter, die Gefühle werden zergliedert ohne Tiefe. Zu zeigen, wie Rousseau zündet, dieß behält Weltrich der Besprechung der Räuber vor und leistet es an dieser, der rechten Stelle. Der jugendliche Schiller bewegt sich, wie natürlich, in dem Kreise der ungründlichen Begriffe, womit die Aufklärungszeit schaltete und woran sie sich erwärmte, aber ein Zug nach mehr Tiefe zeigt sich doch schon früh in ihm und es ist ein wesentliches Verdienst unserer Schrift, daß sie auf die Stärke der philosophischen Ader in seiner geistigen Organisation schon hier, zur rechten Zeit, aufmerksam macht. Dieß führt auf die Abhandlungen, die er in der Akademie geschrieben hat, namentlich die nur in einem — doch sehr interessanten — Bruchstück erhaltene erste: Philosophie der Physiologie. Es ist nur höchst verdienstlich, daß Weltrich hier gründlicher eingeht als alle bisherigen in diesem Punkte mehr oder minder flüchtigen Biographen. Er schildert den Stand des medizinischen Unterrichts in der Karlsschule, nennt die Lehrer in Anatomie, Osteologie, Physiologie, Pathologie, Therapie, Arzneiwissenschaft, spricht von den damals herrschenden physiologischen und pathologischen Ansichten, namentlich von Haller, und gibt dann den Hauptinhalt der Dissertation. Da ist denn höchst merkwürdig, zu sehen, wie der zwanzigjährige Schüler sich abmüht, einen Ausweg aus der Flachheit zu finden, die einfach voraussetzt, Leib und Seele seien schlechthin zwei und es gelte nur, ihre Wechselwirkungen zu erkennen. Er sucht ein Mittelglied, eine „Mittelkraft" zwischen Materie und Geist und nimmt aus Haller den Nervengeist zu Hilfe, der so lange seine Rolle auf dem

Felde zwischen Physiologie und Psychologie gespielt hat. An einer Stelle sagt er, vom empfindenden Nerv laufe dieses Fluidum zum Gehirn zurück und trage den erlittenen Druck am Sitze der Seele vor: „mag es nun sein, daß das Fluidum daselbst auf eine selbständig empfindende menschliche Monade trifft, oder daß nach göttlicher Anordnung der Druck des Fluidums, sobald es an seine bestimmte Stelle gelangt ist, die Seele verändert.“ Der Ausdruck Vortragen ist gut und dennoch geräth er gerade hier erst recht in den Dualismus, was für dieses junge Denken kein Vorwurf ist. Suchen wir nicht immer noch vergeblich? Wie wird, wo wird, so fragen wir, wenn das Räthsel des Sehens erklärt werden soll, wie oder wo wird das in die Krystall-Linse fallende, von der Netzhaut empfundene Bild zum seelisch wahrgenommenen Bilde, zur Vorstellung? Bedarf es noch einer weiteren Vermittlung, wenn doch Leib und Seele in der Wurzel Eines sind? Ist die Netzhaut diese Brücke, bedarf es noch einer weiteren Brücke? Es führt zu einem processus in infinitum. Nicht ein weiteres Organ muß folgen, sondern ein Akt des Gehirns, das eigentlich nicht Organ des Geistes, sondern geistig handelnde Materie zu nennen ist, die wir freilich in ihrer Aktion nicht beobachten können. Ist es ein Wunder, wenn der zwanzigjährige Akademiker sich da mit dem Nervengeiste zu helfen sucht und nicht mit ihm auskommt? Weltrich erkennt ganz, um welchen geheimnißvollen Punkt er sich hier bewegt und windet, ebenso aber, wie in diesem Winden der Philosoph sich offenbart, der neben dem Dichter in diesem Jüngling wohnt (man vergleiche namentlich die geistvoll wahre Stelle 272).

Wir folgen nicht weiter, die Abhandlung ist im Verlaufe nicht eben glücklich in Unterscheidungen und Terminologie, der Dichter neben dem Denker bricht in Bildern, in heftiger Rhetorik begreiflich nur zu lebhaft hervor; darum wurde der Druck verweigert, aber der Herzog erkennt besser als die Lehrer das Talent in seinem Zögling, und bei diesem Anlaß ist es, wo er in seiner Resolution sagt, es könne, wenn sein Feuer sich dämpfe und er fortfahre, fleißig zu sein, noch ein recht großes Subjektum aus ihm werden, und wo er in einem Privatbriefe vom vorzüglichen „Genie dieses jungen Mannes" spricht.

Ist nun diese Erörterung ein höchst dankenswerther Theil unserer Schrift, so müssen wir dennoch sagen, ihre Länge sei ein ökonomischer Fehler; 21 Seiten sind ein zu langer Aufenthalt. Man erkennt allerdings sehr gut, daß das Gegebene bereits ein wohldurchdachter Auszug aus höchst emsig gesammeltem Stoffe ist, und ein Auszug des Auszugs war äußerst schwer; dieß gebietet schlechthin, den Tadel nur schonend auszusprechen.

Weltrich knüpft die Bemerkung an, daß dem Geiste Schiller's sein Fachstudium nicht so äußerlich blieb, wie man in der Regel glaubt; dieß ist sehr richtig und bisher auch von gründlicher Urtheilenden zu wenig erkannt; philosophisch angelegt, mußte Schiller für die Seite der Medizin, die auf so tiefe Fragen führt, wie die Physiologie, ein gründliches Interesse fassen; an künftige praktische Ausübung wird er freilich nicht ohne Bangen und Zweifel gedacht haben.

Unter die Abschnitte, die zu lang gerathen sind, gehört die Untersuchung über die apokryphe Arbeit: Geschichte von

Württemberg bis 1740. Weltrich hat diese Frage in einem besonderen Aufsatze behandelt („Allg. Ztg." 30. Sept. 1884, Beil.); auf diesen durfte verwiesen werden. Hier immerhin möchte man wünschen: ein klein wenig Eisenbahnfieber!

Genug jetzt über diesen Punkt, die gewiß fälschlich sogenannte Breite! Es ist Zeit, einen anderen in's Auge zu fassen. Des strengen Historikers Art ist es, so wenig als möglich selbst zu reden, seine Gedanken, sein Urtheil knapp, konzis in die objektive Darstellung zu verflechten. Weltrich verfährt anders. Er bleibt stehen, er stellt Betrachtungen an, wendet sich dabei zum Leser, ihn einladend, mitzubetrachten, er gibt Rechenschaft über seinen Gang, Gründe für Unterbrechung, Aufschub u. s. w.; kurz, die Reflexion tritt gesondert heraus. Da ist denn leicht sagen: dieß ist nicht Technik, Methode des Geschichtschreibers. Gibt man der Individualität in dem Sinne, wie wir oben gethan, ihr Recht, so muß man auch ihr Verfahren gelten lassen, wenn — etwas Gutes dabei herauskommt, setzen wir überflüssig hinzu, denn das ist schon eingeschlossen, nachdem man unter Individualität nicht die willkürliche, eitle sich gedacht und den überall sichtbaren tiefen Ernst erkannt hat, welcher dieses Mißverständniß ausschließt. So heben sich heraus: Grundlinien historischer Betrachtung, eine gleich nach wenigen Erzählungsschritten eintretende Reflexion über das Verhältniß des kausal Bedingten und des schöpferisch Neuen im Genius großer Menschen, wie in ihnen eine Summirung geschichtlicher, gegebener Faktoren und doch ebenso sehr ein aus der Reihe heraustretendes Niedagewesenes erscheint, „vergleichbar jenen Momenten der tellurischen Schöpfungsge-

schichte, in denen sie unter dem günstigsten Zusammentreffen zeugender Bedingungen den ringenden Formen organischen Lebens die gewissermaßen definitive Gestalt, den höchstmöglichen Typus gab.“ Weltrich setzt hinzu, es sei nicht nothwendig, hierin etwas Mystisches zu suchen. Die Kautel wird wohl gegen diejenigen gerichtet sein, die nicht gelernt haben, mystisch im guten und im üblen Sinne zu unterscheiden. Eine jenseitige Geisterwelt annehmen, glauben, sie trete mit Aufhebung der Naturgesetze in das Diesseits herein und Auserwählte können sich geheimnißvoll mit ihr vermählen: dieß ist mystisch im üblen Sinn. Einen Einheitsquell alles Lebens annehmen, der sich nie ganz erforschen läßt, unter der Oberfläche, hinter den Unterscheidungen seichten Verstandes diese Tiefe suchen, staunend in sie blicken, staunend sie finden und verehren, wo ungewohnte Kräfte und Lichter emportauchen: dieß ist mystisch im guten Sinn. Schiller sucht, findet und bestaunt solche Tiefe und er selbst enthält solche Kräfte, wirft solche Lichter, solche Blitze. Die romantische Schule, das gute Mystische suchend und in das übel Mystische abirrend, hat Schiller seicht, plan, wasserklar gefunden. Man kann ja sagen, seine Dichtung sei vielfach heller, als Dichtung sein soll, aber wahrlich, sie ist es nur da und dort, sie ist mystisch wie jede echte Dichtung, wo immer sein wahres, ganzes Selbst in Wirkung tritt. Freilich vermögen auch die Geister, die aus dem Zentrum stammen, in das Zentrum blicken und zeigen, nicht alle Hemmnisse der Lebensbedingtheit zu überwinden, nicht ganz sich auszuleben, denn das Leben verlangt seinen Zoll: „die geistige, göttliche Kraft büßt die Verwirklichung in das Endliche und

Körperliche durch Trübung ihrer reinen Gestalt." Der Historiker, der beides, das Ursprüngliche, das reine Wollen und das begrenzte Vollbringen, in kontinuirlichen Vergleichen klar auseinander und zusammenhielte, gerade dieser würde „klar und leuchtend, ein Marmorbild, das Wesen des Geistes herausstellen, den inneren Bildner des Menschen, die freie, mit den Schlacken des Lebensprozesses nicht behaftete Seele."

Dieß ein Beispiel von des Verfassers nachdenklich verweilender, reflektirender Art. Der Leser mag sich nun entscheiden, wie er darüber richten will. Statt mancher anderer Beispiele sei noch angeführt, wie Weltrich bei der Frage innehält, was wohl aus Schiller geworden wäre, wenn er in anderer Schule erzogen worden wäre, wenn er zu anderer, zu unserer Zeit gelebt hätte, leben würde. Er zeigt, daß die Frage müßig ist, rügt mit Fug eine thörichte Bemerkung Du Bois-Reymond's über Goethe — derselbe wäre in jetziger Zeit wohl ein Reichstagsredner geworden — und eine ganz ähnliche von Ludwig Pfau über Shakespeare; man kann wieder einwenden, solches Einkehren in Seitenfragen sei nicht historischer Stil, aber es wird da so Gescheidtes gesagt über die organische Zusammengehörigkeit der Lebenserscheinungen einer Zeit, über die falsche Abstraktion in solchen „Wenn" und „Wäre", daß der Einwurf verstummt.

Soviel denn und wohl genug über Unrecht oder Recht des Verfassers in seinen Abweichungen von der straffen Linie der historischen Methode. Reichlich hat dieser Gang bereits Gelegenheit geboten, Werth oder Unwerth seines Urtheils kennen zu lernen, aber es ist Zeit, daß wir nun direkt nach dieser Seite uns umsehen.

Exaktheit ist jetzt die Losung. Heißt doch wohl: haarscharfe Richtigstellung des Sächlichen, des Stoffes. Sehr gut, aber wie steht es mit dem Urtheil? Fragt man danach mit demselben Nachdruck, wie nach dem Ameisen-Sinn und -Fleiß, der den Stoff aufsucht und zusammenträgt? Ist klaubender Sammeleifer bei dürftigem Urtheil in seiner Armuth erkannt oder nicht? Ich habe vom Famulus Wagner-Geist, wie er jetzt am Brett ist, Einiges gesagt in „Altes und Neues“ H. 3 S. 46 ff. und möchte mich nicht wiederholen, so stark auch die Versuchung ist. Ich will nicht ungerecht klagen: es fehlt uns nicht an Kräften, die da wissen, daß Stoffsammlung, Stoffsichtung nicht Stoffdurchdringung ist, daß Kenntnisse nicht Erkenntniß, angereihte Notizen mit kärglichem, schwachem Urtheil nicht Geschichte sind. Es kann kein Zweifel sein, wohin Weltrich zu stellen ist. Da ruht Alles auf eigener gewissenhafter Quellenforschung, aber dieses Buch ist kein Stoffbehälter ohne genügenden Magensaft, den Stoff zu verdauen. Fleiß und Geist stehen im Gleichgewicht, mögen sie auch nicht durchgängig zu Einem Gusse sich verschmolzen haben. Geist, Urtheil: diese Begriffe schließen Faktoren in sich oder setzen sie voraus, an die man eben nicht immer denkt, wenn man die Worte gebraucht. Einen dieser Faktoren wollen wir Nerv nennen. Wer irgend ein Kunstgebiet behandelt, bildende Kunst, Musik oder Poesie, ästhetisch oder historisch, und bringt dieses Etwas nicht mit, der würde besser thun, sich anderen Stoff zu suchen. Die seelische Sinnlichkeit, ohne die kein Künstler denkbar ist: auch ihm muß ein Theil davon zugewogen sein; braucht sie der Künstler zum Schaffen, er,

der Kritiker, der Historiker, braucht sie zum Auffassen des Geschaffenen. Niemand, der selbst nur einigen besitzt, wird unserem Buche absprechen, daß es Nerv hat. Es haucht. Wer das ihm nicht bald anfühlt, muß es ihm doch sicher anfühlen bei der ästhetisch-kritischen Betrachtung der Räuber, auf die wir noch eingehen werden. Und noch ein Faktor: Ethos; will sagen: Charakter mit Affekt, affectus strenuus, „Affekt der wackern Art“ (Kant). Wir meinen ein Feuer, das besonnene Abwägung, versteht sich, nicht ausschließt, einen Ernst, der warm das Gute und Große begrüßt, streng und gerecht das Schlechte richtet und doch auch billig ist und Nachsicht übt, wo sie am Platz ist. Wer die Beurtheilung des Herzogs Karl liest, die gehaltene Bemessung des Bestechenden und des Verabscheuungswerthen in seinem Despotismus, des Guten und des hohl Eiteln, des bloßen „Glanzlacks“ in seinen Erziehungsanstalten, des Schädlichen in ihrem System, diese Charakteristik, die ebenso gerecht aufzeigt, wofür Schiller ihm allerdings dankbar sein durfte, als auch ganz in die Stimmung versetzt, auf's Neue zu begreifen, aus welchem Flammenquell des sittlichen Grimms die Räuber und — die französische Revolution hervorstürzten, der wird nicht anstehen, unserem Biographen zuzuerkennen, daß er jenes Urtheil besitzt, das zugleich Gesinnung ist. — Vorübergehend sei hier die Frage über die soldatische Ordnung in der Karlsschule berührt. Nicht so stark möchte sie zu verwerfen sein, wo sie in besseren Grenzen bleibt, mindestens den harten Klausurzwang ausschließt. Wer in ähnlich straffer Disziplin aufgewachsen ist, wird läßlicher von ihr urtheilen. Man lernt Präzision. Auch hängt der besondere

Sinn Schiller's als Dichters für das eisern Mannhafte im Soldatenwesen damit so gut zusammen, wie damit, daß er schon von Geburt Soldatenkind war und nachher als Regimentsarzt im Dienste stramm gehalten und vom Rasseln der Muskete umgeben. Unter seinen Jugendgeschichten ist „Die Schlacht" vielleicht das beste. „Halt! und Regimenter fesselt das starre Kommando." Es ist auch etwas Schönes um den Befehl, der Massen beherrscht, wie der Wille das Glied am Leibe; Schiller kennt das. — Nicht leicht war die Aufgabe, ethischen Ernst und billige Nachsicht miteinander abzuwägen, wo von den akademischen Schmeichelreden Schiller's zu berichten war. Was den Jüngling entschuldigt, ist vor Allem die Gewalt, womit herrschende Sklavenstimmung der Zeit den Einzelnen, ja selbst den sonst braven Mann fortreißt. Weltrich gibt ein volles, brennendes Bild dieser Schmachsitte; sie war ja nicht unbekannt, hier lernt man sie mit Ekel in ihrer ganzen schnöden Nacktheit kennen. Weltrich tröstet mit den geistigen Befreiungsthaten der deutschen Nation. Die reale hat ein leidenschaftlicheres Volk vollzogen, dann wild blutig verwüstet und dennoch die Quader gelegt, worauf der moderne Rechtsstaat ruht. Es könnte dazu verleiten, über die Schattenseiten zu klagen, die auch in der Gegenwart den deutschen Gesetzessinn und Sinn der Diensttreue entstellen.

Wahr aber ist, daß Schiller's Räuber aus dem tiefen Feuerheerd des Lebens gequollen sind, der auch die große Revolution emporgeworfen hat. Die Würdigung dieses gewaltigen Wurfes ist der Höhepunkt der ersten Lieferung des Buches. Daß Weltrich die Geschichte der Entstehung

und die Beurtheilung des Drama's nicht in Einem Zuge gibt, sondern die erstere zweimal getrennt aufnimmt und dann die letztere, zusammengenommen mit dem Zeitpunkt der Herausgabe folgen läßt: dieß soll uns nicht zu den kritischen Fragen über seine Kompositionsweise zurückführen; der Grund dieser Theilung leuchtet ja von selbst ein: die Entstehung läuft durch mehrere Jahre, der Plan ändert sich parallel mit Lebensphasen des Dichters, dieß würde zu lästigen Wiederholungen führen, wenn man die Erlebnisse für sich verfolgen, dann bei dem Werden des Drama's auf dieselben zurückkommen wollte. So behandelt er denn zuerst die Aufnahme des Gedankens 1777 und die Quelle, die äußere und die innere, d. h. in der Zeitstimmung fließende, da Bruderzwist, Brudermord, Vaterfluch und Vatermord beliebtes Thema der Sturm- und Drangperiode war. Eine Familientragödie: darauf ist das Drama im ersten Stadium angelegt. Die Arbeit stockt über den medizinischen Studien, wird 1780 wieder aufgenommen; der Zwang der Schule, das Schauspiel des Despotismus umher hat die erstarkte Seele des Jünglings zu energischem Hasse gespannt, die Ideen der Zeit haben in ihr gezündet: jetzt wird das Thema geändert, der Schwerpunkt vom rein Menschlichen, Psychologischen auf das Soziale verlegt und das glühende Erz der Feuerseele in die Form gegossen.

Wir sind längst zu der Freiheit des Urtheils gelangt, uns durch die Rohheiten in diesem Drama nicht mehr in der Schätzung seines Werthes beirren zu lassen. Es versteht sich, daß auch Weltrich objektiv unbefangen zu diesen Jugendschlacken sich verhält, ebenso zu der Weltunerfahrenheit, die

sich dem Ganzen so leicht anfühlt. Was an einem Franz Moor Zerrbild ist, hält ihn nicht ab, die dämonische Kraft in der Zeichnung dieser Figur zu erkennen. Die Verzeichnung der Amalia in's männisch. Ungeheuerliche sollte aus tiefer innen liegender Schranke erklärt sein, sie rührt nicht bloß von jugendlicher Unkenntniß des anderen Geschlechtes; Schiller war auch in der Zeit der Reife ungleich schwächer in der Zeichnung des Weibes, als des Mannes. Es ist dieß ein Hauptpunkt, der in der Vergleichung mit Goethe hervorspringt; er führt zur Frage nach dem Talente für das Naive, und diese Frage ist höchst schwer und verwickelt. In gewissem Umkreis ist ja Schiller des Naiven ganz mächtig; man denke an Miller in Kabale und Liebe, an Wallenstein's Lager, an so manche Scenen in den Piccolomini, in Wallenstein's Tod; aber dieß sind Bilder des naiven Elements in Männern, das zart und edel Naive im Weib will unserem Dichter nicht gelingen. Doch der Verfasser wird ja, so ist sicher zu erwarten, später diesen Punkt zur Sprache bringen.

Dem Inhalt nach sind die Räuber Gefäß des empörten Freiheitsgeistes, der dramatischen Potenz nach Kraftbild voll Drang, Stoß und Schlag, und so schon dieser erste Wurf ein Vollzeugniß des Berufes für diese Form der Dichtung, der Katastrophe nach sind sie echt tragisch. Mit gleich viel Nerv und Tiefe bespricht Weltrich das Drama nach diesen verschiedenen Seiten. Man lese nach, was er zur ersten, zum Inhalt sagt (S. 363), wie er hier die schmerzvolle Fühlung des Dichters mit allem, was seine Zeit bewegt, zu innigem Verständniß bringt. Es ist nicht nur der heilige Zorn dieser einzelnen, dem Erziehungsdruck grollenden Seele,

der in den Räubern seinen Flamberg zückt, Schiller holt aus dem Zentrum, das Leiden eines Volkes, das Leiden von Völkern, das Leiden eines Jahrhunderts klagt aus ihm und zerhaut seine Ketten. Darin liegt das wild Erhabene dieses Jugendstückes; es wird nicht zu viel gesagt sein, wenn — das Unreife in der Jugendarbeit bei Seite gelassen — an die Urgewalt in einem Äschylus, Dante, Shakespeare, Michelangelo, Beethoven erinnert wird. Der Großheit des Gehaltes entspricht die zweite Seite: die packende, spannende, erschütternde Führung. Die Räuber sind so theatralisch wirksam, wie dramatisch von innen heraus; Alles in starken Strichen, „al fresco" sagt treffend der Verfasser. Da tritt Alles heraus, springt vor's Auge und schlägt den Nerv an. Der Zündkraft der Scenen entspricht das vulkanische Feuer der Sprache. — Nun die dritte Seite, natürlich im innersten Zusammenhang mit der ersten: Umschlag (Peripetie), Katastrophe. Da liegt ein schwieriger Knoten. Die Räuber haben pathologisch gewirkt. Weltrich sagt, dieß dürfe dem Dichter nicht aufgerechnet werden; seine Rechtfertigung sei die Nemesis, die über seinen Helden kommt, da er sein Unrecht, die ὕβρις erkennt und sich dem Gericht ausliefert. Er erinnert an Werther's Leiden: wie in den Räubern die Vermessenheit, mit Verbrecherhand Recht in der Welt schaffen zu wollen, so richtet hier der sentimentale Überschwang des Idealismus sich selbst: so unfähig, wie Werther, das Leben zu ertragen, kann man ja nicht leben. Nun aber liegt doch die Sache nicht einfach, sondern schwierig amphibolisch. Beide jugendlichen Dichter haben doch selbst pathologisch sich verhalten; im Schlusse dann haben sie sich allerdings befreit,

das Ende der Helden ist Besinnung, Freiwerdung, Selbstheilung des Dichters, sie schreiben sich die unfreie Leidenschaft vom Halse. Aber sie thun dieß eben erst unter dem Dichten, mehr instinktiv, als ganz klar; so schwankt das Zünglein der Wage zitternd hin und her zwischen dem Accent, der auf die Sympathie mit dem Helden, und dem, der auf seine Schuld und Verurtheilung fällt. Es ist ein So=eben; der Dichter stellt sich frei über seinen Helden; aber so eben hat er noch ganz mit ihm gestimmt, ist so eben noch er gewesen, noch feuerwarm von dieser Parteitheilnahme kommt er am Richterstuhle an und besteigt ihn. Allerdings ist zu sagen, daß Karl Moor oder in ihm der entflammte Dichter mit ungleich hellerer Erkenntniß sich selbst richtet als Werther; scheint doch dessen Selbstmord eine schöne That, eine Verurtheilung der Welt, nicht der inneren Verzärtlung; man muß dem nur erst ahnenden Dichter nachhelfen, um in ihr die Wahrheit zu finden, daß diese Verzärtlung, dieser Gefühlskultus zur Selbstzerstörung nothwendig führt; zwar klingt auch in den Räubern nachwirkend über den Schluß hinaus die vorhergehende Theilnahme des Dichters an der Leidenschaft seines Helden im Zuschauer fort und nach, aber trotzdem bleibt jenes freie Selbstgericht als Zeugniß für den Fortgang des Dichters zur Erkenntniß bestehen und hiemit gültig, was Weltrich sagt, daß in keinem späteren Stück Schiller's der Ausgleich zwischen Schuld und Sühne so immanent sich vollzieht wie hier. Den Demetrius nimmt er aus; wir erwarten, wie er dieß rechtfertigen wird.

Am besten im Anschluß an die Räuber, an ihre freiwillig und unfreiwillig komischen Partien ist noch zur Sprache

zu bringen, ob unser Biograph auch jenes Maß von Humor besitzt, das wir bei einem Dichterbiographen mit allem Grunde suchen. Der Enthusiasmus ist ja erstes Bedingniß; fehlt dazu sein Gegentheil, der Humor — die Ironie, wenn man das Wort richtig versteht — so wird es pathetisch hergehen, recht hübsch für junge Seelen und Halbbildung. Ist der Gegenstand überdieß ein pathetischer Dichter, so flackert dann Pathos mit Pathos zu einer die Philisterwelt bezaubernden Gasflamme zusammen. Die Jugend-Eseleien eines starken Talents sind auf der Folie der werdenden Größe nur doppelt ergötzlich. Wir erwarten also ein Lächeln auf den Lippen des Biographen. Und darin täuschen wir uns denn bei unserem Führer nicht. Nur an ein paar Stellen erscheint er ernster als nöthig. So bemerkt er zu jenem Schnauben und Stampfen Schiller's beim Dichten, wovon Streicher erzählt, ernsthaft sehr Richtiges über jene Entrückung der Dichterseele, welche Plato göttlichen Wahnsinn nennt, aber solche äußert sich hier denn doch in nicht wenig komischer Weise. Das sentimentale Freundschaftswesen in der Anstalt, diese Liebesbünde der jungen Seelen dürften, wiewohl in ihrer Quelle schön, auch mit mehr Humor behandelt sein. Die Elegie auf den frühzeitigen Tod J. Chr. Weckherlins wird nur ernst besprochen; freilich ist sie auch von dieser Seite zu fassen, weil merkwürdig durch den frühen Blick in die Grausamkeit des Naturzufalles, durch die Ablehnung gewohnter Trostgründe, durch den Glückwunsch zur Befreiung aus dem Gaukelspiel der leeren Scheinwelt; aber sie ist doch auch so ungeschickt und plump übertrieben in Vers und Ausdruck, daß sie mehr zu lachen gibt, als ernst zu be-

trachten: Das frühere Gedicht: „Leichenphantasie," wird freier beurtheilt, doch auch zu hoch genommen. Nicht aber fehlt der Humor in der Schilderung des wildfahrigen und eckigen Theaterspiels unseres jungen Akademikers und seiner bekannten Vernachlässigung des Äußern; auch wird uns der Spaß gegönnt, einige Lateinschnitzer in der Dissertation „Philosophie der Physiologie" angeführt zu lesen. Bei den Laura-Oden wird sich bestimmter zeigen, ob Weltrich für beide Seiten dieser Ergießungen jugendlicher Liebes-Ekstase gleich viel Auge hat: höchst lächerlich ist es ja, höchst linkisch und täppisch, wie der junge Mediziner der Geliebten unter rasenden Verzückungen von der Verwesung predigt, und von höchster Bedeutung gleichzeitig der frühe philosophische Ernst in der ungeheuren Taktlosigkeit.

Aeußerst schwere Aufgaben stehen nun noch vor dem Verfasser. Man darf sagen: eine Lebensbeschreibung Schiller's, die wirklich zugleich Urtheil sein soll, stellt sich tief verwickelte Fragen. Da ist — um nur die wichtigsten herauszugreifen — die Frage über das Verhältniß der jahrelangen Beschäftigung mit der Geschichte zu Schiller's Dichterberuf; sie ist bisher, scheint mir, noch nicht hinreichend, weil meist nur negativ, beantwortet. Schiller theilt im Unterschied von Goethe mit Shakespeare das poetische Organ für politischen Stoff, und dieses Organ wollte seine Zeit haben, sich Nahrung zu schaffen. Weit, weit schwieriger ist die Frage über seine philosophischen Studien, vielmehr tiefer: über den Philosophen Schiller im Dichter Schiller. Es fehlt ja nicht an Vorarbeiten: schon der alte Hoffmeister hat ehrlich das Seine geleistet, Kuno Fischer, Tomaschek, Überweg, Twesten

sind bedeutende Stützen; aber der Biograph muß eben von sich aus verstehen, selbst eindringen. Warum und wie weit ist Kant unserem Dichter homogen? wie weit ihm — eben als Dichter — heterogen? Wie und wo findet Schiller in Kant selbst die offene Stelle, um über ihn, über seinen Dualismus hinaus in jene Einheit zu streben, die des Dichters Heimath ist? Wie und warum weist der gewisse Mangel in Schiller's Schicksal-Idee auf Kant'sche Prämissen zurück? Dieß sei nur flüchtig angedeutet; es führt da natürlich Alles auf die verwickelte Mischung in Schiller's Kräften. Sein dichterischer Puls ist intermittirend. Wo spricht aus dem Dichter der Philosoph heraus, wo der Rhetor? Wo ist der Rhetor mächtig großer Redner, wo mehr nur virtuoser? Wo der Künstler mehr denkend im Komponiren als lebenswahr im Ausfüllen? Wo weicht die hohe Naivetät der Sentimentalität? Wo wird er blaß lila, wo aber wieder königlich purpurroth, feierlich schwarz? Oder: wo kommt jenes gewisse Sausen von oben über ihn — numine afflatus — so recht erinnernd an die Schöpfungsbilder des Michel Angelo an der Decke der Sixtina? Eine andere Frage: wie ist von der Wendung zum Klassizismus zu urtheilen, von der schließlich ganz entschiedenen nämlich, die sich im Umgang mit Goethe vollzieht? Wie weit ist sie Heil, wie weit doch auch Schaden? Wie viel oder wie wenig Recht hat also gegen Schiller der Kampf der Romantiker? Wo zeigt sich, daß diejenige Kraft des Konkreten, die in der Wallenstein-Trilogie stellenweise lebt, aus dem Allzuviel des Klassizismus wieder hervortaucht?

Wie oft man aber durch Schillers Betrachtung zu solchen

verschlungenen Denkaufgaben geführt, wie schwierig es für den Biographen wird, ihre Lösung in das Bild des geschichtlichen Ganges zu verweben: Eines bleibt immer unzweifelhaft, springt stets auf's Neue in die Augen, hebt hoch über alle Bedenken und muß ebenso aus dem biographischen Bild hervorspringen: es ist ein Etwas, wofür der Ausdruck Schwung nicht ausreichen will, weil er so oft nur obenhin gebraucht wird. Ich weiß keinen besseren als den Schlußvers der Kantate, die Ed. Mörike 1839 zur Enthüllung des Schiller-Denkmals gedichtet hat:

„Doch stille! Horch! Zu feierlichem Lauschen
Verstummt mit Eins der Festgesang:
Wir hörten deines Adlerfittigs Rauschen
Und deines Bogens starken Klang!"

Dieses Etwas gibt ihm die Großheit. Es ist der weltweite, urmächtige Gehalt in Geist und Brust, aber nicht getrennt von der Gewalt der Form, er reißt sie mit hinauf, streckt sie zum hohen Stil.

Genug der Deute auf das Feld, das vor uns, vor dem Verfasser liegt. Man darf vertrauen, daß er mit festem Schritt es abschreiten wird. Man hat bei ihm, so sagten wir uns, das Gefühl, wohl geborgen zu sein. Es hat zur Grundlage den Eindruck der großen Gewissenhaftigkeit, der Ehrlichkeit, die sich kaum genug thun kann; da nur gerade von ihr der viel verweilende Gang herrührt, so verzeiht man ihm gern. Er wird in der Kunst der Oekonomie fortschreiten. Es geschieht Größeren, ja den Größten leicht, daß sie in ein erstes Werk zu viel hineingeben, es überfruchten;

strengerer Haushalt lernt sich. Nachdenklichkeit: so haben wir einen Grundzug des Buches genannt; sie kommt aus eigen fein organisirter Intelligenz. Diese aber steht hier im Gleichgewicht mit Wärme. Es geht ein Brustton durch, der dem Buch das Herz gewinnt. Ein Buch ist doch auch ein Mensch, ein Mann. Bravheit: dieses Prädikat könnte Armuthszeugniß für eine geistleere Arbeit sein, für eine gehaltvolle und gedankenreiche hat es ja wohl andere Bedeutung.

Der Stil, eben durch die Nachdenklichkeit da und dort die Sätze überfüllend, befreit sich, wo der Verfasser aus durchwandertem Dickicht in's Offene gelangt, aus der gelüfteten Brust das ganze Innere, Gedanken und berechtigten Affekt vereinigt reden lassen darf. Auf einige überflüssige Fremdwörter (z. B. Caprice, Carrière, Sujet, Echauffement) bin ich gestoßen und bringe dieß, obwohl es nicht viele sind, zur Sprache, weil es Pflicht ist, bei jeder Gelegenheit — obwohl ohne Fanatismus (ach! selbst ein Fremdwort) also: Übereifer — gegen ein Laster zu kämpfen, das uns die Bemerkung eines Franzosen eingetragen hat: „wir lernen die Verachtung der deutschen Sprache von den Deutschen.“

Eine höchst gelungene Photographie der Dannecker'schen Büste schmückt das wohlausgestattete Buch; Mark der Gedanken, Mark der Mannheit spricht aus jedem Zug; wir hoffen und glauben, daß im Worte so vollendet wie im Marmor dieses ehrwürdige Haupt am Schlusse der großen Arbeit vor uns aufleuchten wird. Urtheilschärfe ohne Wohlstimmung mag vielleicht mißlaunisch den bedächtigen Meißelschlägen des geistigen Bildners zusehen, nicht schnell abur-

theilender, ruhig zusammenfassender Einblick wird mit steigender Befriedigung ihnen folgen und sich sagen: Schiller hat seinen Mann gefunden. Unsere Literatur ist durch ein Hauptwerk bereichert.

Griechische Frühlingstage.*)

(Vom Fels zum Meer, 1886.)

Hat man ein Recht zur Anzeige eines Buchs, wenn man von seinem Inhalt durch und durch subjektiv berührt ist, weil es Seite für Seite eigene theure Erinnerungen weckt? Wird man da nicht befangen sein im günstigen Sinne, zu unfrei, um Kritik zu üben? — Der Duft der Früchte, die auf griechischen Märkten feilstehen, der Blumen im Pflanzengewirr griechischer Thäler schwebt aus diesen Blättern mir entgegen; das Alogon (Pferd) steht gesattelt, der Agogiat mahnt aufzusteigen, es geht vorwärts im Sonnenbrand über Berg und Thal, die Ziza (Holzflasche) am Sattel, sie ist mit Krasi, dem mit Pinienharz versetzten Weine, gefüllt; man hält am Chani mit der Aussicht auf Nachtlager ohne Bett, auf der lieben Gotteserde. Was ich nicht finde im Buch, ist die bewaffnete Begleitung des Chorophylax (Landwächter, Gendarm); sie thut nicht mehr noth, wie meiner Zeit, wo deren zwei auf Tritt und Schritt zur Bewachung vor blutigen Räubern uns folgen mußten. Anschauungen wunderbarer Art lohnen die Mühen des

*) Eduard Engel, Griechische Frühlingstage. 1886.

heißen Rittes. Der Traum unserer Knaben- und Jünglingszeit, die stille, tiefe Liebe unseres Mannesalters, das hohe Bild, das aus grauer Vorzeit zu den Völkern herüberleuchtet, am Strahl der Schönheit sie zur Menschlichkeit erziehend, — es ist kein bloßes Traumbild: Olympia, Argos, Mykenä, Korinth, Athen und die Akropolis, Marathon, Eleusis, Delphi, die Thermopylen, sie *sind*, sind in Trümmern, aber die Trümmer werden lebendig und zeugen. Der Deutsche, dessen Buch mir diese Erinnerungen weckt, kennt sie, die Spannung, die heilige Angst, womit man solchen ewigen Stätten sich nähert, kennt das entzückte Staunen, wenn der Traum dem suchenden Auge zu Wahrheit wird. „Denk' ich an jenen Morgen im Peloponnes, so überfällt mich noch jetzt immer dasselbe Gefühl wie damals: mir ist, als wär' ich noch nie, gar nie in Olympia und weiter darüber hinaus gewesen, und mein Herz empfindet, mit eigener Kunst des Vergessens, noch die Schauer der neugierigen, ahnungsvollen Ängstlichkeit, mit der man die ersten Schritte, mutterseelenallein, in das fremde Land hinein thut. Nicht Angst vor Gefahren und Beschwerden. Hätte ich sie je zuvor gehabt, so säße ich zu Hause oder wandelte die Leipziger Straße in Berlin entlang. Aber wie eine Angst vor dem Gewaltigen, das mir bevorstand: man geht nicht Olympia, Ithome, Sparta, Mykenä entgegen, wie irgend welchen berühmten Stätten der Schweiz oder Tirols." — Der Verfasser erzählt, wie er von Eleusis her kommend, Salamis vorüber, Athen zu reist und die Akropolis auftauchen sieht. Dasselbe Gefühl befällt ihn: diese Stätten waren ihm versunkne, nur in den Tiefen der Erinnerung bewahrte Schätze

gewesen, und siehe, sie sind, wirklich, die Vergangenheit wird Gegenwart, ja noch viel schöner, als Phantasie sich gedacht; obwohl die Werke der Menschenhand in Trümmern, stehen sie da im goldenen Lichte der Sonne, die einst den Marathonhelden, die dem Perikles, dem Phidias geleuchtet. In Athen angekommen, weiht er seine Stunden am liebsten der Akropolis und genießt dort oben das Glück, daß kein Zudrang moderner Menschengesichter, wie in Museen und Gallerien, die schöne Einsamkeit stört und der Straßenlärm des neuen Athens unvernommen an den Felsen brandet, auf denen hoch die alten Tempel ragen.

„Alles Schönste aus Athens Kunstblüthe steht auf diesem einen Museumberge, unter Gottes freiem Himmel, umleuchtet von einem Glanz, der so verklärend, so unirdisch nirgends in der Welt mehr zu schauen ist. Die ätherleichte Luft, die einsame Stille und die tiefe Sättigung alles Denkens und Fühlens verleiht einem Kräfte des Leibes und der Seele, die man an sich sonst nicht gekannt hat. Man sieht mit ruhigem Blick: kein Gaffen wie auf die Reihen an Reihen der Bilder in den Galeriestädten. Hier ist nicht der Raub aller Länder zusammengeschleppt und in dumpfigen Sälen zur Schau gestellt, das Größte neben das Dürftigste. Nein, dieß ist ein Stück wirklichen Kunstlebens auf kleinem Raum, das Leben eines uns theuren Volkes auf seiner höchsten Entwicklungsstufe, — nicht „aufgestellt“ von Museumsdirektoren, sondern stehen geblieben, wie es aus dem Geiste des Volkes auf seiner heiligen Stätte emporgewachsen ist. — Und dann das wundersame Gefühl: mit demselben Auge der Bewunderung haben auf diese Säulen auch alle jene Männer ge-

blickt, deren Namen schon eine Fluth großer und guter Erinnerungen weckt. Es haftet an den Tempeln und Thoren noch wie ein Duft, wie ein Athemhauch lebender Menschen aus dem Blütejahrhundert der Kunst." Dieß ist jedem aus der Seele gesprochen, der, kundig des Alterthums, mit lebendigen Sinnen Hellas besucht hat; jeder wird so dem Buche gewonnen sein, weil er der eigenen Stimmung begegnet. Doch man kann sagen, dieß Begegnen begründe noch kein gegenständliches Urtheil, die Frage sei, ob ein Buch auch den gewinne, der nicht ebenso selbst erlebt hat wie der Verfasser, der ihm also nicht mit eigener theurer Erinnerung entgegenkommt, — die Werthprobe sei, ob er die vielen gewinnt, die ihm solche Gemeinsamkeit nicht entgegenbringen.

Wäre das Buch nur für Gelehrte bestimmt, so müßten wir die Werthprobe anders bezeichnen. Es ist allerdings auch für Gelehrte, aber nicht für Gelehrte allein, nicht für Gelehrte bloß als solche. Als solche müßten sie einfach nur nach Wahrheit, nach Richtigkeit sehen. Das Wissen des Verfassers, die Frage nach der Richtigkeit seiner Beobachtungen und Urtheile wird uns, versteht sich, nicht unbeachtet zur Seite liegen bleiben, aber was vor Allem zu sagen ist: er reist als Mensch, als ganzer Mensch. Und da ist kein Zweifel: wer nur mit offener Seele und offenem innerem Auge liest, der muß angezogen, erwärmt, gefesselt werden so gut wie der, der die intime Sympathie des gleichmäßig Selbsterlebten hinzubringt. Liebe begegnet Liebe. Die Griechen werden sich beeilen, dieß Buch zu übersetzen, ein Liebender macht Propaganda für ihr Land und Volk, für ihre Vergangenheit in ihrer Gegenwart. Verschönert er

etwan auch mit dem Auge der Liebe: es gibt sich doch sicher zu erkennen, daß er kein verliebter Narr ist, sondern von jenen einer, die uns begierig machen, seine Geliebte kennen zu lernen. — Dieß Buch ist sonnig, eine Wohlstimmung geht hindurch, die sich unwiderstehlich dem Leser mittheilt. Auf der ersten Seite schon sieht man, daß dieser Reisende die Fahrt mit dem Vorsatz angetreten hat: ich will mir die Laune nicht trüben lassen, keine dunkle Brille tragen. Er eifert mehr als einmal gegen Schwarzseher wie Vierordt, der in der Münchener Allgemeinen Zeitung so viel Galle gegen Griechenland ausgeleert hat, gegen böswillige Voreingenommenheit wie bei einem Tissot, dem Verleumder Deutschlands, gegen die Touristenhast und Leckerei, die nur mit Wirthen, Kellnern, Hausknechten, Eisenbahn- und Zollbeamten und Museumsdienern in Berührung kommt und danach sich herausnimmt, ein Land zu schildern, er will unter das Volk gehen und hat daher die neugriechische Sprache so gut gelernt, daß er schon in den ersten Tagen im Verkehr ganz leidlich durchkommt. Aber die Hauptsache, er bringt mehr mit als jenen Vorsatz, sich nicht verstimmen zu lassen — da wäre es ihm doch nur um sich selbst zu thun, — er bringt Wohlwollen mit — und welches Volk muß nicht wünschen, daß der Fremde, der es kennen lernen will, mit dem Auge des Wohlwollens sieht? Und welches Volk darf es nicht verlangen? Man denkt an Goethe, an die Unbefangenheit, womit er in Italien reiste, in merkwürdigem Unterschied von Herder, der wohl auch freudig staunte, aber mehr noch sich ärgerte, — des gewissen Nicolai nicht zu gedenken, der in Italien nur Berlin suchte und es

überall schlecht fand. Goethe sah scharf genug, um alle faulen Flecken der Zustände zu erkennen; das vierte der Venetianischen Epigramme allein schon beweist es; aber er ließ sich die Stimmung nicht trüben und that recht.

Wir verlangen Sächlichkeit von einer Reisebeschreibung. Aber die Sachen wollen recht gesehen sein, und das will einen richtigen Menschen. Ein Buch ist ein Mensch, ein Buch ist ein Charakter, — kann freilich auch ein Charakter sein, wie man das Wort gebraucht, wenn man vom Charakter der Charakterlosigkeit spricht. Hier ist ein richtiger Mensch, ein Charakter im rechten Sinn, frisch, einfach, unbefangen, gut, gut mit allem Volk, Mensch mit Menschen, nicht blind gegen Gebrechen, aber mit Humor gewaffnet, daß Dornen der Verstimmung nicht zu tief gehen. Zugleich bringt er gute Muskeln und Knochen mit, wie man sie braucht, wenn man die Dinge in der Nähe sehen will, er ist rüstig und ausdauernd, geht zum Staunen der Griechen gern zu Fuß, mit leichtem Gepäck über Stock und Stein in Sonnengluth; gleich zu Anfang erträgt er auf der Fahrt von Korfu nach Leukas, mit einem Bataillon Soldaten auf einem Dampfer zusammengepfercht, leichten Muthes eine wilde Sturmnacht, er wagt auf kleinem Segelschiff eine höchst sturmbedrohte Fahrt von Zante nach Elis, Ströme, wie den jähen Rufias, durchreitet er ohne Zagen. Ihm ist wohl bei Landvolk von patriarchischen Sitten, er ist dankbar für das karge Mahl, das gastfreundliche Armuth bietet. Sein Geschmack ist kerngesund unmodern, es beglückt ihn, wandern zu können, wo es noch keine Fabriken, noch kein Proletariat gibt, es freut ihn, daß der Grieche Fabrikarbeit scheut; er

unterhält sich mit einem mainotischen Hirten, der nicht weiß, was eine Eisenbahn ist, keine Uhr besitzt und — „Glück über Glück! er hat noch keine Zeitung gelesen, er ist ganz unwissend in Allem, was sich aus Büchern lernen läßt; wer ihn aber dumm nennt, diesen ‚König der Berge‘, der irrt sich. Was sich nicht aus Büchern lernen läßt, das weiß er so gut oder besser, als wir überklugen Menschen mit gelähmten Augen und abgestumpften anderen Sinnen". Gastlichkeit hat er in den ersten Tagen schon erfahren, auf Weg und Steg grüßt der Wanderer den Wanderer, in gerührter Erinnerung an jene, erfreut durch diese gute alte Sitte sagt er: „noch ist diesem ‚zurückgebliebenen‘ Volke die höchste Weisheit, daß Mensch dem Menschen hilfreich begegnen soll, nicht abkultivirt worden, und 20 Jahre gebe ich ihm noch Frist, bis das geschehen wird." — Es kommt mir bei der ersten dieser Stellen in Erinnerung, was mir ein Wirth in einem abgelegenen Apenninendorf einmal zur Antwort gab, als ich ihm mit Bildungsselbstgefühl rühmte, bei uns könne jeder Bauer lesen und schreiben; „dunque saranno tutti dottori?“ sagte er mit spöttlichem Blick und Ton und meinte, ich solle nur mit dem nächsten besten Bauern unterwegs ein Gespräch anknüpfen und ich werde finden, „quanto bene sa ragionare.“ — Im Peloponnes macht Kalamata eine Ausnahme von der Fabrikscheue. „Sollte man demnächst hören, daß hier ein Herd weiblicher Entsittlichung, vielleicht gar der Keim zu einem griechischen Proletariat und zur Sozialdemokratie sich entwickelt habe, so möge man die herrlichen Dampfspinnereien nicht vergessen! Leider gibt es selbst unter den Griechen Kurzsichtige genug, welche um jeden Preis ihr

schönes, auf die Kultur des Bodens hingewiesenes Vaterland in das Rädersausen der Maschinenindustrie hineinzerren, eine ‚blühende Industrie‘ schaffen möchten. Wenn sie die Oberhand kriegen, so kann es kommen, daß in den Ausfuhrlisten so und so viele Millionen Drachmen für Seide, Baumwolle, Eisenwaren erscheinen. Um dieselbe Zeit wird man auch anfangen müssen, eine Statistik über die Zahl der unehelichen Kinder aufzunehmen, die jetzt überflüssig ist, und besondere Verordnungen zu erlassen zur Überwachung des Dirnenwesens. Erst dann wird Europa Griechenland für ein ebenbürtiges Kulturland ansehen. Hoffentlich sind dann alle, die Griechenland lieben, so wie es ist, todt, um solche Greuel nicht mit ansehen zu müssen.“

Es ist wohl keiner unter den Lesern dieser Zeilen, dem man erst sagen müßte, wie sehr gut wir alle wissen, daß man dem Rad des Kulturganges nicht in die Speichen fallen kann, daß die Kultur mit den Giften, die sie nothwendig mit sich führt, auch ihre Gegengifte erzeugt, daß man die Finsterlinge zu Kameraden bekommt, wenn man mit ganzem bitterem Ernste in der Verwünschung des Doppelwesens aus Lichtgeist und Teufel verharrt, das wir Kultur nennen. Aber die Liebe zur schönen Einfalt unverdorbener Menschennatur muß ihre Stunden haben, man muß ihr die Stunden lassen und gönnen, wo sie ihren Zorn gegen die Gifte der Kultur loswettert. Wer wäre so dumpf, zu verkennen, was wir den Eisenbahnen verdanken, und wer so stumpf, es nicht zu fühlen, was sie verderben, wenn er zusehen muß, wie sie dem stillen Gebirgsthal, wo es noch Unschuld gab, mit dem Touristenvolk die Verführung zu-

schicken, wenn ihr schriller Pfiff ihm sagt: du lebst in einer Zeit, wo Alles hetzt, Alles jagt und der stillen Sammlung des Geistes bald keine Minute mehr bleibt?

Frische Sinne und frische Seele: damit ist schon gesagt, daß unser Reisender die Kraft der Anschauung mitbringt, ohne welche selbst griechische Natur, griechischer Boden und Himmel dem Auge todt und bildlos bleibt — doppelt, da hier so viel Land noch unbebaut, wild und wüst liegt. Man muß wie Rottmann sehen, wenn man Griechenland verstehen will, man muß im entwaldeten Gebirge den Wohllaut der Linie, in der verbrannten Ebene, im versumpften Thale die malerischen Reize finden und genießen und dieß künstlerische Gefühl mit dem Gefühl des Tragischen in der Verödung zu einer vertieften, großen Bildschauung zusammenfassen. Ein solches Auge wird dann auch das rechte sein, das Bild der Schönheit da, wo es in Form und Farbe jedem verständlich aufgeschlagen liegt, nicht obenhin zu überfliegen, sondern in seinem Vollwerthe zu durchdringen, zu umspannen, daß die Seele sich sagen kann, was es ist, woran sie sich entzückt. Wer klassisches Land besucht hat, der weiß, wie an den Stätten, die sich durch Schönheit des Naturbildes auszeichnen, die großen geschichtlichen Erinnerungen mit dem Gefühle dieser Schönheit unterschiedlos in eins zusammenfließen. Aber auch wo die Landschaft nicht schön ist nach gewöhnlicher Vorstellung, wo sie dem phantasielosen Auge nur traurig öd erscheint, da wird sie durch diese Verbindung den Charakter des Historischen erhalten, historisch in dem Sinne, wie die Kunstsprache das Wort nimmt. Man denke nur z. B. an Rottmann's Sikyon, an diesen kahlen

Erdrücken, den die Geschichte gefurcht hat wie Erlebnisse ein Menschenantlitz furchen. — In Griechenland ist diese Verschmelzung von Gefühlen anders gefärbt, gestimmt, gestempelt als in Italien. Mit anderer Stimmung schaut man von der Akropolis auf die attische Ebene in ihrem feinen Silberduft, auf das blaue Meer und die blauen Inseln, auf die Schneegipfel der Gebirge des Peloponnes, als von Pietro in Montorio auf Rom, sein Kapitol, Forum, auf die Campagna, auf die Latiner- und Sabinerbergzüge. Tragisch angehaucht ist die Stimmung dort wie hier. Denn groß war, was untergegangen ist dort wie hier. Aber das Große war dort ebenso schön als groß, eine Einheit einziger Art. „Auch das Schöne muß sterben" ist ein anderer Gefühlsinhalt, als: „Auch das Starke muß sterben," wie man beim Blick auf römische Trümmer, auf die Riesenreste des Kolosseums, der Triumphbögen leise vor sich hinspricht. Stehst du dagegen auf der athenischen Burg und siehst auf den Parthenon, das Erechtheum, den Niketempel — der eine Blick sagt dir: das war das Volk der Schönheit, welches hier athmete, das Volk, welches in ewig mustergültigen Formen der Menschheit gezeigt hat, was schön ist, das Volk, ohne das die Römer und — wir Barbaren geblieben wären. Blicke auf die Ölbäume und Platanen der attischen Ebene — dort war die Akademie des Plato — und du setzst hinzu: ein Volk von Philosophen wie von Künstlern. — Wir haben zu Anfang eine der Stellen ausgehoben, zu zeigen, wie unser Wanderer fühlt an solchen Stätten; man lese, wie ihm zu Muth ist auf Kerkyra, Ithaka, in den Thälern, Ebenen, unter den Bergen des Peloponnes, in Arkadien, Messenien,

Sparta, Argos, Mykenä, Korinth: und man wird mit und in ihm dieß geeinte Landschafts- und Geschichtsgefühl erleben.

Und nicht nur blasse Erinnerungen begleiten ihn, dünner Nachklang aus Gymnasiumszeiten, er hat sein Griechisch nicht halb vergessen, Homer in der Ursprache ist sein Reisegenoß, gleich auf Korfu liest er die Stelle vom versteinerten Phäakenschiff, auf Ithaka landet er mit Odysseus in der Bucht, wie Homer heute noch leicht erkennbar sie beschreibt, wandert mit ihm zu der Stelle, wo der göttliche Sauhirt sein Gehege hatte, und weiter zu der Anhöhe, wo die Burg des Helden stand, und befindet sich so „am lichten Tage im zehnten Jahrhundert vor Christus". Ein ithakesischer Bootsjunge führt ihn auf diesen Wegen: „man setze eine phrygische Mütze statt des Fez auf seinen Lockenkopf, und man hat einen Telemach, wie man ihn sich nicht echter träumen kann. Und wer Odysseusköpfe mitsammt dem bekannten schönen Odysseusbart sehen will, der gehe auf die Patia (Platz) am Hafendamm, wann die Fischer vom Frühfang landen und ihre zappelnde Meeresbeute auf den weißen Marmorflächen feilhalten."

Argos — Mykenä — das Löwenthor: wer kennt die furchtbare alte Sage nicht, wer ist so phantasiestumpf, daß er nicht den Agamemnon ahnungsvoll hindurchschreiten, den Orestes von den Eumeniden verfolgt herausstürzen sieht? Noch ungleich tiefer erschüttert wird diese Stätten schauen, wem die Tragödien des Äschylos, des Sophokles gegenwärtig sind wie unserem Geleitsmann. Mit einigen Beamten aus Argos besucht er das alte Theater der Stadt. Einer der Griechen steigt in die Orchestra hinab und spricht mit

voller Stimme, während die anderen auf den obersten der alten, aus dem Felsgestein herausgehauenen Sitze stehen und zuhören, die furchtbare Rede der Klytämnestra, wie sie, die Axt auf der Schulter, den Blutflecken auf der Stirne, von der Mordthat herkommt. Hier, auf diesen Stufen, hat einst die athemlos beklommene Menge den Worten des entsetzlichen Weibes gelauscht, hat im Bilde die grauenhaften Thaten des finsteren Fürstengeschlechtes geschaut, das hier, eben hier in Argos und auf dem Hügel von Mykenä gewohnt, und hat das ungeheure Schicksal sich vollstrecken gesehen.

So lebendig gehen unserem Wandersmann die Geister des Alterthums zur Seite. Mit gleich frischer Seele verweilt er vor den erhaltenen Resten der griechischen Kunst, vor dem Hermes des Praxiteles in Olympia, den Bauwerken auf der Akropolis von Athen und den Resten der erhabenen Bildwerke des Phidias. Höchst stimmungsvoll schildert er den Ritt von Andritsena nach Phigalia, den Eindruck des Apollotempels auf seiner einsamen Berghöhe, die Aussicht auf das messenische Gebirg und Meer. Aber er reist nicht als Archäolog; nähere Beschreibung überläßt er dem Kunstgelehrten, dem Periegeten, er will nicht wiederholen, was in jeder Kunstgeschichte zu lesen ist. Den Tempel von Phigalia hat eine unbedeutende Stadt aus ihren Mitteln von dem ersten Baumeister Griechenlands, dem Schöpfer der Wunderbauten auf der athenischen Burg, Iktinos errichten lassen. In diesem Sinn vor Allem erfreut er sich des hohen Kunstwerks: als eines Zeugen, wie tief und weit das Hellenenvolk vom Kunstsinn durchdrungen war. Er hat

stets den Zusammenhang mit dem Leben im Auge, den Geist des Volkes, aus dem einst die großen Künstler entsprossen, aus dem sie als Bildner den Adel der Formen für ihre Menschendarstellung holten. Und auch hier ist sein Absehen, die Vergangenheit mit der Gegenwart zusammenzufassen.

Da handelt es sich natürlich vor Allem darum, ob der altgriechische Menschenstamm in den Neugriechen fortlebt. Engel bekämpft wiederholt und eifrig die bekannte Aufstellung Fallmerayers, diese seien weit zum größeren Theile slavisches Blut. Er zeigt, auf wie schwachen Füßen die geschichtliche Beweisführung steht; den stärksten Gegenbeweis findet er natürlich in der Sprache, die sich bei völliger Überfluthung von Slaven unmöglich hätte erhalten können. — Wie steht es mit der Körperbildung? Ich habe von meinen Beobachtungen gesprochen in dem Aufsatz „Aus einer griechischen Reise" (Altes und Neues, 1881). Einige Gestalten habe ich gesehen von echt hellenischem Typus in Profil, Glanz des Auges, lockigen Haaren, hohem Wuchs, edelstolzer Haltung und wunderbar elastischer Bewegung; doch nur wenige, die dieß Alles vereinigt zeigen, im Übrigen fand ich, obwohl die letzteren Eigenschaften, auch das lichtvolle Auge, sehr verbreitet sind, das Profil mit zurücklaufender Stirne und scharf geschnittener Adlernase vorherrschend und wollte nicht entscheiden, ob dieß dorisch oder südslavisch sei. Ich habe aber vom Peloponnes nur wenig gesehen, meine Eindrücke sind im Festland gesammelt. Umgekehrt Engel; er hat den Peloponnes durchreist und vom Festland wenig, fast nur Athen und Umgegend gesehen. Es wird angenommen, und zwar eben bei den Griechen selbst, daß

am meisten auf der Halbinsel, vor Allem in der Maina, der alte Stamm sich erhalten habe, und unser frischer Beobachter findet dieß vollkommen bewährt. Er vergleicht die schönen Männer, die er da gesehen, mit den durch Schönheit berühmten Montenegrinern und findet den Vorzug des lakonischen Typus namentlich in dem „ὀρθὸν“, in der echt altgriechisch geraden Nase. Er entzückt sich am Adel dieser Erscheinungen so lebhaft, gerade wie es in den selteneren Fällen, die mir vorgekommen, mir ergangen ist. Man vergleiche namentlich S. 247—248 seines Buches. Es ist ja wohl eine Freude, einmal wieder Menschen zu sehen, die in ihrer Erscheinung den reinen Menschenadel darstellen. Der schönste Mann in unserer Kulturwelt ist nicht so naturvoll schön. — Auf den Inseln ist, wie man weiß, das griechische Blut reichlich mit italienischem durchschossen, doch auf dem stillen Ithaka muß es ungemischter geblieben sein, eine betreffende Stelle habe ich oben angeführt.

Höchst merkwürdiges Band des inneren Zusammenhanges mit dem alten Volke sind die fortlebenden Reste des griechischen Mythus. Die Vorstellungen haben romantische Umbildung und Hauch angenommen, sind aber unzweifelhaft dieselben. Die Nereiden (jetzt Νεράιδες) sind Nixen geworden, die als „schöne Herrinnen“ an Bächen hausen, singen, tanzen, aber den Belauscher mit geisterhaftem, tödtlichem Schlage auf's Haupt bestrafen. Davon weiß auch Hans Hoffmann zu erzählen in der ersten seiner Novellen: „Im Lande der Phäaken“. Der Fährmann der Unterwelt Charon, jetzt Charos, ist in ein Gespenst des Todes verwandelt, das im Sturm zu Roß, Kinderleichen am Sattel hängend,

durch die Lüfte saust. Engel gibt das Lied wieder, das schon Goethe mitgetheilt hat und das dieser so hoch hielt; er kannte es vom Lesen, Engel hat es frisch aus Volksmund, da sein Begleiter auf dem Wege nach Argostolion in einem ausbrechenden Gewitter den Charos fürchtet. — Auf der gewagten Seefahrt nach Elis schreiben die Schiffer, die der Gegenwind nicht um das Kap Hieraka gelangen läßt, das Hinderniß der Lamia zu. Der altgriechische Schreckpopanz für Kinder ist also eine schlimme Seenixe geworden; allerdings scheint die Lamia schon ursprünglich mit der See zusammenzuhängen, ein Dichter nennt die Skylla ihre Tochter (s. Preller, Griech. Mythol. 1, 507). — Am fünften Tage nach der Geburt eines Kindes kommen Feen vom Olimbos (Olymp) herab und bringen ihm Gaben; Gebackenes und ein Weinkrug wird den Geberinnen unter Gebetssprüchen als Opfer hingestellt. Sie heißen Miren und das weist auf Moira. Wie mögen aus den Schicksalsgöttinnen Feen geworden sein? Allerdings sagte ein buckliger Schuster zu unserem Reisenden: „Es gibt gute und böse Miren, zu mir ist eine böse gekommen“; dieß gibt etwa einen Anhalt für die Erklärung.

So Manches in Sitten und Gewohnheiten ist ebenfalls antik. So der Volkstanz; er ist Reigen; die Tanzenden begleiten ihre Bewegungen mit Gesang; die Geschlechter tanzen durchaus nur unter sich. Die Neugriechen staunten und schüttelten mit Ärgerniß die Köpfe, als sie bayrische Soldaten mit bayrischen Mädchen tanzen sahen. — Antik ist, wie man weiß und wie der Pinienapfel am Thyrsusstab anzeigt, das Harzen des Weines. — Es finden sich in

Bräuchen jeder Art gewiß noch reichliche andere Überbleibsel antiken Lebens. Am wenigsten natürlich im Gottesdienst; doch haben, wie Engel anführt, noch im Anfang des 10. Jahrhunderts die Mainoten in ihren Gebirgsdörfern zum Zeus und Ares gebetet.

Bereits hervorgehoben ist die Erhaltung der Sprache als sicherer Beweis gegen Fallmerayer's erwähnte Aufstellung. Eine andere Frage ist die, wie sich Neugriechisch zu Altgriechisch verhält, und zwar vor Allem in der Aussprache. Lebhaft tritt der Verfasser für die sogenannte Reuchlin'sche ein, für die Annahme, daß die jetzige die echt antike sei. In dieses Streitgebiet sei mir erlaubt nicht einzugehen. Überlassen wir ihm, seine Sache selbst auszufechten, z. B. mit Gustav Meyer, der ihm in diesem Punkt (Münchener Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 354, 22. Dezember 1886) entgegengetreten ist, übrigens von seinem Buch erfreut wie wir. Engel hat neuerdings die Streitfrage in einer besonderen Schrift behandelt: „Die Aussprache des Griechischen, ein Schnitt in einen Schulzopf". Ich, kein Fachmann in der klassischen Philologie, kann nur sagen, daß auch mir der Überfluß am Laut J nicht einleuchten wollte (nämlich wie man weiß, das Aussprechen von η, ει und οι als ι, also, da υ von ι nicht unterschieden wird, fünf J); es gibt der Sprache etwas Spitzes, wofür allerdings der schöne Klang des häufigen ος dem Ohr Entschädigung bringt. In Konsonantenaussprache hat sich zweifellos das Richtige erhalten bei δ, das weich mit tieferem Ansatz der Zungenspitze als bei unserem d, und bei ϑ, das dem englischen th ähnlich, aber bis zur Annäherung an F gesprochen wird: so konnte

dann aus Theodor Feodor und aus Mattheo Maffeo werden. Ich gehe nicht weiter ein, sondern überlasse dieß den Berufenen. Aber nicht übergehen will ich die frische Lebenskraft, womit das Neugriechische seinen modernen Bedarf aus dem Altgriechischen schöpft. Ungern verzichte ich auf Anführung zuströmender Beispiele. Dabei kommt dem Griechen zu statten, daß seine Sprache Wörter verbinden kann, wie es die romanischen nicht können (z. B. σιδηροδρομος, Eisenbahn), aber dieß hat ja die unsrige mit ihr gemein und hierin nicht das geringste der Mittel, sich selbst zu helfen, statt betteln zu gehen. Wahrlich, wir deutschen Wortborger und Allerweltsanpumper dürften uns ein Beispiel an den Neugriechen nehmen!

Nun aber der Volkscharakter? Wie lautet das Urtheil unseres Zeugen? Beginnen wir mit der Frage nach der Ehrlichkeit in Handel und Wandel. Er hat seine Erfahrungen zum großen Theile im Peloponnes und auf Ithaka gesammelt, im Festland, in der Hauptstadt Athen, wie schon gesagt, sich nur kurz aufgehalten. Dort ist er zwar vielfach mit Gebildeten, Beamten, Offizieren in Berührung gekommen, doch natürlich weit mehr noch mit Landvolk, das von der Kultur noch nicht beleckt ist. Auf Grund dieser Erfahrungen lautet sein Urtheil sehr günstig. Rührend gut findet er dieses Volk, Gastfreundlichkeit empfängt ihn, wie wir gleich zu Anfang gesehen, überall, besonders auf Ithaka: „ich habe auf Korfu und Kephalonia nur Freundliches erfahren, aber so lieb und gut, wie hier, ist man mir bisher noch nirgends in Griechenland begegnet; wenige Stunden, nachdem ich gelandet, war ich schon das Adoptivkind der Insel, ich wanderte

aus einer dienstwilligen Hand in die andere und rollte wie auf Federn auf dieser ohnedieß so weichlebigen, stillen Insel umher. — „Der Wirt des Parnasses“ (Name des Gasthofs) „fühlt sich dem Gast gegenüber nicht bloß wie ein Zimmervermiether und Ernährer, sondern wie der Pflegevater und verantwortliche Vormund des schutzlosen Fremdlings. Man muß es dem braven alten Knaben ganz deutlich sagen, daß man sich auch einmal allein hinauswagen will, sonst folgt er wie ein getreuer Pudel, damit einem um Gottes willen kein Leid geschehe. Wie dieß übrigens auf Ithaka ohne unausweichlich höhere Gewalt oder schweres Selbstverschulden möglich wäre, sehe ich nicht ein.“ Wo er Empfehlung mitbringt — doch gelegentlich auch ohne das — wird er als Gast in's Haus aufgenommen, wo dieß nicht, wo er in Chani oder Xenodocheion wohnt, fällt überall die Zeche unschuldvoll wohlfeil aus. Alles duzt einander, man vertraut einander, schließt nicht die Thüren. Die Gebildeten, die Beamten sind zutraulich und ebendiese die Gastfreundschaft Übenden. In Andritsena hört der dort stationirte Gendarmerieoffizier, es sei ein Fremder da, und kommt alsbald im Trab geritten, ihn in sein Haus einzuladen, bewirthet ihn und sorgt für seine Weiterreise. Dieser Herr hat eigentlich Jus studirt, ist also kein Kanadier, der nach Europens u. s. w.

Ganz entgegengesetzt diesen Erfahrungen und diesem Urtheil lautet nun ein bekanntes, im Orient verbreitetes Sprichwort, das den Griechen an übervortheilender Hintertriebenheit über den Italiener, Juden und Armenier stellt, und nicht viel besser das Urtheil mancher neuerer Reisenden. Ich selbst habe einige üble Erfahrungen gemacht, auch auf

dem Lande, allerdings nicht im Peloponnes, von dem ich nur ein kleines Stück gesehen habe. Wie soll man den Widerspruch lösen?

Unser Griechenfreund kann sagen und sagt, daß fortschreitende Kultur, vermehrter Fremdenverkehr, Zuströmung der Touristenfluth zu vorher ländlich unverdorbenem Landvolk, daß der Hexenkessel großer Städte allüberall Gewinnsucht, Überforderung, Betrug erzeugen, und wie sehr hat er recht! Fassen wir Deutschen uns nur an der eigenen Nase! Vergleichen wir unsere Städte mit Städten des Auslandes! Wird man weniger übervortheilt, sind die Preise weniger geschraubt? Vergleichen wir auch den moralischen Zustand unserer Gebirgsländer, wie er war, ehe sie von der Kulturgesellschaft entdeckt waren, mit dem Zustand, seit sie entdeckt sind: wie sieht es aus? Wie in der Schweiz, seit sie ein großer Gasthof ist? Man kann zu Engel's Gunsten hinzusetzen: läge Falschheit im Charakter der Griechen, müßte sie sich nicht verrathen auch da, wo die Verführungen der Kultur noch nicht wirken? Man kann weiter hinzusetzen, das erwähnte schlimme Sprichwort stamme aus der Zeit der Türkenherrschaft, wo ja freilich der Name Klephte (Dieb) ein Ehrenname bei den Griechen wurde, weil gegen den Unterdrücker und grausamen Barbaren selbst Einbruch und Raub, wenn nur gewagt, für erlaubt, ja rühmlich galt.

Dagegen ließe sich zu Ungunsten der Neugriechen wieder sagen: schon ihre Ahnen nahmen es mit der Wahrheit nicht genau, hielten nicht leicht die Finger rein in Geldsachen, und die Römer sprachen ironisch von Graeca fides.

So mit schwebendem, doch eher zum günstigeren Ur-

theil geneigtem Zünglein muß ich die Wage belassen. Nur vieljährige, nicht Engel's, nicht meine, nicht anderer Reisender kurze Erfahrung kann entscheiden. Und wenn etwas ungewiß liegt, warum soll es nicht schön und wohlthuend sein, wenn ein wackeres Herz sich frischweg für das Ja entscheidet?

So viel über das Kapitel der Ehrlichkeit. Nicht der letzte Grund des Untergangs Altgriechenlandes war die Wollust, die Entnervung, die sie zur Folge hatte. Wie tief sie in das eigentliche Volk drang, ist nicht zu ersehen; es blieb doch wohl reiner, als wir meinen. In christlicher Zeit wird die griechische Kirche — so wenig sie auch in Byzanz gegen die bekannten Laster, namentlich das unnatürlichste von allen vermochte — doch in Hellas Zügel angelegt haben. Engel's Erfahrungskreis begründet sehr günstiges Urtheil. Strenge der Frauen, Keuschheit der Sitte findet er auf allen sein Wanderwegen. —

Der Neugrieche ist nicht faul, wie schon behauptet worden, er scheut nur die Fabrikarbeit. — Trunkenheit ist verpönt. —

Das Thier wird geschont, keine Spur von Mißhandlung des Zug- oder Reitthiers wie in Italien, von der Rohheit, womit hier die Vögel verfolgt werden. Einen unerfreulichen Zug aber theilt der Neugrieche mit anderen südlichen Völkern, namentlich den Italienern: er kennt keine Schonung des Waldes, läßt ihn durch Ziegen abfressen, durch Hirtenleichtsinn anbrennen. Ich selbst habe einen Weimuthskieferwald in Flammen gesehen. Daher die Kahlheit der einst waldigen Gebirge.

Das Temperament des Volkes, wie ist es beschaffen? Der Neugrieche ist Sanguiniker wie seine Ahnen. Er ist neugierig, leichtgläubig, leicht lodert seine Phantasie auf, schafft sich ein glänzendes Bild, überschätzt Mittel und Kräfte und wagt, was nicht zu wagen ist. Das geht nicht ohne Eitelkeit ab, und eitel sind die Griechen wie alle talentvollen Menschen. Engel's Reise ist mitten hinein in den letzten Kriegslärm gefallen; Delijannis wollte drohen, nur um durch Drohen zu erreichen; dem Volk war es ernst, und blind gegen die Verhältnisse hoffte es großen Erfolg. Und das war nun freilich sehr sanguinisch, das erinnerte genau an das alte Athen und den Leichtsinn, das pulverartige Aufbrennen der Illusion, womit es in die Kriege ging, die sein Untergang wurden. Man lese bei Engel nach, was er von dem Jubel in Athen erzählt an dem Tage, da das dortige Regiment Marschbefehl nach Thessalien erhalten hatte. „Gewiß, das Ziel war ein edleres und gerechteres als damals, da Athen seine ganze waffenfähige Mannschaft auf die Schiffe lud, um sie zur Expedition nach Sizilien unter Alkibiades hinauszusenden, aber damals wie heute derselbe Überschwang blinder Zuversicht. Man braucht nur die Schilderung im „Peloponnesischen Krieg“ des Thukydides zu lesen, um ergriffen zu werden durch diese Unveränderlichkeit griechischen Volksgeistes“. Man denkt so recht an das Stimmengetöse der volkswimmelnden alten Agora, wenn man die jetzigen Hellenen in Stunden solchen Auflohens sich vergegenwärtigt. — Keineswegs ebenso blind war aber die Rüstung im letzten russisch-türkischen Krieg. Damals mußte sich Hellas rühren; Arglist der Politik hatte es ja nach

seinem Befreiungskriege zu klein gelassen, es konnte nicht athmen; die Berliner Konferenz hat ihm nach dieser thatkräftigen Regung ein Stück von Epirus und Thessalien zugesprochen; immer noch zu wenig, viel zu wenig für ein Volk, das zu großem Leben berufen ist und dazu nicht des Bodens genug hat. Ich habe mich über diese Lage ausgesprochen im oben erwähnten Aufsatz („Altes und Neues", erstes Heft 1881: „Aus einer griechischen Reise") und die Zurückverweisung auf Selbstgesagtes wird der warmen Theilnahme am Schicksal eines mächtig aufstrebenden und von der europäischen Politik unleidlich gehemmten Volkes erlaubt sein. Es sieht dem Geist unserer jetzigen Zeit nur ganz gleich, daß er es liebt, solche noch schwache kleine Völker zu verspotten, wenn sie heraus, herauf wollen. Auch der Kladderadatsch nimmt sie sich gern zum Karikaturstoff. Man vergißt, daß auch Preußen klein angefangen hat. Wie behandelt man die armen Bulgaren! Sie sind kein so bedeutend angelegtes Volk wie die Griechen, aber sie streben aus der Rohheit nach Bildung — und nicht seit heute — heraus; sie haben sich nicht selbst befreit wie die Griechen, aber sie haben ihre Thaten nachgeholt, haben, geführt von einem deutschen Helden, als Helden gefochten. Dafür werden sie jetzt von Rußland in einer Weise mißhandelt, die man nur teuflisch nennen kann. Denn teuflisch ist doch die Verbindung von Brutalität und abgefeimter Arglist. Verschwörungen anzetteln, um den Vorwand zum Einschreiten zu schaffen, Bestrafung der Verschworenen nicht zulassen wollen und Ordnung, Gesetz für Anarchie erklären — das ist doch wohl Satansarbeit. Darüber hat sich das sittliche

Gefühl Europas und vor allem Deutschlands empört. Diese Empörung ist bei uns von jenen Parteien mißbraucht worden, die jeder rechte Deutsche verabscheut, weil sie mit Giftzahn am Reiche nagen. Aber der Mißbrauch gibt keinen Grund ab, die Wahrheit des mißbrauchten sittlichen Gefühls zu verkennen und es zu verhöhnen. Es ist ja wahr, daß ein solches Gefühl in seiner Einfachheit und Reinheit die politische Verwicklung nicht kennt, Moral und Politik nicht zu unterscheiden weiß, nicht bedenkt, daß Deutschland für ein Volk, mit dem seine Interessen in direktem Zusammenhang nicht stehen, keinen Schritt thun kann, der uns in einen Krieg mit dem nordischen Koloß verwickeln könnte. Aber geschont will dieß einfach ehrliche Gefühl sein, nicht verspotten soll man es, und dieß ist auch Politik, denn solches Gefühl kann man einandermal gar wohl brauchen. — Wir können es mit Rußland jetzt nicht verderben, jetzt auch der Ostseeprovinzen, deren beschworene Rechte es vor unseren Augen niedertritt, uns nicht annehmen; aber zu viel ist zu viel: so viel Vergnügen brauchen wir ihm nicht zu machen, daß wir dort ein Opfer noch verhöhnen, hier, angesichts der rücksichtslosen Russifizirung unserer Stammesgenossen, ganz — selbst im Reichstage — schweigen. Das stolze Deutschland, jetzt vor Rußland in die Kniee gebogen! Und helfen wird es erst nichts! Bei nächster Gelegenheit wird uns der Eisbär doch in den Rücken fallen, und sie kann, wenn auch der französische Krieg nicht so schnell ausbricht, als wir befürchteten, immer noch bald genug kommen.

Wir sind von unseren Griechen etwas abgekommen —

nicht zu weit, denn das Verhalten der deutschen Politik in diesen Dingen erinnert traurig genug an Metternich's Verhalten zu Griechenland in der Zeit seines Befreiungskriegs. Die Hellenen sind ohne Frage das zukunftreichste unter den Völkern, die das türkische Joch abgeschüttelt haben. Es ist von ihren Schwächen die Rede gewesen. Wir könnten ihnen noch stark ankreiden, daß sie den König Otto fortgedrückt haben. Aber genug des Sündenregisters, um so mehr, da sie, wie man weiß, diesen Streich bereuen. Sie sind ein geistig strebendes Volk, und das macht viele Sünden gut. Es ist eine stählerne Federkraft in diesem Volk, ich weiß kein anderes Wort, als das lateinische strenuitas, — ein stetiger Drang und Druck nach der Lichtwelt der Erkenntniß, und diese Tugend vereint mit dem heiligen Feuer der angeerbten, eingeborenen Vaterlandsliebe. Sie wollen stolz sein dürfen, ein wahres Bildungsvolk zu sein. Dieser Haupt- und Grundzug wird nun von ihrem reisenden Freunde bei jedem Anlaß in sein verdientes Licht gesetzt. Wer Griechenland kennt, dem ist es nicht neu; es kam zu meiner Zeit (1840) vor, daß siebzigjährige Greise in die Schule gingen, um noch lesen und schreiben zu lernen. Ein Bild gibt schon, was Engel bei Erzählung seines beschwerlichen Rittes von Kalamata nach Sparta erzählt. Er macht Halt in einem Chani am Eingang in die wilde Langadaschlucht. Der Wirth Papadakis sagt ihm, daß er τα γραμματα (das Lesen und Schreiben) von seinem dreizehnjährigen Knaben Athanasi gelernt habe. Dieser macht viermal in der Woche einen drei Stunden langen Weg, der ihn durch jene fürchterliche, beim kleinsten Fehltritt den Tod drohende Schlucht führt,

zur Schule von Trypi und er hat dort vor allem Geschichte und Geographie des Vaterlandes gelernt, er weiß mit der Kreide eine Karte von Hellas mit sicherem Zug auf die Zimmerthür zu zeichnen, dazu die Linie des Wegs, die ein Reisender von Korfu nach Saloniki zu machen hätte, wobei er von der Belagerung Missolonghis, von der Seeschlacht bei Naupaktos (Lepanto), von der Schlacht bei den Thermopylen zu erzählen weiß. — Ich erwähne von Einzelnem noch die Schule für die Menge von Knaben, die in Athen sich heimatlos von allerlei kleinem Erwerb, Stiefelputzen, Zeitungsverkauf und dergleichen nähren; sie ist von einem der vielen Privatvereine für gemeinnützige Zwecke, dem Parnassos, gegründet, der Besuch unentgeltlich; die Jungen benützen sie sehr zahlreich und eifrig. Engel besucht diese Schule bei einer Prüfung und sagt: „Dort, wenn nicht sonst, habe ich meine Überzeugung von einer Kulturbestimmung des griechischen Volks in der Levante bestärkt. Und wäre diesen Nachkommen der Hellenen vom hellenischen Idealismus weiter nichts geblieben, als das L e r n f i e b e r, so verdienten sie die Beachtung derer, welche sich um die Geschicke der Balkaninsel zu kümmern haben.“ — Es wäre noch vom Unterrichtssystem zu reden; hier sei nur mit Nachdruck noch hervorgehoben, was schon bei dem Knaben des Chaniwirths erwähnt ist: daß das Vaterland, seine Geographie und Geschichte durchaus als Hauptgegenstand behandelt wird. Wie stand es dagegen in Deutschland noch zu unserer Knabenzeit! — Überladung des Unterrichts ist ausgeschlossen. — Wer bezahlt die Landschule? Die Gemeinde. „Wir haben die Schule gebaut, wir bezahlen den

Schullehrer, wir kaufen die Bücher" antwortet auf Engel's Frage der stattliche arkadische Dimarchos Leonidas Spiliopulos. — Die Blüthe der Hochschule in Athen ist bekannt. Ein Palast in altgriechischem Stil ist die Akademie (bekanntlich von zwei Deutschen, Hansen und Ziller gebaut), die Schenkung des Bankier Sina in Wien, die fünf Millionen Drachmen gekostet hat: der glänzendste, aber ja nicht der einzige Beweis, was in Griechenland der Patriotismus leistet. „Viele der schönsten Gebäude Athens sind Geschenke einzelner Bürger. Ganze Gymnasien, Krankenhäuser, Mädchenschulen, Ausstellungspaläste verdanken ihre Entstehung dem großartigen Opfersinn reicher Griechen. Der Staat Griechenland ist vielleicht der ärmste in ganz Europa; seine Bürger gehören zu den reichsten. Athen ist die zusammengeschenkte Stadt des Hellenismus."

Nur ganz Vereinzeltes haben die Neugriechen bis jetzt in der Kunst geleistet. In diesem Gebiet sich hervorzuthun, haben sie noch nicht Zeit gehabt. Es ist abzuwarten. Das Talent wird ja nicht fehlen. — Im Übrigen ist die Raschheit des Kulturfortschritts nur zu bewundern.

Den unzufriedenen Hellasbesuchern hält der Verfasser das Bild dieser ungemein raschen Kulturbewegung entgegen, wie es sich ergibt, wenn man den Zustand des Landes vor dem Befreiungskriege und in der nächsten Zeit nach seinen Verwüstungen mit dem jetzigen vergleicht; man muß bedenken, was auch von Historikern schon gesagt ist: daß man Griechenland in jener Zeit sich so vorzustellen hat, wie Deutschland nach dem dreißigjährigen Krieg. Man kann nur staunen, was ein Land mit so armen Mitteln in der

Zeit seit etwa 1835 geleistet hat, als Otto die Regierung antrat; geleistet in Sachen der Verkehrsmittel, der Einrichtungen für Bequemlichkeit des Lebens, wie Pflege der geistigen Bildung. Nach kurzem Stocken gieng und geht es so schnell, daß kein Reisebuch Schritt halten kann, daß die Schilderungen aus den sechziger oder siebziger Jahren bereits heute nirgends mehr passen. Bedenkt man dieß, so wird man billig sein gegen die Ungleichheiten, die noch bestehen: wilde Wege, armselige Chani, möbelarme Stuben, Schmutz, Primitives jeder Art in den Strichen, welche die Kultur noch nicht erreicht hat, und unverbittert des Guten sich erfreuen, das sie vielleicht verderbt, wenn sie an die zurückgebliebenen Stellen vordringt. Wir fassen das Gesagte mit dem Satze im Schlußwort unseres Buchs zusammen: „Bei verständigen und unterrichteten Männern ist die Thatsache längst ausgemacht, daß die Griechen die wichtigsten Kulturträger des Orients sind und daß sie bei der Lösung der Balkanfrage eine größere Rolle zu spielen verdienen, als ihnen bis jetzt zugestanden worden." Der Verfasser gibt dann einem griechischen Freunde das Wort zu einer warmen Lobrede auf sein Vaterland, worin nicht wenig beherzigenswerthe Wahrheit zu lesen steht, während die Rede doch übrigens zu hoch geht. Mit allem Recht rühmt dieser Patriot, daß das alte Griechenland stets uneinig war, das jetzige einig ist, durch das Feuer seines Befreiungskriegs in ungetheilt gleicher Leidenschaft für's Vaterland ineinsgeschmolzen; er setzt hinzu, daß es keinen Pfahl im Fleisch hat, wie die anderen modernen Staaten mit ihren alten Ständen: Adel, Bürger, Arbeiter und Bauern, mit ihren Kämpfen zwischen

Kirche und Staat, Religion und Wissenschaft, keine Judenfrage, kein Irland wie die Engländer, keine Polen, Dänen, Franzosen oder Halbfranzosen wie Deutschland, daß fremdes Blut leicht und rasch in die eine Nationalität aufgesogen wird. „Ein Volk sind wir, eine Sprache reden wir, zu einem Gott beten wir, einen und denselben Willen haben wir: den Willen, als Nation zu leben, — und wir werden leben.“ Engel hat keine Einwendung. Wir hätten die eine und andere. Des befreiten und geeinigten Griechenlands Geschichte ist jung. Pfähle in sein Fleisch können noch, werden sicher noch kommen. Klassenreibungen, Rechtskämpfe der Stände kaum, wenigstens nicht im Sinne der alten Staaten, Judenfrage nicht, aber die rein politischen Parteien werden trotz der feurigen Liebe zum Vaterland, die ihnen dort allen gemeinsam ist, bei der starken anererbten Faktiosität dem Staate noch schwere Tage bereiten. Ob ihm der Kulturkampf erspart sein wird? Ich glaube nicht. Ein so geistreiches, so lebhaftes Volk und seine Religion —: die griechische, dieser Leichnam, diese Mumie aus dem alten Byzanz, diese pure Mechanik der Religion, dieß Gespenst von Religion —: trauriges Einheitsband! Dieß Band wird übel reißen, wenn der griechische Geist einmal seine kritische und dialektische Schärfe nach dieser Seite richtet. Da ist zwar kein Papst, aber es gibt Papas genug, das Anathema auszusprechen. Engel hätte der warmen Liebe für Griechenland, die seinem Herzen Ehre macht, nichts vergeben, wenn er dem Griechen sein Loblied nicht unbedingt hätte hingehen lassen. Wir zweifeln nicht an seiner Vaterlandsliebe als Deutscher; er hätte sie in diesem Gespräch gegen das noch junge, an Er=

fahrung noch so viel ärmere Griechenland wohl hervorkehren dürfen.

Diese Ausstellung soll wahrlich kein Abzug sein von dem freudigen Lobe, womit wir das Buch begrüßen, vom Lobe der schönen Wohlstimmung, die darin athmet; sie geht nur ausnahmsweise auf Kosten des schärferen Urtheils; nur ganz menschlich ist, daß sie da und dort zu rosig sieht. — Frisch und frei, wie der Geist in diesem Buch, ist sein Stil. Er lebt, er geht, er watet nicht durch Wurzel- und Schilfgeschlinge, stolpert nicht über Stock und Stein wie leider so manches Deutschen schwerfällige Sprachbeine. Die Kritik soll diese Tugend nie vergessen hervorzuheben; die deutsche Literatur ist eben nicht gesegnet mit Schriftstellern, die schreiben können.

Das Symbol.

(Philosophische Aufsätze, Ed. Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doktor-Jubiläum gewidmet, Leipzig, Fues, 1887.)

Voraus bemerke ich, daß der umfassende Gegenstand hier nicht in allen Theilen eingehend behandelt werden kann. Nur eine Strecke weit wird dieß geschehen, das Übrige in bloßem Umriß gegeben werden.

Der Symbolbegriff ist mit erneutem Interesse wieder aufgenommen worden, nachdem er in der Wissenschaft zur Zeit der Romantik zwar viel gegolten hatte, aber nicht mit der Nüchternheit behandelt worden war, die wir jetzt verlangen; man hat insbesondere seine prinzipielle Bedeutung in der Ästhetik schärfer erkannt. Eingehend mit feinem Urtheil hat ihn namentlich Joh. Volkelt untersucht in der Schrift: Der Symbolbegriff in der neuesten Ästhetik (1876); sie beginnt mit dem Satze: „im Mittelpunkte der Entwicklung der neuesten Ästhetik steht der Symbolbegriff." Auch ich habe bereits in den Kritischen Gängen (neue Folge, H. 5, S. 136, 137) ausgesprochen, die Lehre vom Symbol sei schon zu Anfang eines Systems der Ästhetik vorzunehmen, nicht auf den Abschnitt von der Phantasie zu ver-

schieben, denn hier liege die Entscheidung darüber, ob die formalistische Schule Recht habe oder nicht. Volkelt begründet diesen Satz am Faden einer Darstellung und Kritik der wichtigeren Auffassungen, welche das Wesen des Symbols in der ästhetischen Literatur seit Hegel erfahren hat. Auch meine Ansicht wird aufgeführt und beurtheilt, die ursprüngliche und ihre spätere Umbildung. Es wird im Folgenden auf diese gehaltreiche Studie die verdiente Rücksicht genommen werden.

Der Begriff ist schwierig, ein gestaltwechselnder Proteus, schwer zu packen und zu bannen.

Zunächst scheint die Sache einfach. Das Symbol ist bloß äußerliche Verknüpfung von Bild und Inhalt durch einen Vergleichungspunkt. Das Wort Bild hat in unserem Sprachgebrauch freilich doppelte Bedeutung, wodurch man sich nicht verwirren lassen darf: es bedeutet bald einfach ein sich darstellendes Sinnliches, angeschautes Anschauliches, bald ein ebensolches, das dient, etwas Zweites, Gedachtes (in unbestimmt weitem Sinne dieses Wortes, der Kürze wegen heiße es vorerst nur allgemein Inhalt oder Sinn) auszudrücken, und zwar eben durch einen Vergleichungspunkt. Sagt man also: Symbol ist bloß äußerliche Verknüpfung von Bild und Inhalt durch einen Vergleichungspunkt, so ist hier das Wort Bild in der ersten der zwei Bedeutungen gemeint, aber eben indem es durch diesen, das tertium comparationis, zum Ausdruck eines Inhalts dient, erhält es die zweite der zwei Bedeutungen. Das Bild in der ersten Bedeutung spricht direkt oder eigentlich, das Bild in der zweiten indirekt oder u n e i g e n t l i c h. Rühmt man an

einem Gedicht schöne Bilder, so kann dieß einfach heißen: schöne Anschauungen, kann aber auch heißen: schöne Vergleichungen; dieß ist sehr zweierlei; es wäre viel darüber zu sagen, daß der Unterschied zu wenig bedacht wird, doch darauf ist hier nicht einzugehen. Genug, Bild in dem Sinn: irgend ein Anschauliches wird im Symbol zum Bild in dem Sinn: ein Anschauliches dienend zum Ausdruck eines Gedachten, es ist der Sinn, worauf es ankommt. Man könnte also das deutsche Wort Sinnbild für das griechische setzen, aber es bietet die Schwierigkeit, daß man die Wortform Symbolik nicht ohne Weitläufigkeit verdeutschen könnte.

In der Rhetorik und Poetik, in der Lehre von den Tropen unterscheidet man Metapher von Vergleichung. Diese gesteht durch ein Wie und So, daß sie nur Vergleichung ist; jene gesteht es nicht, sondern wagt den Schein, als identifizire sie Inhalt und Bild, während dieses doch nur durch eine seiner Eigenschaften auf jene hinüberweist. Ganz ähnlich das Symbol; in diesem stellt sich ein Bild vor unsere Sinne — sagen wir zunächst Augen, ob das Gehör in Geltung kommt, bleibe noch dahin gestellt — ein Bild, das zu sagen scheint: hier ist ein Baum, eine Lotosblume, ein Stern, ein Schiff, ein Bündel Pfeile, ein Schwert, ein Adler, ein Löwe, aber ohne erklärende Nachhilfe vielmehr anzeigen will: Urkraft des Naturdaseins, Weltwerdung, aufgehendes Glück, christliche Kirche, Einigkeit, Gewalt und Scheidung, kühnes Aufstreben, Muth oder Großmuth. Dennoch ist die Metapher sehr verschieden vom Symbol; sie gehört der Rede an, sie führt durch das Wort ein Bild vor, das etwas Anderes darstellt, etwas Anderes bedeutet,

aber dieß geschieht in einem Zusammenhang, wo das Subjekt des Bildes bereits eingeführt, bekannt gegeben ist; wir wir wissen schon, was es ist, das vertauscht, verwechselt wird. Wenn in Shakespeare's Richard III. dieser Bösewicht ein giftgeschwollner Molch, eine bauchige Spinne genannt wird: der Grund der Vergleichung, Häßlichkeit, Bosheit, umgarnende List wird nicht angegeben, aber der Verglichene steht vor uns, mühelos erkennen wir den Sinn. Dazu kommt, daß die geistige Durchsichtigkeit des Wortes hier Alles erleichtert; sie verräth und verlangt und weckt rasches Hinüberdenken, Ineinanderdenken; die Metapher ist eine schöne Kühnheit, leicht verständlich dem, der Geist hat. Das Symbol dagegen ist dem Sinne, dem Auge geboten, da ist kein Sprechender, dessen lebendige Rede mich trägt und hebt, daß ich selbstthätig nachschaffend sein kühn verwechselndes Wort verstehe, und da ist mir das Subjekt, das verglichen wird, nicht im Zusammenhang vorher gegeben. Ich stutze zunächst und stehe vor einem Räthsel. Es kommt sehr darauf an, ob ich leicht oder schwer die Bedeutung finde. Die meisten Symbole knüpfen diese mit dem Bilde mehr konventionell als von selbst einleuchtend zusammen. Es hängt Alles davon ab, ob der Vergleichungspunkt treffend ist. Daß ein Flügel Schnelligkeit bedeutet, erräth sich leicht; daß ein Schiff die christliche Kirche bedeutet, sähe ich nicht ein, wenn ich es nicht schon wüßte, ein Löwe bedeutet herkömmlich häufiger Großmuth als Muth und er ist doch eben nicht besonders großmüthig. Man beachte, um sich nicht zu verwirren, daß das Symbol allerdings nicht immer dem äußern Sinne geboten sein muß, es kann auch dem innern

Auge, der Vorstellung durch Rede gezeigt werden; Dante spricht im Anfang seiner göttlichen Komödie von einem finstern Wald, in welchem er sich verirrte, von einem buntgefleckten Panther, dem er begegnete, aber dieß sind keine Metaphern, sind Symbole und man hat sich viel den Kopf darüber zerbrochen, denn sie sind der Vorstellung nur gezeigt ohne Mithilfe der in Metapher gegebenen Momente; nur schwach und entfernt unterstützt im Rathen das Mittel der Rede dadurch, daß der Leser weiß, es handle sich von Gefahren eines sein geistiges Ziel suchenden Menschenlebens. — Ob man Bilder wie diese nicht vielmehr Allegorien zu nennen habe, ist eine Frage, welche an dieser Stelle füglich noch bei Seite gelassen werden kann; sie können als Allegorien nur bezeichnet werden, wenn man das Wort ungenau nimmt.

Mag das Räthselartige im Symbole schwer und langsam, ja kaum ganz, oder leicht und schnell sich lösen, es folgt, daß in ihm eine Unangemessenheit liegt, wie Hegel es genannt hat. Der Grund ist im Bisherigen eigentlich schon ausgesprochen und leicht einzusehen. Das Bild, wie scheinbar einfach der Gegenstand auch sei, den es vorführt, hat viele Eigenschaften; der Sinn, mag er auch, näher betrachtet, eine Mehrheit von Begriffsmomenten enthalten, ist jener Vielheit gegenüber einfach, ist dem Konkreten gegenüber abstrakt. Sie decken sich nicht. Zum Beispiel Großmuth ist eine Bewegung oder ständige Eigenschaft der Seele, die mehr als nur Eines enthält: Selbstgefühl, Gefühl des Andern, Überwindung des ersteren; aber der Löwe — angenommen, daß er besonders großmüthig sei, — ist doch

außerdem viel Anderes: gefräßig, wild, kühn, schön, bemähnt u. s. w., und dieser Vielheit gegenüber ist der Begriff Großmuth einfach. — Also noch einmal: unangemessen.

Wir gehen hier nicht auf den Unterschied von einfachem, in der Außenwelt gegebenem, aus andern Erscheinungen gewähltem und zwischen Kunst-Symbol ein, das die gegebene Gestalt abbildet oder zum Zweck der Herausarbeitung des Sinnes überdieß verschiedentlich umbildet; die Unangemessenheit wird trotz diesem Zweck nicht gehoben, denn die Umbildung schafft neues Stutzen und Räthsel, ausgenommen die Fälle, wo durch Vergrößerung und Vervielfältigung von Organen der Sinn näher gelegt wird, wie dieß z. B. geschieht, wenn der Mythus in das Symbol zurücksinkt und die Arme einer Gestalt vermehrt.

Nun aber ist mit diesen Bestimmungen noch sehr wenig gesagt. Durch einen Vergleichungspunkt Hinüberzeigen, nur äußerliches Band zwischen Bild und Sinn: dieß sind noch oberflächliche Bezeichnungen. „Band" — das ist ja kein Ding, es ist ein Akt, Akt des verbindenden Geistes. Der Geist aber wirkt in verschiedenen Formen. Für das vorliegende Gebiet unterscheiden wir zunächst sein Verhalten als helldenkender Geist und als nur ahnende Seele. Diese Unterscheidung ist noch arm. Die Helle des Denkens hat verschiedene Grade, die Ahnung verschiedene Tiefe. Es entsteht die Aufgabe, Linien in einem Nebel zu ziehen, sagen wir schlicht: Hauptarten der Verbindung zwischen Bild und Sinn auseinander zu halten. Die Prädizirung: Unangemessenheit wird dabei in's Wanken kommen. Ob sie ganz fallen wird? das ist die Frage und ihre Beantwortung nichts weniger als leicht.

Wir beginnen mit derjenigen Art der Verbindung, die als dunkel und unfrei zu bezeichnen ist. Sie gehört dem religiösen Bewußtsein an, ist als historisch zu bezeichnen, weil sie vorzüglich in den Naturreligionen zu Hause war; sie ist aber ebensosehr eine bleibende Form, nicht nur, weil Naturreligionen noch bestehen, sondern auch weil das Christenthum (wie die mosaische Religion), wiewohl übrigens nicht Naturreligion, noch darin haftet.

Zuerst ist der Grundbegriff noch durch ein wesentliches Moment zu ergänzen. Wenn man ihn ganz genau nimmt, so bleibt die Sphäre der Gegenstände, aus der das symbolische Bild entnommen wird, auf Unpersönliches eingeschränkt: unorganische Natur, Artefakt, Pflanze, Thier. Aber ein Zusatz ist sogleich nothwendig: Akte von Personen kommen auch hier schon in Betracht; aber das sind nicht Akte und Personen im Bilde, sondern reale Handlungen realer Personen, die mit dem Bilde vorgenommen werden, namentlich gottesdienstliche Akte.

Das Symbol in diesem Sinne habe ich schon charakterisirt in der Ästhetik § 426. Bild und Bedeutung wird verwechselt. Diese schwebt dem Bewußtsein selbst nur als dunkle Ahnung vor, wird dunkel gesucht, das Bild ist Aushilfe für das Wort, das sie in Gedankenform zu fassen hätte, und es entsteht die Täuschung, dieses Surrogat für das Wort sei die Sache selbst: Identifizirung. Da die Bedeutung wesentlich dem Gebiete des Absoluten angehört, da es ein Unendliches ist, was die Ahnung sucht, so wird durch die Verwechslung der Gegenstand heilig. Also z. B. Stier durch den Vergleichungspunkt seiner Stärke und Zeugungs-

kraft wird Symbol der Urkraft, aber mit dieser verwechselt; Baum, wie die Esche Yggdrasil, Bild des geheimnißvollen Allebens; jener in Ägypten, dieser in Skandinavien heilig und angebetet. Auch an Christliches muß erinnert werden, obwohl die unbewußte Verwechslung von sehr bewußter Wissenschaft mit einem Zaune von Gründen umhegt ist. Bei dem letzten Mahle mit den Jüngern sagt Jesus, sie mögen bei dem Brechen des Brods und Ausgießen des Weines künftig seines Todes gedenken; er sagt es in der bekannten Metapher: „dieß ist“ u. s. w. Im Verlaufe wird sein erfolgter Tod, indem sich der Symbolbegriff des Opfers daran knüpft, als Akt der Genugthuung für die Sünden der Menschheit gefaßt. Jetzt kommt eine neue Vorstellung hinzu, die Sache verändert sich. Ursprünglich lag nur vor: Brechen und Ausgießen des Brods und Weins das Bild, Märtyrertod am Kreuze der Sinn, an den man denken soll; jetzt handelt es sich um Aneignung der Wirkung des Opfertodes, der Sündenvergebung, und hiemit fällt der Accent auf Essen und Trinken. Denn dieß ist allerdings ein passendes Symbol für Aneignung, da Speise und Trank durch Essen und Trinken dem Körper wirklich ganz angeeignet, in dessen Saft und Blut verwandelt wird. An sich zwar hat dieses körperliche Aneignen mit dem geistigen Aneignen einer unendlichen geistigen Wohlthat schlechthin nichts zu thun, das Band zwischen diesem und jenem ist einzig der Vergleichungspunkt. Aber das Vergleichen wird Verwechslung. Hiemit ist nothwendig ein weiterer Accent auch auf Brod und Wein gefallen, die vorher als solche gleichgültige Stoffe waren: sie bedeuten nicht bloß, der sich opf-

ernde Christus steigt in sie nieder, verwandelt sie in sich. Dazu bedarf es — eine weitere Folge — einer Person, deren Wort die magische Gewalt hat, diese Substanzveränderung zu bewerkstelligen: des Priesters. Es kann kein schlagenderes Beispiel für den Satz geben, daß die religiöse Vorstellung das Symbol eigentlich nimmt, aus dem bloßen Vergleichungspunkt ein substanzielles Einwohnen macht, ein physisches — und doch wieder nicht physisches, übersinnlich sinnliches — Hineingehen der Wesenheit, auf die er nur hinüberweist, in den Gegenstand, von dem derselbe genommen ist. Man kann dieß Verwechseln in allen seinen Formen Transsubstantiation nennen. Transsubstanzirt wird ebenso Taufwasser, Weihwasser, Öl; bei der Trauung legt der Priester auf die ineinandergefügten Hände seine Hand oder flicht, wie es mancher Orten geschieht, ein Band um dieselben: einfach ein Symbol der Wahrheit, daß zu der bürgerlichen Trauung noch ein Ausdruck ihrer sittlich idealen Bedeutung durch die Kirche hinzukommen soll; aber dieß wird magisch genommen, als mache es wie durch eine übernatürliche Naturkraft die Ehe wirklich erst zur Ehe.

Es liegt hier ein Hauptschlüssel zum Verständniß aller positiven Religion, wie sie war, ist und sein wird. Wohl nie wird sich das religiös gebundene Bewußtsein diese Verwechslung des Symbols mit der Sache nehmen lassen. Das Bild und der Inhalt verwachsen untrennbar ineinander. Wer in diese Nuß, in welcher der Kern von der Schale sich nicht will lösen lassen, mit dem Messer der Analyse einschneidet, erscheint den dunkeln Gemüthern als ein Ruchloser. Was Voltaire im „Mittagsmahl des Grafen Bou-

lainvillieres" dem denkenden Freret über die unabweisliche physiologische Konsequenz des Essens und Trinkens im Abendmahl sagen läßt, ist einfach wahr; aber nicht zum mindesten wegen dieser Stelle ist Voltaire, der ehrlich Gottgläubige, dem es hier der helle, warme Ernst ist, als ein Ungeheuer von Frivolität verschrieen. Ist er frivol, so ist es in anderer Beziehung, in anderen Dingen.

In der Ästhetik habe ich den Symbolbegriff auf diese Form, die religiöse, dunkel verwechselnde, beschränkt, diese Einschränkung aber seither aufgegeben und dieß an verschiedenen Stellen ausgesprochen. Ehe wir auf die nothwendige Erweiterung eingehen, muß jedoch ein Begriff zur Sprache kommen, bei welchem die Frage entsteht, ob wir mit ihm den Begriff des Symbols verlassen oder nicht. Dieß ist der Mythusbegriff. Er muß an dieser Stelle aufgeführt werden, denn mit dem unfreien Symbol theilt der Mythus das Geglaubtsein, gehört mit ihm der gebundenen religiösen Vorstellung an. Die Frage jedoch, ob er selbst noch unter den Begriff des Symbols falle, ist zunächst zu verneinen. Dieß ist in der Religionswissenschaft und Ästhetik längst erkannt und festgestellt. „Der Natur einen Menschen unterlegen, in Quellen, Bergen, Sternen, Meer und Himmel schlagende Herzen ahnen ist nicht symbolisch" (s. m. Ästhetik § 427; man vergleiche dort die weitere Begründung). Der Mythus ist gläubige Personifikation. Was im Symbole nur Bedeutung ist, wird im Gott Seele und Wille einer Persönlichkeit mit ihrer Gestalt. Die Bedeutung enthält ein Geschehen durch eine Kraft: dieß Geschehen wird nun Wille, Zweck, Handeln (und Leiden) dieser Persönlichkeit. Persön-

lichkeit schließt eine Vielheit von Eigenschaften in sich, die Bedeutung ist nur Eine, könnte also diese Vielheit eigentlich entbehren, da sie aber zu Seele und Wille geworden, so ist, was logisch ein Überfluß wäre, von selbst mitgesetzt als ein Komplex, Resonanzboden, ohne den diese Seele keine Seele wäre; nur so, nur in einer vollen Brust erwärmt sich ja der Gehalt des Symbols zum Gefühlten, Gewollten. Wesentlich ist ja auch, daß in die ursprüngliche Naturbedeutung der Götter die höhere, politische, ethische, überhaupt die Kulturbedeutung eingetragen wurde; die Götter sind nun Wohlthäter, auch strafende Richter; dazu bedarf es einer ganzen Seele. In der Allegorie werden wir es anders finden, da wird eine Persönlichkeit aufgeführt, der Reichthum von Eigenschaften, der dieser zukommt, wird jedoch weggelassen, sie ist daher bloßer Behälter, Balg, worein ein Begriff gestopft ist.

Der Unterschied zwischen Mythus und Symbol wird besonders klar an den Bildungen, die entstanden, wenn die Phantasie den Schritt vom Symbol zum Mythus halb vollzog, halb in das Symbol zurückfiel oder darin stecken blieb, namentlich an den ägyptischen Götterbildern mit Menschengestalt und Thierkopf. Aus der indischen Mythologie ist oben die Vermehrung der Arme angeführt. Über diese Vermischung vergleiche in Hegel's Erörterung der Symbolik den Abschnitt: die eigentliche Symbolik und m. Ästh. § 427.

Nun aber habe ich später meine Ansicht soweit verändert, daß ich aufstellte, der Mythus sei doch auch symbolisch zu nennen. S. Krit. Gänge Neue Folge H. 5, S. 137: „Der Sprachgebrauch nennt auch die Personifikation,

die mythische und die allegorische, symbolisch. Es wird besser sein, ihm zu folgen und den Namen symbolisch auf alle einschlagenden Formen auszudehnen.“

Volkelt (a. a. O. S. 11 ff.) bestreitet dieß; da die Bedeutung, sagt er, doch nach meinen Worten dem Gott als seine eigene Seele innewohne, so decken sich hier Sinn und Bild, während sie im Symbole sich nicht decken.

Hier ist nöthig, genau zu unterscheiden zwischen dem Mythusgläubigen und dem, der diesem in sein Vorstellen, sein Bewußtsein sieht, dabei den Werth des Mythus kennt und ihn, obwohl ohne eigentlichen Glauben, als ästhetisches Motiv gebraucht für Kunst, Poesie und Schmuck des Lebens und der Rede verwendet. Für jenen sind Götter (nebst Genien, Geistern, Sagenhelden) wirkliche Wesen, ihre Handlungen, Erlebnisse sind Geschichte, für diesen nicht, faktische Wahrheit legt ihnen dieser nicht bei, aber er versetzt sich gern in den Mythusgläubigen, er weiß ganz, daß nur durch solchen Glauben so lebensvolles Phantasiegebilde entstehen konnte; dieses Versetzen nennen wir poetischen Glauben, aber der poetische Glaube ist kein eigentlicher, kein historischer, neben oder hinter ihm bleibt das helle Bewußtsein bewahrt, daß diese Gebilde Phantasiewerk sind. Solche Art von Glauben, solches nicht und doch Glauben ist jedoch nicht ein grundloses Belieben, sich täuschen zu lassen, denn jenes Phantasiewerk ist kein leeres, es hat bleibende Bedeutung, es hat nicht äußere (sachliche, geschichtliche), aber innere Wahrheit; der poetische Glaube hat hieran einen Kern, weil sein Gegenstand einen Kern hat. Wenn nun der frei Denkende, der so den Mythus durchschaut, aber poetisch an ihn

glaubt, ihn daher liebt und gern verwendet, diesem seinem Verhalten Ausdruck geben soll, wie soll er sagen? Er kann nicht sagen: „historisch glaube ich diese Personen und Ereignisse nicht, aber mythisch; denn wenn er sagt: mythisch, so hebt er im zweiten Theil dieses Satzes nur wieder hervor, was der erste schon besagt, nämlich, daß sie für ihn nicht Geschichte sind; zwar fügt er zur bloßen Negation eine Position, nämlich den in „mythisch“ enthaltenen Begriff: Phantasiewerk, aber die Position läßt unausgesprochen, daß das Phantasiewerk einen Kern von innerer Wahrheit in sich birgt. Er müßte also sagen: historisch glaube ich diese Personen und Ereignisse nicht, sehe in ihnen vielmehr nur Phantasiewerk, aber dieses Phantasiewerk ist nicht leer, und in sofern glaube ich daran — wie muß er sagen? Symbolisch, nicht anders. Und ganz richtig, denn er nimmt jetzt die Bedeutung aus ihrem, obwohl ästhetisch schönen, Verwachsensein mit dem Bilde lebendiger Person und Handlung heraus, und so deckt sie sich mit diesem Bilde nicht mehr so wie in der Vorstellung des Gläubigen. Einige Beispiele! Die Mutter Jesu ist für uns nicht ein aus dem Naturgesetz herausgehobenes Wesen, nicht Mutter Gottes, nicht zum Himmel gefahren, nicht Himmelskönigin; dennoch müßte von Phantasie und Gefühl ganz verlassen sein, wer vor einem Kunstwerke wie Tizian's Assunta unbewegt stünde. Alles Erdenleiden, alles tiefe Weh, das ein Menschenherz durchwühlen kann, und alles Sehnen nach einem reinen, freien, seligen Dasein athmet und blickt aus jenem wunderbaren Frauen-Antlitz, ein Schwung der Freude, herauszuschweben aus dem Qualm des Lebens, geht durch die bewegten Glieder, die Falten des Gewands;

die zurückbleibenden nachschauenden Jünger sind **wir**, sind **unser** Sehnen aus den schweren Erdenbanden; oben der greiflich menschliche Gott Vater und seine Engel befremden uns nicht, sie sind nöthig zum Empfang der Aufschwebenden, sind Verkörperungen schrankenlosen Daseins. — Oder treten wir vor Raphael's Sixtinische Madonna. Jeder Zug dieses Angesichts scheint zu sagen: kein Wort, keine Zunge nennt die Entzückungen der seligen Welt, aus der ich hergeschwebt komme, der großaugige, ahnungsvolle Knabe auf ihrem Arm träumt fort von diesen Himmelswonnen; ein sanftes Wehen von oben spielt in seinen Löckchen, von der Bewegung des Niederschwebens glaubt man das Gewand der Mutter rauschen zu hören; der heilige Sixtus zeigt heraus und hinab auf seine Gemeinde, für welche er die himmlische Erscheinung hergefleht hat, die heilige Barbara sieht glückselig über die Gewährung in reiner Mitfreude auf die begnadete Welt hernieder, und mit demselben Ausdruck herzlichen Gönnens im kindlichen Antlitz schauen die zwei anmuthigen Putti, welche der Künstler erst später aufgemalt hat, als weitere Zeugen unaussprechlicher Himmelsfreude aus dem einzigen, visionären Bilde zu uns heraus.

Das Madonna-Ideal hat für uns überhaupt die bleibende Bedeutung eines Bildes der reinen Weiblichkeit. Als Mutter noch jungfräulich: dieß hat tiefen Sinn und Wahrheit ohne allen Kirchenglauben. Die Schöpfung dieses Ideals ist Werk und Ausdruck der erweichten Seele des Mittelalters, die im Weib alles Milde, Versöhnende, allen reinen Liebreiz sich erscheinen sieht — „das ewig Weibliche“.

Nun, und für diesen Wahrheits-Eindruck mythischer

Gebilde auf den, der den Mythus doch nicht glaubt, haben wir, wie gesagt, keine andere Bezeichnung, als: symbolisch.

Die reiche Phantasiewelt, die solche Gestalten und Kunstwerke geschaffen hat, dazu die festliche Pracht des Gottesdienstes haben schon manchen Protestanten zum Übertritt in die Kirche des Mittelalters bewogen. Von dieser Schwäche muß hier die Rede sein, weil es genau zu unserm Thema gehört. Es liegt ein Nichtunterscheiden, ein Unterlassen der hier aufgestellten Unterscheidung zu Grund; es wird übersehen, daß innere Wahrheit, im mythischen Bilde dargestellt, von Nichtgläubigen symbolisch herausgefühlt, nicht sächliche Wahrheit ist. Ein schönes Bild ist nicht in diesem letzteren Sinn ein wahres Bild. Wohl muß alles Schöne Wahrheit enthalten, aber allgemein menschliche Wahrheit und wahre, wirklich mögliche oder geschehene Thatsache sind zweierlei. Gewaltige, rührende Musik kann entzücken, aber daraus folgt nicht, daß der Text wahr ist. Häufig wird die Fülle von Motiven, welche das katholische Glaubenssystem der Kunst und durch sie dem Andächtigen darbeut, als Beweis für seinen Wahrheitswerth angeführt. Die griechische Religion bietet des Schönen noch weit mehr und auch *ihre* Mythen sind nicht inhaltslos: sollen wir darum den Zeus und seine olympische Gesellschaft anbeten? Julianus Apostata freilich hat den Fehlschluß vollzogen. — Der Prometheus-Mythus ist eine der tiefsten Sagen der Menschheit; sollen wir darum dem Prometheus ein Heroon bauen und ihn anbeten?

Nicht nur unsere Kunst und Dichtung, unser ganzes Vorstellungsleben, Denken und Reden könnte den Schatz von Mythen, der uns mit dem Glauben des klassischen Alter-

thums, der Germanen, der Kelten, der ganzen Religions- und Phantasmenwelt des Mittelalters überliefert ist, nicht mehr entbehren. Wir hätten viel zu glauben, wenn wir all das nicht bloß poetisch, sondern in bildlosem Ernste glauben wollten. Wie steht es mit dem Teufel? Enthält er nicht eine Wahrheit? Wer ist der Schwachkopf, der darum noch an ihn glaubt? Könnten wir ihn aber entbehren? Wo bliebe dann Goethe's Faust? Mephistopheles hat greiflich wahres Leben, wie es geglaubter Mythus dem Dichter entgegenbrachte, und doch ist er ihm und uns nur Symbol.

Besonders dienlich für unsern logischen Zweck sind Geistererscheinungen in tiefsinniger Dichtung. Was ich über Banquo's Geist in Shakespeare's Macbeth (in „Altes und Neues" 1. H. S. 206, 207) gesagt habe, findet Anwendung im vorliegenden Zusammenhang. Ob Shakespeare an Geister glaubte, wissen wir nicht; einerseits ist es wahrscheinlich, da zu seiner Zeit alle Welt daran glaubte, mindestens als Kind muß er alles Grauen an sich erlebt haben, das aus dem vollen Glauben fließt; andererseits hätte ein Dichter, der noch ganz dick in diesem Glauben steckte, denselben schwerlich zu einem so erschütternd wahren Bilde des Gewissens zu gestalten vermocht. Dieß, eine entsetzliche Gewissensvision, ist die Erscheinung nun für uns, die wir aus dem Geisterglauben heraus sind. Aber nicht abstrakt; aller Schauer einer geglaubten Geisterwelt umweht diese Erscheinung, wir beben wie Kinder vor einem Gespenste, wir sind ganz in den Glauben hineinversetzt und doch ganz frei vom wirklichen Glauben; hier ist ganz poetisch lebendiges, glaubhaftes Wesen und doch wie Faust's satanischer Begleiter für uns nur Symbol.

Also noch einmal: einst geglaubtes Mythisches, ohne sächlichen Glauben, doch mit lebendiger Rückversetzung in diesen Glauben an- und aufgenommen als freies ästhetisches, doch nicht leeres, sondern sinnvolles Scheinbild ist symbolisch zu nennen.

Es kann scheinen, wir seien nun aus unsrer Ordnung herausgekommen. Wir haben begonnen mit derjenigen Art von Verbindung zwischen Sinn und Bild, die als dunkel und unfrei zu bezeichnen ist. Wenn wir aber das Mythische in gewissem Sinne als symbolisch bezeichnen, ist von einem hellen und freien Bewußtsein die Rede. Allein die Sache hat ja zwei Seiten. Die Mythenbildung als solche gehört, obwohl grundverschieden von der Verwechslung eines unpersönlichen Bildes mit seinem Sinn, der dunkeln und unfreien Form des Bewußtseins an, da sie an ihr Phantasiegeschöpf nicht bloß poetisch glaubt. Sie hat also insofern ihre Stelle neben dem Symbole, wie es bisher gefaßt ist, dem unfrei verwechselten, — getrennt zwar, aber doch parallel mit ihm. Nun mußte aber nachgewiesen werden, warum auf das Mythische dennoch auch das Prädikat symbolisch anzuwenden sei, und wir haben gefunden: symbolisch ist das Mythische für das gebildet freie Bewußtsein. Da ist symbolisch in anderem Sinne genommen. Es gibt auch eine helle, freie Symbolik. Es war unvermeidlich, auf diese Form hier hinüberzuweisen, aber es geschah nur aus Anlaß einer sochen Form, die an sich einer andern Welt, eben der dunkeln nämlich, angehört, und es wäre nicht zweckmäßig, aus diesem Vorgriff einen wirklichen Übergang zu machen. Es könnte zwar anders scheinen: ein klarer

Gegensatz würde gewonnen; aber ein stärkerer Grund spricht dafür, als zweite Hauptform jetzt diejenige aufzuführen, die in der Mitte zwischen frei und unfrei, hell und dunkel liegt, dann erst die ganz freie und helle als dritte folgen zu lassen. Die Mitte gehört in die Mitte, der Ausgang an den Ausgang, denn Ausgang ist diese letztere Form, sie ist Lockerung, Schritt zur Lösung des ästhetischen Bandes, wird also mit Recht an den Schluß geschoben.

Die Mitte —: auch ein eigenthümliches Zwielicht kann man nennen, wovon es jetzt sich handelt. Es ist die unwillkürliche und dennoch freie, unbewußte und in gewissem Sinne doch bewußte Naturbeseelung, der leihende Akt, wodurch wir dem Unbeseelten unsere Seele und ihre Stimmungen unterlegen. In der Ästhetik habe ich diesen psychischen Akt sächlich schon aufgeführt: Thl. 2, § 240, S. 27, wo davon die Rede ist, wie der Betrachtende aus den Erscheinungen, Bewegungen der Natur Stimmungen, Leidenschaften seines Gemüths sich entgegenblicken läßt,*) allein ich habe noch nicht erkannt, daß er als eine bestimmte Form im Abschnitt vom Symbol aufzuführen ist, daher in diesem die Bedeutung des Symbols irrig auf die gebundene, dunkle Form eingeschränkt. In der Lehre von der Musik streifte ich daran, ohne daß ich zur bestimmten Fassung und Aufstellung gelangte; im Abschnitt von der Landschaftmalerei (§ 698 ff.) ist klar gesagt, es sei die Zusammenwirkung des Ganzen zu einer Seelenstimmung, was das Werk des Künstlers von dem des Vedutenmalers unterscheide, aber das rechte Wort ist auch

---

*) Vgl. auch: Krit. Gänge, Tübingen, Fues 1844, I, 221 ff.
Anm. d. Herausg.

hier nicht gefnnden. In den Krit. Gängen (N. F., Heft 5, S. 140 ff.) ist dieser Fehler gut gemacht; in der Schrift: Über Goethe's Faust (Neue Beiträge zur Kritik des Gedichtes, Stuttg. 1875) ist der Symbolbegriff wieder behandelt und die in Rede stehende Form von den andern Bedeutungen unterschieden (S. 122.).

Zunächst einfach ein Beispiel! Der Dichter sagt von der sinkenden Sonne: „die in Wolken sich tief, gewitterdrohend verhüllte, aus dem Schleier bald hier, bald dort mit glühenden Blicken strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung"; jeder Leser weiß, daß solche Beleuchtung einfach ein seelenloses, rein physikalisches Scheinen von Licht in Dunkel ist, dem also ein Ahnen eigentlich durchaus nicht beigelegt werden kann, und kein Leser, der irgend Phantasie hat, wird dieß, während er hingegeben liest, sich sagen; willig, ohne allen Einwand lassen wir uns in die schöne Vorstellung hineinziehen. Nachher, ein andermal, wenn es gilt, zu zerlegen, dann, in prosaischer Stimmung, verbergen wir uns nicht, daß der Dichter uns täuscht, aber wir tadeln nicht, vielmehr wir loben diese Täuschung. Es muß in der Natur der menschlichen Seele liegen, daß sie sich und ihre Zustände so hinüber- und hineinversetzt in Daseinsformen, die an sich nichts damit zu thun haben, und der Dichter ist dieser Natur gemäß verfahren. Auch wer nicht Dichter ist, wenn nur nicht ganz geistlos, verfährt so, die ganze Sprache ist von poetisirenden Ausdrücken durchzogen, die auf dieser frei-nothwendigen Täuschung beruhen, der Morgen lächelt, die Bäume flüstern, der Donner grollt, die Gewitterwolke droht, die wilden Wogen wüthen. Unbeseeltes jeder Art

wird mit Willen ausgestattet: die Traube will Wärme, der Nagel will (aus dem Brett) nicht heraus, das Päckchen will nicht in die Tasche hinein; wenn der Schütze sagt: die Kugel hat Holz, so legt er ihr den Wunsch, das Begehren unter, in das Holz der Scheibe einzuschlagen. Ist doch die Sprache an sich, wo sie ganz bildlos scheint, durchaus bildlich in diesem Sinn. Es gibt kein Wort von geistiger Bedeutung, das nicht ursprünglich Sinnliches bedeutet hätte; Seele, Geist, animus, spiritus, Ruach (hebräisch: Seele): all diese Wörter bezeichnen ein Wogen, Hauchen, Sprühen. — Dieser dunkelhelle, unfreifreie Akt ist symbolisch: die Verknüpfung vollzieht sich durch das Band eines Vergleichungspunktes; darauf kommen wir zurück, wenn genauer einzugehen ist; zunächst darf der Satz ohne Beweis aufgestellt werden, da er kaum auf Zweifel stoßen kann; schon das Eine, obige Beispiel belegt ihn, denn leicht ist einzusehen: zwischen den einander fremden Zwei: optisches Durchblitzen von Hell in Dunkel auf der einen, Ahnung auf der andern Seite liegt verbindend ein Vergleichungspunkt: das physisch Dunkle vergleicht sich dem Unerkannten, somit auch dem Unbewußten, das Helle dem Erkannten, vom innern Blick Durchdrungenen, somit auch dem Bewußten; im Zustande der Ahnung schieben sich in unbestimmt schwebender Weise Bewußtsein und Unbewußtsein ineinander, wie wenn Dunkel von Licht durchschossen wird. Gewiß aber ist, daß in den Augenblicken, wo wir diese symbolische Verknüpfung im Vorstellen vollziehen, uns durchaus nicht sagen, daß sie bloß symbolisch ist. Und dieß ist nur vom Standpunkt der analytischen Betrachtung ein Mangel, ein Mangel an Erkennen. Für die Schätzung

mit dem Maßstab der Phantasie, des Phantasiewerths ist es ein großer Vorzug, eine Energie des Bildvermögens. Die Unangemessenheit, die wir vom Symbol aussagten, weil es durch bloßes tertium comparationis kombinirt, verschwindet in der Tiefe und Innigkeit des Aktes. Ja, man kann sagen, es sei wahrer, daß wir uns des Erkenntnißmangels nicht bewußt sind, denn nothwendige Seelen-Akte sind doch eine Wahrheit, wie alles Ideale. Die Täuschung darin ist Wahrheit in höherem Sinn, als die Wahrheit, worüber wir uns täuschen. Dieß führt auf einen Punkt, der an anderer Stelle zu verfolgen ist: hinter der Täuschung liegt und gibt ihr Recht die Wahrheit aller Wahrheiten, daß das Weltall, Natur und Geist in der Wurzel Eines sein muß. — Also ein Widerspruch: symbolisch und doch in dem Sinn nicht symbolisch, daß die Täuschung über das bloß Symbolische im Verfahren die Wahrheit idealer Berechtigung hat, und dieser Widerspruch lebt, besteht.

Es erhellt, daß dieser Akt sich an die Seite jenes Verhaltens religiös gebundener Symbolik stellt, das wir als erste Form aufgeführt haben, der Verwechslung von Bild und Sinn. Aber auch nur an die Seite. Dem unfreien Bewußtsein ist es recht eigentlich und ganz ernst mit seiner Verwechslung; jetzt aber ist die Rede von einem freien Bewußtsein, dem es mit der Hinüberversetzung der eigenen Seele in einen Gegenstand nur — wie soll man sagen? halb ernst, nur schwebender Ernst, nur im Momente der ästhetischen Stimmung ernst ist. Beim Mythus haben wir poetischen Glauben von solchem unterschieden, der bereit ist, im prosaischen Ernste zu verfechten, was er glaubt, der

Phantasiedichtung für Geschichte hält. Auch hier ist bloß von poetischem Glauben die Rede. Ich habe (Krit. Gänge Neue Folge, H. 5, S. 138, 141) die bei dieser Form mitten in der Täuschung sich erhaltende Freiheit von der Täuschung ein Vorbehalten genannt: die Unterscheidung zwischen Bild und Sinn, die Einsicht in die Verknüpfung als bloß symbolische bleibt vorbehalten; diese Bezeichnung mag als die passendste Aushilfe gelten.

An den Mythus mußte hier wieder erinnert werden. Wir stehen mit der mittleren Form der Symbolik, die wir jetzt betrachten, eigentlich an seiner Wurzel. Er ruht ja auf einer Eintragung der Menschenseele in Unpersönliches. Allein das religiöse Bewußtsein, dem er angehört, schlägt sofort einen andern Weg ein; es will das ganze Dasein sich erklären; so wird ihm das in die Naturerscheinungen gelegte Ich zu einem unendlich höheren, einem göttlichen Ich; der Gott ist ihm schlechthin ein außer und hoch über ihm, obwohl in menschlicher Gestalt, lebender Änderer. Daran dichtet dann die Phantasie dieses Bewußtseins fort und schafft so eine übersinnliche Geschichte, eben den Mythus. Der Akt der Seelenleihung bleibt aber als naturnothwendiger Zug der Menschheit eigen, auch wenn sie längst dem Mythus entwachsen ist; nur jetzt mit dem, was wir Vorbehalt nennen; so wird denn auch das der unpersönlichen Natur untergeschobene Ich nicht zu einer Gottheit, es wird ebendaher nicht weiter gedichtet, es entstehen keine Mythen, — wohl etwas, das solchen ähnlich ist, aber dieß gehört nicht in den gegenwärtigen Zusammenhang, sondern in den, der von der täuschungslos hellen Symbolik handelt.

Wie soll der hier in Rede stehende Akt bezeichnet werden? Formsymbolik hat ihn schon K. Köstlin benannt. Es sollte aber ein Terminus gefunden werden, welcher die Innigkeit des Verhaltens mitausdrückt. Also etwa: die innige Symbolik? Klingt zu gefühlhaft für einen Terminus. Wäre ein Wort aus einer todten Sprache vorzuziehen? Also: die intime Symbolik? Das Beste will scheinen, aus einer Schrift, welche Volkelt aus unverdienter Nichtbeachtung gezogen hat, den Namen Einfühlung zu entnehmen.

Wir kommen hier auf die verdienstvolle Bearbeitung des Symbolbegriffes zurück, auf welche schon im Eingang aufmerksam gemacht ist. Volkelt geht, wie schon gesagt, kritisch zu Werke. Er macht den Anfang mit Rob. Zimmermann als dem Hauptvertreter der formalistischen Ästhetik, denn er geht ja von dem sehr wahren Satze aus, daß im Symbolbegriff die Entscheidung über Recht oder Unrecht ihres Prinzips liege. Wir verweisen einfach auf die Beurtheilung, welche R. Zimmermann's höchst gequälter Auffassung dieses Begriffes bei Volkelt erfährt. Von da geht er zunächst auf Hegel zurück. Dieser nimmt, wie man weiß, das Symbol zunächst in der ersten der bisher hier aufgeführten Bedeutungen und verfolgt es in dieser durch die Formen, die es in den Naturreligionen bei den Persern, Indern und Ägyptern angenommen hat; es ist eine besonders tiefgedachte Partie in Hegel's Ästhetik. Er zeigt, wie der noch dunkel brütende, Licht über das Welträthsel suchende, aus dem Natürlichen sich schwer und dunkel herausringende Geist die Lösung nicht im Menschenbilde finden kann, sondern die abstrakt allgemeinen Bestimmungen (Kraft, Werden, Ver-

gehen u. s. w., höher auch vereinzelte ethische Begriffe, die ihm vorschweben) bloß vergleichend, aber des bloßen Vergleichens sich nicht bewußt, an ein Unpersönliches knüpft. Es ist ein dunkles Wühlen, Umsuchen, das die gegebene Naturgestalt verändert, umbildet, Organe vervielfältigt, die Maaße in's Ungeheure treibt, im Fortgang sich halbwegs zum Mythischen, d. h. zum Anschauen des Weltgeheimnisses in der Form der Person erhebt, aber dabei doch im Symbole zurückbleibt und Menschenleib und Thierleib verbindet. Es tritt nun aber bei Hegel eine störende Mischung, Durchkreuzung des Historischen und Logischen ein: die Symbolik ist bei ihm wesentlich eine geschichtliche Entwicklungsform, und dennoch werden unter dieser Kategorie bleibende, bestehende Kunstformen aufgeführt, denen ihre Stelle vielmehr in der Lehre von den Künsten anzuweisen ist. Im zweiten Theile des Systems, welcher von der Entwicklung des Ideals zu den besonderen Formen des Kunstschönen handelt, wird im ersten Abschnitt die symbolische Kunstform, in dessen erstem Kapitel die unbewußte Symbolik (der Perser, Inder, Ägypter), im zweiten die „Symbolik der Erhabenheit“ (indische, muhamedanische Poesie, christliche Mystik, jüdischer Monotheismus) aufgeführt, und nun finden im dritten Kapitel unter dem Namen: „die bewußte Symbolik der vergleichenden Kunstform“ Formen der Poesie, die immer waren und sind, so lang es eine Dichtung gab und gibt (Fabel, Parabel u. s. w.), ihre Stelle, als gehörten sie nur der Geschichte an. In der Haupteintheilung der Künste entsteht dann wieder eine Schwierigkeit, nämlich bei der Architektur. Ihr Charakter im Orient und Ägypten war ein dunkel symbolisches

Suchen. Ein solches Suchen wird aber (Thl. 2, S. 257) überhaupt von dieser Kunst (wegen der Abstraktheit ihrer Formen) ausgesagt. Wohl, also alle Baukunst hat symbolischen Charakter, jedoch in anderem Sinn bei den Orientalen, in anderem bei den Griechen und in allen Stilen der Folgezeit. Dunkel symbolisch in besonderem Sinne war nach Hegel die orientalische Baukunst, weil sie selbständig sprechen wollte; die griechische wird klar, weil sie nur dienen will (damit im Innern, in der Gestalt des Gottes der Zweck des Ganzen sich ausspreche). Diese war trotzdem auch symbolisch, nur in einem verschiedenen, allgemeineren Sinn, und in welchem? Dieß führt zur Sache. Hegel kennt neben dem unfrei dunkeln Symbol das helle, wie der erwähnte Abschnitt: bewußte Symbolik der vergleichenden Kunstform beweist; aber er kennt nur diese zwei Formen, nicht die mittlere, bei der wir jetzt stehen, die Symbolik der „Einfühlung". Hätte er diesen Schlüssel, so bliebe nicht unerklärt, in welchem Sinn die abstrakten Formen der Baukunst, ihre Linien, Flächen u. s. w., nachdem sie nicht mehr dunkel symbolisch sind im Sinne des Fürsichsprechenwollens wie im Orient, sondern nachdem im Innern des Gebäudes das klare Skulptur-Bild des Gottes und der Gottesdienst sagen, was diese Formen schließlich sollen, dennoch an sich symbolisch bleiben. Dabei ist nicht an die mystisch-dogmatische Zahlensymbolik zu denken, wie man sie auf die Gothik angewandt hat, sondern eben an den Akt, durch welchen sich der Beschauer in das Unbeseelte so hineinversetzt, als ob er mit seiner Lebenskraft und Seele selbst darin sei, sich bewege, hebe, auf und nieder schwinge, in's Weite dehne, kurz, eben an den Akt der Einfühlung.

Diese Form der Symbolik habe ich, wie gesagt, früher nicht in ihrer Bestimmtheit erkannt, später jedoch die Lücke ausgefüllt; zustimmend begleitet mich Volkelt auf diesem Fortgang, doch in zwei Punkten bestreitet er mich. Der eine ist bereits besprochen: es ist die Frage, ob das Mythische nicht doch auch symbolisch genannt werden könne und in welchem Falle. Der zweite betrifft die Frage, ob nicht auch die ganz eigentliche Darstellung in der Kunst unter einer gewissen Bedingung symbolisch heißen könne. Dieser Punkt gehört aber nicht hieher, es würde die Ordnung stören, wenn ich hier bereits darauf eingienge.

Hierauf wird K. Köstlin's Ansicht besprochen. Seine feinen Bemerkungen über die stimmungleihende Symbolik, über die seelische Wirkung des Lichts und der Farbe, namentlich aber der Töne finden die verdiente Würdigung, aber es wird gezeigt, daß der innere Zusammenhang das eigentliche Band zwischen dem Objekt und der psychischen Leihung, das vom Subjekte geflochten wird, erst einer näher eingehenden Analyse bedarf, und dann, daß Köstlin die Folge nicht gezogen hat, die sich aus der Einführung dieser Form in die Ästhetik ergibt: für das Prinzip selbst nämlich, für den Grundbegriff des Schönen. Gleich zu Anfang haben wir gesagt, daß im Symbolbegriff die Entscheidung darüber liege, ob die formalistische Schule Recht habe oder nicht. Wird in der Einfühlung so das Unbeseelte beseelt, so ist zu schließen, daß sie sich auch auf das erstrecke, was diese Schule die reine Form nennt. Köstlin vollzieht den Schluß nicht und geräth, da er den Symbolisirungsakt doch zugibt, in Dualismus: zwei Welten des Schönen; die eine ist ausdrucksvolle, die

andere bloße Form. Darauf kommen wir zurück. Der erstere Mangel in Köstlin's sinnigen Bemerkungen über Formsymbolik, die Unterlassung genauerer Analyse, hat namentlich auch zur Folge, daß zwischen dem, was wir Einfühlung nennen, und zwischen der sogenannten assoziativen Vorstellung nicht deutlich unterschieden wird. Diese ist ein mehr äußerliches Verfahren, man kann sie zugeben und doch in Formalismus beharren; hätte also Köstlin die genauere Zerlegung und infolge dieser die Unterscheidung vorgenommen, so hätte dieß wohl seinen dualistischen Standpunkt erschüttert.

Die Analyse nun, welche bis dahin fehlte, ist vorgenommen in der Schrift, aus der wir den Namen Einfühlung für die tiefere Form entnommen haben: Über das optische Formgefühl, Ein Beitrag zur Ästhetik von Robert Vischer (1873). In dem Akte, um den es sich überhaupt handelt, fließt die Beiziehung begleitender Vorstellungen — und dieß ist, wie schon der Name zeigt, die Assoziation — mit einem ungleich innigeren Prozesse zunächst unbemerkbar in Eins zusammen. Es liegt eine Summation vor. Längst ist ja erkannt, daß das Schöne überhaupt kein Einfaches ist wie ein chemisches Element. Das Schöne, d. h. der Akt, der Kontakt zwischen Subjekt und Objekt, wodurch das entsteht, was wir das Schöne oder die Schönheit nennen, ist ein Ineinander von mehreren Akten. So wird denn auch die eine seiner Hauptformen, das Hinüberversetzen der Seele von Seiten des Subjekts in ein unpersönliches Objekt ein solches Ineinander, eine Summation sein und die Analyse muß ergeben, wie sich darin ein innigeres von einem relativ mehr äußerlichen Eintragen

inneren Lebens in das gegebene Objekt unterscheidet. Wir werden diese zweite (eben die nur assoziative) genauer kennen lernen, Beispiele werden ihren Unterschied von der ersteren bestimmter zeigen, wenn wir der Analyse des Verf. folgen. Volkelt gibt dieselbe wieder, und wir könnten auf diese Wiedergabe verweisen, wenn nicht bei gewissen Punkten Bemerkungen anzuknüpfen wären.

Erst sind noch weitere Vorgänger zu nennen, denen R. Vischer, wie er in der Vorrede sagt, nähere Anregung verdankt: Es ist Völker: Analyse und Symbolik, Hypothesen aus der Formenwelt (1861), trotz gewissem Mangel an schärferer Abstraktion eine „sinnige" Schrift, und Scherner: Das Leben des Traums (1861). Speziell in Bezug auf das Symbolische in dem Vorgang, um den es sich handelt, und auf den Unterschied zwischen bloß assoziativer Vorstellung und direkter Versetzung entnahm er fruchtbare Keime weiterer Gedankenbildung aus dieser letzteren Schrift; sie ist von einer Beimischung von Phantastik und daraus fließender Überschätzung des Traumlebens nicht freizusprechen und zieht doch aus reicher Beobachtung tiefe Gedanken und Unterscheidungslinien, wofür die Psychologie ihr dankbar sein muß (vgl. meine Anzeige von Volkelt's Schrift: Die Traumphantasie, Altes und Neues, H. 1, S. 189, 190). Lotze's tiefe und feine Blicke im Mikrokosmus und der Geschichte der Ästhetik kannte R. Vischer noch nicht, als er seine Studie schrieb (s. die Anm. Vorwort S. VII). Auf das Intimste beobachtet Lotze, wie wir uns selbst, unsere Seele mit unserem Körpergefühl, unserer Körpervorstellung in das Objekt, seine Formen und Bewegungen fortsetzen; R. Vischer

trifft in seinen Gedankenwegen ganz mit ihm zusammen, seine bestimmte Aufgabe bringt es aber mit sich, daß er systematisch einordnet, weiter entwickelt und verwerthet, was Lotze, von seiner umfassenderen Aufgabe geführt, an verschiedene Stellen zerstreut und nicht in seine Konsequenzen verfolgt. Volkelt stellt ihn mit R. Vischer im 5. Kapitel seiner Schrift zusammen.

Als erste, als Hauptunterscheidung in dem Zusammensein, dem Konvolute von Akten, die in dem Einen Akte zusammenfließen, stellt R. Vischer gewiß einfach richtig die eines erst empfindenden und die eines fühlenden Verhaltens auf: jenes zwar relativ bereits seelisches, dieses aber vertieft seelisches, das Selbst mit seinem Inhalt in das Objekt hineinverlegendes Verhalten. Es kommt aber darauf an, innerhalb dieses Hauptunterschieds weiter zu unterscheiden. Hiefür entnimmt R. Vischer den durchgreifenden Eintheilungsgrund aus dem physiologischen Gegensatz der sensitiven und motorischen Nervenreize. Dieser findet seine Anwendung in beiden Gebieten der Haupteintheilung.

Vorausgesetzt ist, daß das bloße Sehen, wodurch das Bild des Gegenstandes vom Auge aufgenommen wird, zum Schauen sich vertiefe. Im letzteren Akte ist die tiefere Erfassung schon dadurch vorbereitet, daß die Muskeln des Auges intensiver thätig sind, so daß der Blick den Dimensionen folgt und sie wieder zur Gesammtheit zusammenfaßt. — In diesem bewegteren Verhalten ist bereits ein Doppeltes zu unterscheiden: das Auge folgt linear den Umrissen, gleichsam wie wenn man sie mit der Fingerspitze nachzeigt, verhält sich also zeichnerisch, oder aber es faßt die volle Form in

den beleuchteten Flächen auf, die Schwellungen, Vertiefungen, alle Bahnen: verhält sich also mehr plastisch nachmodellirend. Es ist ein Unterschied, ob ich mehr auf die Umrisse eines Gebirges oder mehr auf seine Bildungen innerhalb der Umrisse sehe; dieser Unterschied verdeutlicht sich, wenn man Silhouette und Relief zur Vergleichung beizieht. Beides verbindet sich zu einem ungleich schärfer gegliederten und einheitlicheren, daher auch bewußteren Bilde, als das gewöhnliche Sehen es bringt. Kein Künstler ohne diese Art des Blicks. Man denke an die innere Beziehung von Sehen und Tasten. Ohne Beihilfe des letzteren wird keine greifliche Form, kein Entfernungsverhältniß erkannt; hat die wirklich tastende Hand dem Auge nachgeholfen, so wirkt es in dessen Thätigkeit als inneres Tasten bleibend nach. Das Künstler-Auge vollzieht dieß weit schärfer, als das gewöhnliche; daher weiß er Bergformen, Formen eines Kopfes aus der Erinnerung viel bestimmter, als Nichtkünstler, anzugeben.

Nun kommt die *Empfindung* in Betracht, wie sie diesen Akt des Gesichtes begleitet. Von reizlos gleichgültigem Anblick kann in diesem Zusammenhang nicht die Rede sein; hier handelt es sich von betonter Empfindung, also *Angenehm* und *Unangenehm*. Angenehme Empfindung wird solche Reize begleiten, die dem Nerv adäquat sind, d. h. ihn zu gewohnten und einfachen Bewegungen veranlassen; unangenehme wird bei solchen eintreten, die ihn zu unadäquaten, d. h. ungewohnten, schwierigen Bewegungen nöthigen. Es kann auch ein Drittes stattfinden: zuerst unadäquate, also unangenehme, dann adäquate, durch den Kontrast erhöht angenehme Empfindung. — Anders färbt sich die Empfindung,

wenn die sensitive, anders, wenn die motorische Nervenfunktion vorherrscht, der Unterschied ist nur relativ, dennoch wesentlich. Das Verhalten und Befinden bei sensitiven Reizen nennt der Verfasser Zuempfindung, bei motorischen Nachempfindung. Die nähere Erklärung wird sich ergeben.

Bei allem Sehen und Schauen ist das Licht vorausgesetzt, mit ihm die Farbe. Es beruht auf Ätherwellen, also auf Bewegung. Angenehme oder unangenehme Empfindung hängt davon ab, ob die Schwingungen der Sehnerven homogen erregt werden oder nicht, ob sie sich dabei bequem oder unbequem bewegen. Das Auge stellt Forderungen, wie man weiß, es verlangt die Ganzheit der Farben, ergänzt daher, wo sie fehlt, das Fehlende und erzeugt Nachfarben.

Die Körper in ihrer Bestimmtheit, ihre festen Formen sind hinzuzunehmen, hier handelt es sich ebenfalls um adäquate oder unadäquate Nervenfunktionen, wie sie mit der Muskelbewegung des Auges sich ergeben. Sie ist z. B. bequem bei horizontaler Flächenlinie, weil unser Augenpaar eine horizontale Lage hat. Die vertikale widerspricht diesem Bau, indem sie eine komplizirtere Funktion nöthig macht, allein die angestrengtere Thätigkeit führt einen Kraftreiz mit sich, und je nach der Kombination wirkt dieß wohlthuend. Das Runde macht angenehmen Effekt, weil es dem Runde des Auges entspricht. (Dieß ist wohl ein zu kühner Satz; Volkelt stellt ihn in Abrede und sucht den Grund der Annehmlichkeit der Empfindung vielmehr mit Recht im Geschwungenen der Bewegung S. 60, 61.) — Wiederholung einer bestimmten Form in gleichen Abständen, besonders wenn unterbrochen durch methodisch dazwischen tretende Theilformen, bringt

„die wohlige Gesammtempfindung einer harmonischen Reihe von gutgelungenen Selbstmotionen“ mit sich. Dieß ist die Lust am Rhythmischen.

Der Verfasser geht hier auf die Gesetze der Regelmäßigkeit, Symmetrie und Proportion ein und berührt Zeising's Lehre vom goldenen Schnitt. Dem durchgehenden Gedanken gemäß stellt er auf, es handle sich auch hier nicht um den Gesichtssinn allein, sondern um ein Empfinden im ganzen Körper. Lassen sich ja überhaupt die Sinne nicht isoliren, fühlt sich ja das Blaue kalt, das Gelbe warm; so auch bei Formen: „in niedrigen Stuben bekommt unser Körper die Empfindung von Last und Druck; alterskrumme Mauern können die Grundempfindung unserer leiblichen Statik beleidigen.“ — Als Beispiel von solcher Mitempfindung im ganzen Körper führe ich an: ein Kind wurde vor einen beweglichen hohen Spiegel gestellt; als es sich darin besah, wurde er schnell bewegt und das Kind fiel um. — „In Wahrheit gibt es keine strenge Lokalisirung im Körper; jede betonte Empfindung führt daher schließlich entweder zu einer Steigerung oder Schwächung der allgemeinen Vitalempfindung.“ Es erhellt, wie sich diese Vorgänge zu dem Unterschiede von Zuempfindung und Nachempfindung verhalten. Die erstere findet statt, wenn der Gegenstand mehr als Licht- und Farben-Einheit aufgefaßt wird, da hier die sensitiven Nervenreize vorwalten. Auch diese haben Bewegungscharakter, aber nur relativ im Gegensatz gegen die motorischen Reize, die vorherrschen, wenn das Auge den Bahnen der Form nachgeht: die letztere Art oder Seite des Auffassens ist Nachempfindung zu nennen. Von diesen beiden unter-

scheidet der Verf. die Einempfindung und versteht darunter die einfache zentrale Versetzung in den Gegenstaud und seine plastische Bildung: z. B. Empfindung einer Kugelform, jeder unorganischen Naturform als solcher.

Dieß ganze Verhalten ist aber also die erste, noch mehr bloß sinnliche, nur relativ seelische Stufe. Soll die bedeutendere entstehen, so hat ein höherer Faktor, die Phantasie, einzutreten. Sie ist es, die der Verf. an dieser Stelle zuerst einführt als den das Weitere bedingenden geistigen Akt, — noch nicht in ihrer volleren, schöpferischen Aktion, zunächst einfach als Einbildung oder „Bildvorstellung". Durch diese bleibt im Innern ein Bild des Gegenstands auch in seiner Abwesenheit; für seinen Zweck geht der Verf. ohne Aufenthalt zu einer eigenthümlichen Kombination von zwei Vorstellungen über, wie sie im Traume vorkommt. Die eine ist die Objektsvorstellung, die andere die Selbstvorstellung, d. h. hier: Vorstellung meines eigenen Leibes: beide schiebt der Traum aus Anlaß eines Leibreizes verwechselnd, und zwar symbolisch verwechselnd, gern in einander. Hier ist es, wo an Scherner's Schrift: Das Leben des Traumes angeknüpft wird. Die Empfindung ist bekanntlich im Schlaf weder äußeren noch inneren, d. h. im eigenen Körper entstehenden Reizen ganz verschlossen; aus Empfindungen werden diese Reize zu Vorstellungen, aber nicht zu Bildern der Sache selbst, sondern eines Gegenstands, der mit dem Körper und den Organen, deren augenblicklicher Zustand einen Reiz verursacht, irgend eine Ähnlichkeit hat. Der ganze Körper wird sehr häufig als ein Haus vorgestellt, bei Kongestionen und Kopfweh taucht die Vorstellung einer Feuersbrunst im Oberstock auf;

hängt mir der Kopf im Schlaf über das Bett heraus, so träumt mir von einem gefährlich überhängenden Erker; interessant ist namentlich ein Traum bei Zahnweh, den Scherner anführt: ein halbrunder Raum in einer Mühle schwebt dem Träumenden vor, worin Säcke im Halbkreis umherstehen, einer derselben hat einen Riß: Bild der Mundhöhle, der Zähne, des schadhaften, Schmerz verursachenden Zahns. Überfüllter Magen spiegelt sich im Bild eines vollgepfropften Schlauchs oder andern Behälters. Motorische Reize, z. B. Hemmungen im Blutlauf, erscheinen, wie Jeder weiß, gern als Bilder beängstigender Behinderung in Thätigkeiten: hier tritt Selbstvorstellung ein, d. h. der Träumende stellt sich nicht einen Theil des Innern seines Körpers symbolisch, sondern seine wirkliche ganze Person unsymbolisch vor, aber symbolisch untergeschoben wird die Situation mit Umgebung: Treppen steigen, Kleider anlegen, dreinschlagen wollen und nicht können u. dergl.; doch manchmal wird eine andere Person als in der Hemmung befindlich vorgestellt, wird also das Bild objektiv: ich sehe Jemand von einem Thurm stürzen, Sternschnuppen fallen und Ähnliches. — Also eine Vertauschung, durch welche ich mich, mein sich empfindendes Selbst in fremde Körper hineinschiebe wie in ein Kleid. Ähnliches, sagt der Verf., geschieht nun auch im Wachen, in Zuständen nur halb bewußter Versunkenheit. Hiegegen ist zu bemerken, daß dieß wohl nur selten vorkommt, man kann wohl nur sagen: wir haben im Leibreiztraum ein Analogon der Formsymbolik, wie sie im Wachen auftritt. Die Traumphantasie nimmt aus der unpersönlichen Welt (aus den Erinnerungsbildern, welche diese zurückläßt) ein Ge-

bilde herüber und verwendet es als Symbol für den Leib des Träumenden und seine Organe; dabei ist sich dieser der Verkleidung völlig unbewußt; die Aufgabe aber ist, einen wachen, wohl unwillkürlichen, doch nicht so ganz, so schlechthin unbewußten, wohl naturnothwendigen, doch nicht so schlechthin unfreien Akt zu erklären, der die Außenwelt beläßt und die Seele mit ihrer Stimmung in sie hinüberlegt. Es gibt nun im wachen Leben noch ein Gebiet unwillkürlicher Symbolik, dessen Analogie mit diesem Akt eine ungleich engere und woraus daher ungleich mehr Licht für das vorliegende Thema zu entnehmen ist, als aus dem dunkeln Traumgebiet; darauf sei hier zum voraus hingedeutet, wir werden in der Folge auf eine Schrift eingehen, welche dieß Gebiet behandelt. — Wir kehren zu dem Gange des Verf. zurück. Er übersieht nicht, daß das Spiel der Vorstellungen im Traume erst bloße Einbildungskraft ist. Die Empfindung hat sich nun erweitert und vertieft, da sie an ein selbstgeschaffenes Bild sich knüpft, aber beide sind in dieser dunkeln Verbindung noch nicht das, was wir mit der bekannten Unterscheidung Phantasie nennen, die doch vorausgesetzt ist, wenn der tiefere Akt entstehen soll, um den es sich handelt und der ja eine seelenvolle, freie und doch naturgesetzmäßige, nicht willkürliche Umkleidung in eine fremde Gestalt vollzieht.

Die Geistwelt ist es, die erst hinzutreten muß. Es ist nicht Sache dieser speziellen Untersuchung, ihr Werden zu zeigen; sie darf es der Psychologie und Ethik überlassen, darzuthun, wie der Einzelne sich in diese Welt einlebt, zum geistigen Wesen hinaufringt, sich nicht nur empfindet, sondern als Ich denkt, wie dieß Denken im Echo des Innern als

Selbstgefühl resonirt, das Selbstgefühl aber durch Denken des Allgemeinen und Brechung des Eigenwillens aus seiner egoistischen Sprödheit sich zum Gattungsgefühl erweitert, erweicht, erwärmt. Nun erst wird ein sich Versetzen in Andere und Anderes möglich, das wirklicher Seelenkontakt, Gemüth zu nennen ist. Lust und Unlust in dem so aufgethauten Gefühlsleben heißt nun Stimmung, seelische Stimmung. Allerdings ist nicht ohne Weiteres nur an ideale, ethische Werthe zu denken. Die Welt der Leidenschaften auszulassen wäre zu enger Standpunkt; aber ihr Stachel bricht sich in dem Form-Akte, um den es sich handelt. Es ist hier wieder an Lotze zu erinnern, wie es auch Volkelt nicht unterläßt. Lotze faßt im Allgemeinen das Schöne zu direkt unter dem Standpunkte des Guten, so denn auch im Gebiete der Formsymbolik; indirekt aber, als aufgehend im Schönen, sind ethische Werthe, sittlicher Wille, Liebe unzweifelhaft betheiligt, unfreie, wildere Seelenbewegungen allerdings nicht minder, aber so, daß, wie gesagt, ihr Stachel, ihre pathologische Natur ihnen genommen ist, und dazu kommt, daß in einem ästhetischen Ganzen eine Entwicklung stattfindet, wodurch sie als bloße Momente an ihre Stelle verwiesen werden. — Wir kehren zum Form-Akte als solchem zurück, zum helleren, wie er im Wachen vollzogen wird, wo schon die Kontrole der Wirklichkeit das Bildleben des Geistes in seine Zucht nimmt. Schiebt sich das mit Gehalt erfüllte Selbst den Gestalten der unbeseelten Welt unter, so ist es nun eine Persönlichkeit, die mit ihrem Gehalte sich unterschiebt. Jetzt ist die Einempfindung Einfühlung geworden. Zur Ergänzung hat R. Vischer in der (eingegangenen)

Zeitschrift: Die Literatur (Redakteur Wislicenus) noch einen Nachtrag gegeben (Der ästhetische Akt und die reine Form [Nr. 29. Juli 1874]), worin die Selbstvorstellung, wie sie sich in diesem Akte mit der Objektvorstellung verbindet, näher dahin bestimmt wird, daß das Ich, das in einen Gegenstand eingefühlt wird, sich freier, dem Stoff enthobener, vollkommener vorstellt, als es in Wirklichkeit ist. Dieses Wesen kann schwimmen, schweben, fliegen, sich schwingen, winden, ausbreiten, zusammenziehen, hoch und weit strecken, proteisch verwandeln, wie kein menschlicher Körper; seine Gefühle, seine Leidenschaften, sein Wollen und Können wachsen in's Unendliche. Gewiß ein richtiger Zusatz; diese Lüftung seiner Schranken entnimmt das Subjekt eben aus dem Akte selbst: Licht, Feuer, Luft, Wasser Erde, Pflanze, Thier leihen ihm ihre Eigenschaften, ihre Kräfte, ihre Bildungen, Werke der Menschenhand ihre Linien, Massen, Erstreckungen.

Wir haben den Namen Einfühlung schon oben für das Ganze dieses tieferen Seelenaktes gebraucht und möchten es der Einfachheit wegen dabei bewenden lassen. Der Verfasser selbst unterscheidet drei in demselben begriffene Arten des Verhaltens und nennt nur eine derselben Einfühlung. Er bringt nämlich in aller Ordnung das Unterscheidungsmotiv sensitiv und motorisch wieder in Anwendung und so entsteht ihm die Eintheilung: Anfühlung oder Zufühlung, Nachfühlung und Einfühlung. Die beiden ersteren gehen im Verhältniß zum Objekt mehr von außen nach innen, die Einfühlung erfaßt es von innen nach außen, versetzt sich zentral in dasselbe und legt das fühlende Ich in seine Formen wie in ein Kleid, vielmehr wie in den eigenen

Körper. Die Zufühlung als die nun seelisch vertiefte Zuempfindung tritt wie diese namentlich bei Licht- und Farbenerscheinungen in's Leben. Ich erinnere an die „ahnungsvolle Beleuchtung“ (Goethe); man denke ferner an Mondlicht, Abendroth, Gewitterlicht, Helldunkel, Blau des Meeres, wie aus ihnen die Stimmung, die sie symbolisch erregen, uns entgegenkommt, so daß wir der objektiven Erscheinung den Namen dieser unserer Stimmung beilegen: sehnsüchtig, wehmüthig, sanft, hoffnungsvoll, zornig, wild, brütend u. s. w. Die Farben hat schon Goethe unter diesem Standpunkt betrachtet: „sinnlich sittliche Wirkung der Farben“. Die Ästhetik hat näher darauf einzugehen; es genügt hier, zu erinnern, wie wir das Blau kalt, Gelb und Roth warm nennen, als wäre dieß ihre Stimmung. Dagegen die Nachfühlung als vertiefte, seelenvolle Nachempfindung bewegt sich mit dem Genuß einer wohlgelungenen Selbstmotion wie diese an den Umrissen, Grenzen eines Objekts, diese scheinen zu rinnen, zu laufen, sich zu winden und krümmen und ich mit ihnen, mit einem bewegten Gegenstand, wie Welle, Vogel schwingen wir uns, stürzen, steigen, springen und fliegen. Wirkliche, ganze Hineinversetzung in das Objekt ist aber erst die Einfühlung; jetzt erst bin ich selbst mit meiner ganzen Stimmung darin, lege seine Formen mir um und seine Bewegungen sind die meinen. „Ich balle mich grollend in einer Wolke, rage stolz in einer Tanne, brüste und bäume mich frohlockend in den Wogen. Ich bin zugleich die Vielgestalt der Brandung, welche die Klippe schlägt und peitscht, und zugleich die Klippe, welche der Brandung trotzt, ich nicke und winke der Quelle, welche ich wiederum selber bin, in einer schwan-

kenden Blume.“ Wie leicht könnte man mit Beispielen fortfahren: ich neige mich mit der Weide trauernd über den Bach, ich strecke mich trutzig mit dem Felsen empor, fahre mit der Rakete auf, breche zornig entschlossen mit dem Schuß heraus („mit Grimm gefüllt ist der Kanone Bauch“ Shakespeare). — Da in der dritten Form, der Einfühlung, dieser Akt seine eigentliche Tiefe und Stärke erreicht, so wird es zulässig sein, den ganzen Akt so zu nennen, wie wir thun. Das Wort bekommt dann einen weiteren und engeren Sinn, im weiteren bezeichnet es diesen, den ganzen Akt, im engeren die intensivste seiner Formen.

Ehe wir mit dem Verfasser weitergehen, ist nun die Schrift beizuziehen, auf deren Wichtigkeit ich oben hingewiesen habe, noch ohne sie zu nennen; ich habe gesagt, es gebe im wachen Leben ein Gebiet unwillkürlicher Symbolik, woraus für das vorliegende ungleich mehr Licht zu schöpfen sei, als aus dem dunkeln Traumgebiet. Die Schrift, die ich meine, ist die Mimik und Physiognomik von Piderit (zweite, neu bearbeitete Auflage 1886), das Werk eines feinen Beobachters und nüchtern vorgehenden Denkers, das die helle Tagwelt des Wachens vor sich hat und doch eine unbewußte Seite desselben mit erwünschtem Lichte beleuchtet. Als Fundamentalsatz der Mimik wird aufgestellt: da jede Vorstellung dem Geiste gegenständlich erscheint, so beziehen sich die durch die Vorstellungserregungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen auf imaginäre Gegenstände. Jene sind angenehm oder unangenehm, je nachdem die Reize harmonisch oder disharmonisch wirken. Die Folge ist, daß die angenehmen oder unangenehmen Vorstellungen dem Geiste

wie angenehme oder unangenehme Objekte erscheinen. Der Verfasser erinnert in diesem Zusammenhang an die Sprache, die für angenehme oder unangenehme Vorstellungen geistiger Art keine andern Bezeichnungen hat, als solche, die von angenehmen und unangenehmen Sinneseindrücken genommen sind (bitter, süß u. and.). Der zweite Fundamentalsatz heißt nun: die durch angenehme oder unangenehme Vorstellungen verursachten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich auf harmonische (angenehme) oder disharmonische (unangenehme) Sinneseindrücke; d. h. die durch angenehme Vorstellungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen sind derart, als sollte durch sie die Aufnahme harmonischer Sinneseindrücke erleichtert und unterstützt, die durch unangenehme Vorstellungen hervorgerufenen derart, als sollte durch sie die Aufnahme disharmonischer Sinneseindrücke erschwert und verhindert werden.

Die Bewegungen der Gesichtsmuskeln werden nun anatomisch durchgegangen und von diesem Standpunkt ihre Bedeutung aufgezeigt. Abbildungen kommen zu Hilfe. Einzelnes werden wir für unsern Zweck herausgreifen. Zur Physiognomik führt der Satz über, daß (mit Einschränkung natürlich) physiognomische Züge als bleibend gewordene mimische anzusehen sind.

Es erhellt, daß das Band zwischen den imaginären Sinneseindrücken und den Vorstellungen geistiger Art, welches dem mimischen Ausdruck zu Grunde liegt, ein symbolisches ist, aber ein innig symbolisches, da die Vorstellung des Ähnlichen so unmittelbar aktiv wird. Geistiges wird wirklich in Physisches hinübergefühlt oder umgekehrt; der leitende

Grundgedanke wäre nicht so ungemein fruchtbar für die Ästhetik, wie er es wirklich ist, wenn er nicht viel tiefer führte, als die auch von den Formalisten eingeräumte Beigesellung nebenherlaufender Vorstellungen.

Man sehe sich näher an, was damit gewonnen ist. Eine Vorstellung irgendwie geistiger, seelischer Art, von Lust oder Unlust begleitet, wirkt so in mir, daß ich sie ganz unwillkürlich, ohne alle Reflexion, durch Mienen ausdrücke, die eigentlich einer analogen sinnlichen Empfindung zum Ausdruck dienen. Ich glätte die Stirn bei heiteren Vorstellungen, wie bei sinnlichem Wohlsein, ich runzle sie in senkrechte Falten bei verstimmenden Vorstellungen und bei angestrengtem Denken wie bei unangenehmen Gesichtseindrücken, ich weine bei seelisch schmerzlichen Vorstellungen wie bei physischem Schmerz. Ein subjektiver Vorgang, eine Bewegung von innen nach außen. Ein ganz Anderes ist nun zunächst das in Rede stehende ästhetische Gebiet; es handelt sich von Anschauung der umgebenden Welt, ihres nicht beseelten Theils: ein vorerst objektives Verhalten. Nun aber weiter: es begegnen mir Erscheinungen in diesem Gebiete, welche jenen mimischen im subjektiven Gebiete gleichen. Bewölkter Himmel gemahnt an Stirnrunzeln, also wolkenloser an glatte Stirn, Wechseln zwischen Sonnenschein und Verhüllung der Sonne an Blinzeln, Regen an Thränen, Blitz an schießenden Blick des Zorns. Nun bin ich schon von Natur aus geneigt, meine Seele in die Außenwelt hineinzutragen, so ist rasch der unbewußte Schluß gezogen, eine finstere, freundliche, scheue (Blinzeln), trauernde, drohende Seele sehe mir entgegen, — ein Schluß von außen nach

innen. Es war ein objektiver Vorgang, ein gegenständlich Schauen, er wird subjektiv, ich finde hinter dem Äußern eine Seele, wie die meine, also mich selbst — freilich wie ein unendlich, nur nicht zu Göttern, wie im Mythus, erhöhtes — Selbst wieder. Eine Umdrehung: im Mimischen innerer Zustand = A, Miene symbolischer Ausdruck davon = B; dann, im scheinbar ganz verschiedenen Verhalten, der Naturanschauung: ein Erscheinen von Formen und Farben in der Außenwelt = A, dahinter, von mir hinübergetragen: eine Seele und ihre Stimmung = B. Aber eben, da diese Formen und Farben als Ausdruck von Seele und ihrer Stimmung erscheinen wie in der Mimik, so wird diese Seele, da doch das Subjekt des Ausdrucks das Erste, der Ausdruck das Zweite ist, nun das A, der Ausdruck das B wie im ersten der genannten Vorgänge, dem subjektiven. Das Verständniß läßt sich noch erleichtern, wenn man sich, von der äußern Natur zunächst wieder absehend, zum Subjekt mit seinen Mienen ein zweites, einen Zuschauer denkt; dieser schließt aus Stirnglätten u. s. w. auf die Stimmung des ersteren Subjekts. Bei der symbolischen Naturauffassung wird die Natur zu dem, was hier das angeschaute Subjekt ist. Höchst merkwürdig: Subjekt und die Natur dessen Objekt, — aber beides wie zwei Menschen, deren einer im andern sich wiederfindet — und hiemit —: Mensch, geistiges Lebwesen und ihm gegenüber Natur, unbegeistet, — doch beide Ein Wesen, der Eine sich findende Mensch — vielleicht nicht ganz bloßer Schein? Schwer wird es, auf dieser Stelle nicht einzugehen auf die im Bisherigen schon gestreifte Frage des Pantheismus, insbesondere auf K. Planck's

Grundidee; aber darauf muß im gegenwärtigen Zusammenhang noch verzichtet werden; es gehört an den Schluß.

Soll der Raum für den einzelnen Beitrag nicht stark überschritten werden, so müssen wir hier die eingehende Behandlung abbrechen. So kann auch R. Vischer's Schrift nicht weiter verfolgt werden, wiewohl sie an die Analyse des symbolischen Aktes eine Reihe von gewichtigen Gedanken knüpft, zur Mythenbildung, zur Eintragung ethisch politischer Bedeutung in die Naturmythen übergeht und aufzeigt, wie die religiöse, die ideale Weltanschauung am Stabe der Einfühlung sich entfaltet, dann die Phantasie in die künstlerische Thätigkeit verfolgt, die Frage über Naturnachahmung und Idealisirung aufnimmt und zum Zweck ihrer tieferen Lösung die Organisation des Künstlergeistes in Betrachtung zieht, denn von diesem Mittelpunkt ist diese Frage, sind die Fragen über individuellen Stil des einzelnen Künstlers, über den Gegensatz der sogenannt realistischen und idealistischen Stilrichtung anzufassen, um die Denkverwirrung darüber zu lichten und zu schlichten; mir scheint es, die Schrift habe aus dem Begriff der Einfühlung mit richtigem Blick entwickelt, was aus ihm wie einem fruchtbaren Keime sich ergibt. Blick: dieß wird überhaupt der passende Name für sie sein; Blick haben ist doch das erste Erforderniß für alle Theorie des Schönen und der Kunst.

In aller Kürze gebe ich noch eine Übersicht des Inhalts, der weiterhin zu behandeln wäre.

Zu der mittleren Form der Symbolik, der dunkelhellen, unfrei freien, wäre zunächst das Gebiet des Tons als be-

sonders wichtig aufzunehmen, hiemit die Frage nach dem Wesen der Musik. Die Abhandlung Eduard's von Hartmann „Zur Ästhetik der Tonkunst“ wäre zu erwähnen, der die §§ vom Wesen der Tonkunst in meiner Ästhetik flüchtig auszieht, was ich über Symbolik der Tonwelt später, doch schon 1873 in den Krit. Gängen (N. F. Heft 5, 143, 144) gesagt habe, nicht anführt und bei der Besprechung der Ansicht von Lazarus („Psychologische Analyse der Auffassung der Musik“ im 3. Band der Schrift: das Leben der Seele) die Symbolik bringt, als hätte dieser zuerst den Begriff derselben auf die Musik angewandt. Ich wiederhole hier nur den Satz, mit welchem meine dortigen Bemerkungen schließen: die Musik ist akustische Gebärdensprache des Gefühls, die Gebärde ist auch nichts Anderes, als eine Symbolik geistiger Akte u. s. w. — Auch auf den seelischen Ton, wie er in der Sprache das Wort begleitet, wäre einzugehen, um das Symbolische in der Musik zu erläutern. Hier ist eine ältere Schrift von Wichtigkeit: Die Melodie der Sprache in ihrer Anwendung besonders auf das Lied und die Oper u. s. w. von L. Köhler, 1853. — Von Neueren erwähne ich Dr. Heinrich Adolf Köstlin: Die Tonkunst. Einführung in die Ästhetik der Musik (1879). Er ist strenger Formalist, gibt aber im Verlaufe zu, daß „die Tonbewegung etwas der Stimmung der Vorstellung Analoges hat“, daß sie an diese „gemahnt“; er gebraucht auch das Wort Gleichniß, zwar mit der Einschränkung: „im besten Fall“; die Musik sei „im besten Fall“ ein Gleichniß, nie aber der zureichende Ausdruck der Stimmung. Was er hiemit zugesteht, darf nur genauer genommen und entwickelt werden,

so ist hiemit Alles eingeräumt, was er in seiner, doch so feinfühligen, Schrift bestreitet.

Hierauf wäre nun der Unterschied zwischen Einfühlung und bloß assoziativer Vorstellung näher zu betrachten. Gesagt ist schon, daß R. Vischer der Erste ist, der diese Unterscheidung in ihrer Bestimmtheit gezogen hat. Die Assoziation ist sekundär, die angeknüpfte Vorstellung zieht Anderes herbei und setzt es neben die gegebene Vorstellung. Bei der rothen Farbe fällt mir Blut und Zorn, bei der grünen als Farbe der sprossenden Vegetation der Frühling, bei einer Orange Italien, bei Gold, bei Marmor ihr Werth ein; bei dem Mond denke ich etwa an Verliebte: dieß Alles ist nur begleitende Erinnerung, nicht Einfühlung. Aber diese Nebenvorstellungen verknüpfen sich eng mit ihr, vermehren wesentlich die Summation, woraus der ästhetische Akt besteht. Volkelt geht bei der Beurtheilung von Fechner mit der Gründlichkeit auf diese Seite ein, die sie verlangt.

Fechner gibt zu, daß an der Assoziation die halbe Ästhetik hängt. An der Einfühlung hängt mehr als die halbe. Die Untersuchung hat nun vorwärts zu gehen bis zu der eigentlichen Burg der Formalisten und einen Hauptpunkt genauer in's Auge zu fassen, der im Bisherigen noch nicht scharf genug hervorgehoben ist und den ich in den Krit. Gängen (a. a. O. 144 ff.) wohl aufgenommen, doch nicht erschöpft habe. Kann auch das Wohlgefallen an den reinen Formen, den mathematisch bestimmten Harmonieverhältnissen symbolisch erklärt werden? Es handelt sich von Linien, Flächen, geometrischen Formen, Regelmäßigkeit, Symmetrie, Proportion, von den Zeit- und Zahlenordnungen in Metrik

und Musik; dieß ist die „Hälfte" der Ästhetik, die nach Fechner übrig bleibt, wenn eine Hälfte derselben an der Assoziation hängt. Es fragt sich aber, wie die Sache liegt, wenn man von der Assoziation die innige Symbolik, die Einfühlung unterscheidet und diese ins Feld führt. Der Formalismus wird sagen: es bleibt ein Rest, der auch in diese nicht aufgeht; von aller konkreten Gestaltung, auf welche sie anzuwenden ist, sind ja die reinen Verhältnisse, die harmonischen Ordnungen an sich zu unterscheiden, und da gibt es nichts zu symbolisiren. Nur unbewiesen kann ich hier die Überzeugung hinstellen: auch dieser in Symbolik scheinbar nicht aufgehende Rest öffnet sich der Symbolik. Es sind Verhältnisse der Einheit in der Vielheit. Wie kann Einheit in der Vielheit ästhetisch gefallen? An sich ist sie etwas rein Abstraktes, das als Solches die Seele, die seelische Sinnlichkeit eiskalt läßt; fühlt diese etwas dabei und zwar Lust, ästhetische Lust, so kann es nur sein, weil die Seele mit ihrem Nervenleben und ganzen Leib selbst eine Einheit in Vielheit ist und sich da wiederfindet, wo sie solche findet. Zählen, Rechnen, Messen und Ästhetischfühlen ist ein für allemal zweierlei; läßt sich für das Zählbare und Meßbare kein symbolisches Band finden, so steht es übel um die Ästhetik. Es ist also zu sagen: das Schöne enthält eine, in einem Theil der Künste mathematisch bestimmbare (im größern Theil freilich nicht mehr bestimmbare) Seite, hat eine Unterlage, die, scheinbar rein abstrakt, durch eine spezifische Art von Einfühlung doch ebenfalls ästhetisch wird, Einfühlung des Menschen als einer selbst zur Einheit geordneten Vielheit. Dem ersten Hirten, der einen Accord fand, ist aus

dem Verhältniß der Töne mehr entgegengekommen als eine abstrakte Ordnung: eine Art von Wohlverhältniß, Wohlordnung der Seele. — Karl Köstlin hat in einer späteren Publikation: Über den Schönheitsbegriff seinen Dualismus festgehalten. Er bleibt dabei, daß es zweierlei Schönheit gibt, solche, die durch Lebens- und Seelenausdruck, und solche, die nur die Regelmäßigkeit, Harmonie (dann auch Größe) gefällt. Er führt als Beispiel einen Bauplatz an, wo neben rohem Material anderes, schon geformtes zu sehen ist und dieses letztere im Gegensatz gegen jenes einfach gefällt. Ich führe als Antwort Goethe's herrliche Dichtung: der Wanderer, an; dieser sieht im Gesträuch bei einer ländlichen Hütte einen Architrav liegen und ruft aus: „diese Steine hast du nicht gefügt, reich hinstreuende Natur!“ Der Mensch hat diese Form geschaffen und hineingelegt, was in ihm selbst Wohlordnung ist, den Menschen findet er darin. — Man steht vor einer Grundfrage. Soll die Ästhetik aus Einem Prinzip aufgebaut werden, oder aus zweien? Wir können sie nach allem Gesagten benennen Harmonik und Mimik. Die Mimik ist theils indirekte (eben die symbolische bei unbeseeltem Objekt), theils direkte (bei beseeltem Objekt). Die direkte Mimik findet ihr Objekt, obwohl symbolische Leihung nicht nöthig, doch nicht ästhetisch vor, ein Phantasieakt ist erfordert, wodurch die Seele im Objekt, sein Lebensgehalt reiner herausgestellt wird. Ist nun Herstellung der Harmonie als reiner Form und dieser Akt, der symbolisch beseelt oder ohne Symbolik höher beseelt, Ein Akt oder sind es zwei? Köstlin wird sagen: Zwei, und wir werden sagen: Einer; das Schöne ist vereinigte Harmonik und Mimik in

dem Sinne, daß das „vereinigt“ wirkliche, lebendige Einheit ausdrückt, denn auch der Harmonik liegt (symbolische) Mimik zu Grunde, nur in eigener, von der Mimik bei konkreter Gestalt verschiedener, abstrakte Ordnungen sinnvoll bildender Weise; man mache es sich z. B. am Metrum klar: es ist vom poetischen Inhalt der Worte, die es beherrscht, streng zu unterscheiden und drückt doch an sich Stimmung, Gangart der Stimmung aus. Die Schrift von R. Vischer, ebenso der erwähnte Journal-Aufsatz und neuerdings die „Studien zur Kunstgeschichte“ (1886) enthalten auch hierüber fruchtbare Gedanken, auf welche nicht mehr eingegangen werden kann.

Bis hieher ist zuerst die Rede gewesen vom unfreien, dunkeln Symbol, wobei auch der Mythus zur Sprache kommen mußte, dann von der mittleren Form, worin sich Unfreiheit und Dunkel mit Freiheit und Helle in der geschilderten Weise verbindet. Hierauf ist zur dritten Form, der einfach hellen und freien, überzugehen. Das Bewußtsein darüber, daß Bild und Sinn nur durch ein tertium comparationis verknüpft sind, ist hier nicht bloß vorbehalten, sondern gegenwärtig; man denke an Anker, Palme, Ölzweig, Adler, Bündel von Pfeilen, an Akte, wie Salz und Brod darreichen, das Tischtuch zerschneiden (Graf Eberhard) mit ihrem bekannten Sinn. Ästhetischer Werth ist zwar nicht ausgeschlossen, denn Bild ist noch vorhanden, aber er ist auf ein dürftiges Maaß beschränkt, denn die Helle ist im Grunde Verstandeshelle, Bewußtsein von Zweckmäßigkeit: das letztere freilich nur, wenn das tertium einleuchtend gewählt ist; doch, wenn dieß nicht der Fall, so wird man erst recht in das Verstandesgebiet verwiesen, um zu suchen, zu rathen. Dem

Mythus gegenüber stellt sich nun die Allegorie. Unpersönliches Bild wird bisweilen allegorisch genannt, richtiger ist nur persönliches so zu nennen, sei es einfach hingestellt oder in Handlung gesetzt. Der Unterschied vom Mythus liegt darin, daß die Personifikation ein Akt der Phantasie im bloßen Dienste des Gedankens ist, wie die Wahl eines unpersönlichen Bildes bei dem hellbewußten Symbol. Über die Frage, wie diese beiden doch ästhetische Lebendigkeit gewinnen können, wie die Allegorie dann dem Mythus ähnlich wird, verweise ich hier nur kurz auf die Bemerkungen Krit. Gänge, H. 5, S. 148, die allerdings Ergänzung bedürfen.

Ein wichtiger Punkt ist noch im Rückstand, der nur an dieser Stelle zur Sprache gebracht werden kann, wiewohl er nicht das verstandesmäßige Symbol, nicht die Allegorie betrifft. Ich habe in der Schrift: Goethe's Faust. Neue Beiträge u. s. w. auch der direkten, der eigentlichen künstlerischen und poetischen Darstellung das Prädikat symbolisch zugesprochen, wenn sie in hervorleuchtender Weise allgemein bedeutsam ist, allgemein menschlichen Gehalt mit jener Energie herausarbeitet, die ein lebenswahres Gebilde bleibend, typisch für alle Zeit hinstellt (S. 123 ff.). Volkelt erklärt sich dagegen, findet es verwirrend (a. a. O. 32 ff.). Ich muß meine Ansicht festhalten; Goethe und Schiller sind mit ihrem Sprachgebrauch auf meiner Seite, haben Nachfolger gefunden, der Sprachgebrauch ist aufgekommen und wird sich nicht mehr umstoßen lassen. Typen wie Faust, Macbeth, Lear, Richard III. wird man immer symbolisch nennen, wenn man bezeichnen will, wie tief allgemein wahr sie sind. Ich habe von einem gewissen fühlbaren Plus der

Bedeutung in dem obwohl ganz direkt sprechenden Bild gesprochen und wüßte auch jetzt keinen bessern Ausdruck. Tiefer einzugehen ist hier nicht möglich. Es wären namentlich noch mehr Beispiele anzuführen und für den Zweck zu beleuchten; als Exempel einer Figur, die, obwohl typisch, doch nicht im so erweiterten Sinne symbolisch zu nennen sei, habe ich Valentin im Faust angeführt; Volkelt sagt, ich hätte ihn, wie auch Gretchen und Marthe Schwertlein subsumiren müssen. Dieß scheint mir zweifelhaft; wählen wir für das Symbolische im jetzt vorliegenden Sinne den Ausdruck hochsymbolisch, so wird man meinen Zweifel begründet finden. — Etwas Gefährliches liegt allerdings in diesem Sprachgebrauch. Eine Stilrichtung, welche um der Allgemeinheit der Bedeutung willen die Energie und Bestimmtheit des Individuellen abschwächt, kann sich an ihn lehnen, ihn zur Losung machen, sich mit ihm decken wollen; gewiß sehr mit Goethe's Zustimmung nennt Schiller die Natürliche Tochter hochsymbolisch, dieses Drama, das nicht, wie man gesagt hat, marmorglatt und marmorkalt ist, sondern marmorkalt scheint, weil es marmorglatt ist. — Damit hängt denn bei Goethe die wachsende Altersneigung zur wirklichen bloßen Allegorie zusammen.

Eine erschöpfende Behandlung des ganzen Gebiets von Begriffen, die hieher gehören, müßte endlich auch die Lehre von den Tropen und Figuren noch hereinziehen. Überblickt man aufmerksam alle Formen, die sie umfaßt, so ergibt sich als Resultat: alle diese Formen laufen darauf hinaus, die Körperwelt zu beseelen und das Geistige zu verkörpern; sie entspringen in der Mannigfaltigkeit ihrer Wendungen alle

dem Drang, Geist und Natur, die scheinbar wesentlich Verschiedenen, ineinszuschauen, und so dienen sie sammt allen Formen des Symbols und Mythus, das Weltall als Eines vor Sinn und Phantasie zu stellen. R. Vischer hat darauf aufmerksam gemacht, wie viel für diese Betrachtung aus der Schrift von Konr. Hense zu entnehmen ist: Poetische Personifikation in griechischen Dichtungen mit Berücksichtigung lateinischer Dichter und Shakespeare's (1868).

H. Siebeck hat in der Schrift: Das Wesen der ästhetischen Anschauung. (Psychologische Untersuchungen zur Theorie des Schönen und der Kunst, 1875) einen Satz meiner Ästhetik als leitenden Grundbegriff für das Ganze der ästhetischen Anschauung entwickelt. Er steht in § 19 des ersten Theils: das Schöne ist persönlich und alle vorhergegangenen Stufen erhalten die Bedeutung, die Persönlichkeit als werdende anzukündigen. (Der zweite Theil dieses Satzes erklärt sich aus dem Zusammenhang dahin: die unpersönliche Natur kündigt schon den Menschen an.) Siebeck's Hauptsatz betreffs der unbeseelten Natur lautet: „Die ästhetische Anschauung ist uns da gegeben, wo ein Sinnliches in der allgemeinen Form des Ausdrucks der Persönlichkeit spielt; sie zieht dem Objekte seine natürliche (organische) Beschaffenheit aus und bewirkt, indem sie an den Eigenschaften der Außenseite die formale Zweckmäßigkeit perzipirt, daß das Objekt auf Grund dieser seiner Außenseite als ein in sich abgeschlossenes und eine in der äußern Form sich ausprägende Stimmung darstellendes analogon personalitatis erscheint."

Siebeck geht in seiner sehr durchdachten Untersuchung auf Herbart'scher Grundlage und mit Herbart'scher Methode vor. Volkelt weist nach, daß man vom dualistischen Standpunkt, der hier doch zu Grunde liegt, zum Begriff eines wirklich lebendigen Ineinsschauens der scheinbar schlechthin getrennten Welthälften nicht gelangen kann. Es drängt sich die Frage auf, ob nicht auf anderer Grundlage die ganze Ästhetik als Entwicklung und Begründung des Satzes: das Schöne ist persönlich, aufgebaut werden könnte. Unter: andere Grundlage verstehe ich das Postulat der Einheit von Natur und Geist, der Alleinheit. Und könnte nicht die Ästhetik den Dienst leisten, zu erweisen, daß diese Einheit mehr als Postulat ist? Schelling hat das Schöne als Dokument für die Wahrheit der Einheit des Idealen und Realen bezeichnet. Wenn die Phantasie in Alles den Menschen hineinschaut: sie hat zunächst nicht Recht, dieß ist selbstverständlich und schon oben ausgesprochen, wo festgestellt wurde, daß auch die Form, die wir Einfühlung nennen, im Grunde nur symbolisch sei; nicht so, wie es uns da scheint, ist es wahr, daß Geist und Natur Eins ist, gewiß nicht schaut aus Luft, Wolke, Berg, Fels, Pflanze ein Mensch uns an; aber der starke Schein wäre nicht möglich, wenn nicht wirklich alles Unpersönliche, ja auch Unorganische eine wirkliche Vorstufe des Geistes wäre. Fichte's Satz: „Die Kunst macht den transscendentalen Standpunkt zum gemeinen" wird durch die Lehre vom Symbol bestätigt. Sein transscendentaler Standpunkt war der subjektive Idealismus. Man kann sich die Einheit des Universums anders, als reale Wirklichkeit denken und doch, ja nur um so mehr, die Kunst, die ästhetische An-

schauung, vor Allem die innige Form der Symbolik, als sinnenfällige Erscheinung und Bezeugung dieser Einheit betrachten. Auf diesem Standpunkt steht, wie man schon aus dem vorhin Angeführten sieht, auch Volkelt; es ist der durchgehende Grundgedanke seiner Schrift, die ich nicht in alle Theile verfolgt habe, daß der symbolisirende Seelenakt nur als Ausfluß und Bestätigung der Welteinheit richtig verstanden werde. Es läge wohl im Interesse dieser Untersuchung, auf die Frage einzugehen, welche metaphysische Fassung derselben die der Ästhetik willkommenste sei. Oben ist K. Planck erwähnt. Aber unsere Umfangsgrenzen gebieten Schluß.

Aphorismen.

Von der Poesie erwartet die Menge nichts Anderes, als einen Aufputz verbrauchter Vorstellungen, ihr ordinäres Weltbild in neuem Rahmen oder neufarbigem Umschlag*). — Selbsterfahren.

Weit der größte Theil unsres Publikums denkt Gottschedisch.

* * *

Wie oft besinne ich mich, ob ich mich abquälen soll, das Schöne zu begreifen, auch Kritiken zu schreiben, oder lieber etwas zu machen, worüber die armen Ästhetiker sich den Kopf zerbrechen müssen, ob und wie weit es schön sei, und wenn, warum?

Darüber bleibt die Ästhetik liegen, wird meine Pflicht gegen die Kritik versäumt, die in meist schlechten Händen ist.

* * *

Wenn ich zum Dichten gestimmt bin, kommt mir die Wissenschaft, das philosophische Denken arm vor. Wenn

*) Vgl. Auch Einer, II. 360, 3. und 4. Aufl. 363. — Anmerkung des Herausgebers, ebenso die folgenden.

ich Wissenschaft treibe, erscheint mir alle Kunst dagegen als Kinderei. — Die letztere Stimmung nimmt überhand. Über einer Roman-Komposition brüten ist fein, aber ich möchte es nicht noch einmal. Diejenigen, die es in Erfindung und Komposition besser gemacht, als ich, schätze ich darum, doch ohne viel Respekt. — Schweres Dilemma! Aber Forschen ist eben doch mehr! Der Poet ist Schöpfer eines Vollen, Ganzen, wohl! Die Natur ist auch Schöpferin, wunderbar, aber der Geist erkennt die Blindheit in ihrer Genialität. Sie ist Genie und Gans.

* * *

Wohler thun keine Geburtswehen, als die eines Verses.

* * *

Die freieste Übersetzung kann die treueste sein.

* * *

Alles Werk der Kunst und Dichtung ist ächt nur dann, wenn es durch und durch den Charakter eines *Traumes* trägt, der sich als *innere Wahrheit* bewährt*)

* * *

Die Klassiker waren so glücklich, nichts von Klassizismus zu wissen.

* * *

---

*) Vgl. Ästhetik, 1847, II, 330—334; Auch Einer, 1879, II, 362, 3. und 4. Auflage 364; Altes und Neues v. Fr. V., Stuttgart, 1882, I, 217.

Nach manchen Seiten und Partien müßte man Goethe für katholisch halten. Sinnlichkeit direkt. Scheint von der ethischen Krisis in der Reformation, in der protestantischen Bildung gar nichts zu wissen. Doch dann wieder — —*).

* * *

Das landschaftliche Gefühl ist so lang nicht geweckt, als der Mensch die Natur nicht symbolisirt, und zwar **frei** ästhetisch. Die Alten symbolisirten sie im Ernst, so wurde ihre Schönheit von den Göttern verschluckt, doch ist darin schon mehr Empfindung, als in Millionen Selbstanlügnern jetziger Zeit.

* * *

Was im Menschen Bilder der Dinge schafft, im Traum und in der Kunst, ist dem ähnlich, ja muß, in anderer Form, dasselbe sein, was in der Natur die Originale dieser Bilder schafft. In der Natur muß etwas wirken, was Phantasie ist, und in der Phantasie die Natur; diese wiederholt hier im Bilde das, was sie wirklich geschaffen; sie vergeistigt damit ihr Werk und schützt es vor der Laune des Zufalls, erhebt es zum Idealbild, rennt aber auch in die Gefahren der Willkür-Laune, denen ihr reales Werk so nicht unterlag.**)

* * *

Sprechen und denken ist nicht ganz gleich. Wir sind im Sprechen unsern Worten voraus und können oft unsre Gedanken nicht zulänglich in Worte fassen.

---

*) Vgl. oben Seite 206 ff.

**) Vgl. Auch Einer, 1879, II, 296, 3. und 4. Aufl. 298.

Es gibt also — wenn man das Wort Denken in weiterem Sinne nimmt — ein Denken ohne Worte.

Nun kann man, so genommen, auch vom Thier Denken aussagen (wie auch Verstand).

Allein das wortlose Denken des Wesens, das die Sprache hat, ist ungleich tiefer, reicher, als des Wesens, das die (Wort-) Sprache nicht hat. Nennt man nun auch mit gewissem Rechte die (innerlich) wortlosen und doch logischen Vorstellungen des Menschen ein Denken, so ist aus diesem Grunde dennoch eine Frage, ob man die unbewußt logischen Operationen der Thierseele ebenfalls ein Denken nennen kann.

* * *

Der Ursprung der Sprache kann nur in der dunkelsichern Symbolik liegen. Das Artikuliren wird nur gewesen sein ein Sammeln, Einfassen, Einbinden eines Systems von Tönen, das so durch Klangfarbe die Sache ausdrückte, wie der Warnton, Lockruf u. s. w. des Thiers. Dieß scheint nur auf die Interjektion zu passen, aber es gab gewiß auch eine Fülle von Tönen, durch welche der Mensch ähnlich den Eindruck von Objekten (Farbe ꝛc.) symbolisch bezeichnete, ehe er das in Sylben faßte. Immer mehr wurde dessen, die wenigen Vokale reichten (auch bei Verdopplung ꝛc.) nicht, der Konsonant mußte hinzu — —.

Ein großes Stück Menschheit genießt sehr unverdient die Wohlthat der Sprache mit. Käme es auf dieses Stück Menschheit an, sie wäre nie erfunden worden. Sie verdienen vielleicht weniger zu sprechen als mein Hund Schnauz es verdienen würde, wenn er es könnte.

Man sieht es auch gleich daran, daß sie entweder nur in halben Thierlauten sprechen: bellen, murmeln, speien, fauchen u. dgl. Keine Sylbe kommt ganz, sie artikuliren nicht.

Oder sie können deutlich sprechen, aber nur in abgegriffnen Redensarten.

* * *

Frei sein heißt gut regiert sein.

Wohl denen, die sich selbst regieren! Es sind Wenige.

Diese sind es, welche allein die vielen Übrigen regieren sollten. Revolutionen meinen, ihr Zweck sei absolute Freiheit, d. h. Zuchtlosigkeit.

Sie wissen nicht, was sie eigentlich wollen; sie wollen, daß die Regierung und Gesetzgebung in guten Händen sei.

Weil sie dieß nicht wissen, wüthen sie nach Gesetzlosigkeit hin, verderben so ihren wahren Zweck und bringen es dahin, daß noch schlechter regiert wird, als vorher, weil sie die pure Gewalt herausfordern, nur endlich der Sauerei ein Ende zu machen.*)

* * *

Die Menschheit braucht Tyrannen, aber gerechte. Diese lassen sich nicht finden. Daher alles Elend; so wird in Revolutionen „die Menge ihr eigner Tyrann.“

* * *

---

*) Vgl. Auch Einer, 1. Aufl. II, 136, 3. und 4., 138, Altes und Neues, 1882, II, 138.

Die Demokraten sind Menschen, die sich freuen, wenn man über ihre Mutter schimpft, und schimpfen helfen. Sie kennen keine Hausehre.

* * *

Rom ist von den Gothen zertrümmert. Unsere Gothen werden die Knoten sein. Wir erzeugen uns die Wilden selbst, die unsere Fabriken und den ganzen Rummel zusammenschmeißen werden, und zwar in den Fabriken werden sie erzeugt. Auch unter dem humansten Brodgeber. Niemand kann in einer Fabrik anders als verdrossen arbeiten. Wir gehen an der Tödtung des Handwerks zu Grunde. — Unabwendbar, denn die mechanischen Fortschritte sind Nothwendigkeit.

* * *

Es gibt keinen besten Staat, weil es keinen guten gibt. Es kann nur einen möglichst wenig schlechten geben.

Die Besten, Vernünftigsten sollen Gesetze geben. Wie sie finden? Wählen. Das Wahlwesen ist, wie die Erfahrung zeigt, besonders korrumpirend für die Völker. Dieß nur einer der Gründe.

* * *

Die ganze Menschheit sollte militärisch organisirt sein. — Was herrscht, ist die Willkür. — In Reih' und Glied mit den Buben!

* * *

So viele Juristen, namentlich Advokaten finde ich schlaff in ihren Ansichten über wachsende Verderbniß, insbesondere Betrug, Fälschung, Ofenheim.

Gewinnen sie das Verbrechen halb lieb, weil sie immer damit zu thun haben? Die Jäger lieben das Wild, das sie jagen, daher Schonzeit. Aber diese „gutmüthigen Richter“ (Bismarck) sind doch weit davon verschieden, lieben das Wild so sehr, daß sie mehr Schonzeit als Jagzeit wünschen.

* * *

Wer gar zu sehr für den Anstand ist, dem wäre denn doch zu sagen, daß es auch unanständig sei geboren zu werden.*)

* * *

Die Meisten können sich selbst nicht behandeln. Man muß sich z. B. überlisten. Was ich sehr ungern thue, was aber sein muß, muß ich zuerst thun. Ich muß mir freiwillig eine Arbeit anmachen, die mich nachher drängt und zwingt. So muß der Mensch mit dem alten Adam der Faulheit in ihm verfahren.

Denn der Mensch „ist nicht geboren, frei zu sein“ und doch geboren, frei zu sein. Einheit beider Sätze: er lege sich den Zwang selbst auf. Im Großen ist es auch so: Gesetze zwingen, aber Gesetze sind von derselben Menschheit gemacht, die gezwungen wird.

* * *

Der Fehler des Eudämonismus ist, daß er den Menschen als Einzelnen nimmt. Daß der Mensch einzeln sei, ist purer Sinnenschein. Ist Glück, so ist es nur im

*) Vgl. Fr. Vischer, Mode und Cynismus, 2. Abdr. Stuttgart, 1879, S. 70 ff.

Menschenverein. Also: Dein Glück nur als Glück mit Vielen, Theil eines Glücks Vieler. Das will Opfer. Und weil man bei: Lust nie an Opfer denkt, ist es nichts mit dem Eudämonismus.

* * *

Wer tiefer zu sehen bemüht ist, als der gewöhnliche Verstand sieht, muß sich sehr vor beschämenden Irrthümern in Acht nehmen. Er sieht nach dem Hintergrund und darüber leicht den Vordergrund nicht richtig. Er wird übersichtig, macht leicht einen voreiligen Schluß nach dem Hintergrund. Der allgemeine Verstand erkennt und kennt den Vordergrund richtiger.

* * *

Die Zeit tödten ist hübsches Wort — der Müßiggänger. Ihr Armen! Ihr sucht die Zeit zu tödten und füttert das Ungeheuer, daß es immer mehr erstarkt und euch die Zähne in's Fleisch treibt. Das Ungeheuer Zeit los zu werden, gibt es kein Mittel, als: nie Zeit übrig haben, außer am Abend. Also: mit der Zeit muß man dadurch fertig werden, daß man nie Zeit hat, an sie zu denken. In Zeiten, wo ich Zeit übrig habe, ist es mir wind und weh. Mittel: ein Amt, ein Dienst, die uns keine Zeit übrig lassen, oder eine freigewählte Arbeit, in der wir so im Zuge warm werden, daß sie uns hat und nicht los läßt. Müßiggang ist Sklavenstand im Joch der Zeit.

* * *

Bei den Menschen ist man in zu oft schlechter Gesellschaft. Man muß mehr mit Geistern verkehren.

* * *

Dienen! sei unser Wahlspruch.
Aber wem?
Allen.
Wer vertritt die Allen?
Die Pflicht.

* * *

Wir sind alle nur da zu dem, um dessentwillen es allein der Mühe werth ist zu leben.

* * *

Die Liebe ist auf Eine Person konzentrirte und dadurch über sich gehobene Sinnlichkeit.

„Über sich gehoben“: Diese Person wird zum Symbol alles Guten und Schönen, verschmilzt mit dem eignen Ich. Dadurch die Begeisterung.

Woher die Konzentration? Hat Schopenhauer ganz schlecht erklärt. — Vielmehr gar nicht.

* * *

Wenn du ein Weib ganz kennst und noch liebst, so hüte dich, sie das erstere merken zu lassen. Durchschaut zu sein erträgt ein Weib nicht. Im Grund mit Recht. Sie wissen, daß sie nur durch Zauber wirken. — Ein Mann kann übrigens auf gewisse Weise noch lieben, wenn der Zauber aus ist. Richtiger: ein Theil des Zaubers wird sich er-

halten haben, wenn das der Fall ist. Gerade der stärkste Theil vielleicht; das ganz Unbekannte, nie Erkennbare, warum wir uns verliebt haben.

* * *

Ich theile die Weiber ein in:

Dumme, Gescheidte,

Dumm-Gescheidte,

Gescheidt-Dumme.

Die letzte Art ist die beste, edelste. Wer es so versteht: Die Gescheidt-Dumme bedeute: Die sich kluger Weise dummlich stellt, der verdient Prügel.*)

* * *

Die Katze hat einen sehr engen Gesichtskreis. Sie sieht z. B. nicht das Stückchen Speise, das ich ihr auf der Hand biete, sucht am andern Ende der Hand herum. Auch in der Enge des Gesichtskreises ist das Weib der Katze höchst ähnlich. Das Weib umspannt äußerst kleinen Horizont mit ihrem Denken, weil sie kaum etwas Allgemeines denken kann.**)

* * *

Weib und Mann erkennt man ganz besonders daran, wie sie ein Bleistift schneiden. Das Weib stets ohne entschiedenen Druck und Zug mit dem Messer. Die Spitze kurz, ärmlich, formlos.

* * *

---

*) Vgl. Auch Einer, 1. Aufl., II, 237, 3. und 4. Aufl., II, 239.

**) Vgl. „ „ „ „ „ 236, „ „ „ „ „ 238.

Mann und Weib, angenommen, sie seien rein an Seele, werden erst durch die Brautnacht keusch.*)

*   *
*

Hinter den Dingen ist allerdings Nichts. Wir meinen nur, es sei etwas dahinter, weil wir nicht Alles, was da ist, was vorn ist, erkennen. Eigentlich ist Alles vorn. — Ist man nun Nihilist, so hypostasirt man das Nichts hinter den Dingen, als sei dieß Nichts: Etwas und als sei es sehr traurig, daß dieß Etwas nichts sei. „Gott ist das Dasein.“ Dieses ist grenzenlos reich und nicht Nichts. Suche nichts hinten, so hast du vorn eine wunderbar volle Welt des Daseins.

Dieß Volle muß eine Einheit sein. Aber die Einheit ist nichts neben den Dingen. Meint man, sie müsse daneben etwas sein und begreift man nicht, daß dieß ein Unsinn ist, so beklagt man diesen Umstand, als ob es nun traurig wäre, daß sie neben den Dingen nicht auch etwas ist. Man hat sie getrennt. Das Ganze ist Bewegung. Die Bewegung ist nicht selbst ein Brocken, sondern sie bewegt alle Brocken.

Die Philosophie müht sich ab, aus dem Einen das Viele abzuleiten. Aber sie sind schon vorher in einander. So, daß ich keinen Augenblick die Einheit setzen kann ohne ihre Vielheit (Planck).

Das Sein ist das Sein, das Sein ist, weil nicht nichts sein kann.**)

*   *
*

*) Vgl. Auch Einer, 1. Aufl., II, 183, 369, 3. und 4. 186, 371.

**) Vgl. „ „ „ „ „ 112 und 218, 3. und 4. Aufl., 114 und 221; Altes und Neues, 1882, III, 226 und 234.

Hauptgrund, warum wir das Welträthsel nicht lösen können, ist unser

Weglassen.

Cf. das Buch von K. Chr. Planck, Seele und Geist. (Leipzig 1871). Theile — Ganzes — Atom.

Abstraktion treibt uns. Wir suchten das Wesen nicht, wenn wir nicht immer die Welt wieder wegließen. Gott ist: Wie sich die Theile der Welt verhalten.*)

* * *

Kant beweist die reine, aber gesetzmäßige Subjektivität aller Verstandes-Erkenntniß. Ob unserem Denken das Ansich der Erscheinungen entspricht, wissen wir nicht.

Dieß ist zu widerlegen. Schon die Mathematik beweist es — Planeten- und Kometen-Berechnung.

Aber indem K. die Subjektivität aller Denkgesetze zeigt, zeigt er (unbewußt), daß die Natur ein denkendes Wesen ist. Die sinnliche Wahrnehmung enthält diese Gesetze nicht, der Verstand bringt sie hinzu. Da sie doch zutreffen, so folgt: daß dieß Unsinnliche in der Natur auch ist: Die Natur hat Verstand. Identität des Geistes und der Natur. So liegt die Identitätsphilosophie in Kant.

* * *

Der Geist legt sich die Natur zu Grund.

* * *

Zum Begriffe der Zeit ist sehr interessant, was Schopenhauer (Parerga 2, 452) sagt. Wir erstaunen über die Ent-

*) Vgl. Altes und Neues, 1882, III, 237.

wicklung von Knospe, Blume, Frucht. Könnte man die Zeit wegnehmen wie das Glas vom Kaleidoskop, so würde die Idee der Pflanze vor uns stehen, welche Einheit von Knospe, Blume und Frucht ist. Diese können wir nicht anschauen, nur succesiv. Unserem Intellekt wird in der Form der Zeit auseinandergelegt, was an sich Eines ist.

Die Pflanze muß Frucht werden, weil sie Frucht ist. Da jede ihrer Formen, Stadien in der vorhergehenden enthalten ist, so ist sie eigentlich gleichzeitig alle.

*　*
*

Wo hört denn die Form auf und fängt der Stoff an? Die Stelle läßt sich nicht finden. Es gibt nur eine Einheit von Stoff und Form. Von den zwei so absolut Geeinigten kann nicht das Eine das Wesen, das Andere nur anhängend sein.

*　*
*

Die Materie spiritualisirt sich selbst.

Sie muß schon ursprünglich mehr als Materie gewesen sein.*)

*　*
*

Alles, was wir für Sachen halten, ist nur Vorstellung. Die Natur ist vorgestellt. Aber da nur Eines sein kann, stellt sie selbst sich vor. Eines spaltet sich in Vorstellung und Vorgestellte. Beides zusammen ist nur Akt der Vorstellung. Die Welt ist Vorstellung. Ich und Objekt sind nur zwei Seiten einer Vorstellung.

*　*
*

*) Vgl. Fr. Vischer, Kritische Gänge, N. F. II. 220; Altes und Neues, 1882, 206 ff.

Die Vorgänge im Gehirn und die Gedanken müssen identisch sein. Das Gehirn ist nicht Organ. Sonst müßte man annehmen, der Geist wolle einen Gedanken, und um ihn fertig zu bringen, nehme er das Gehirn in Dienst. Aber da müßte ja der Geist den Gedanken haben, ehe er ihn hat.

* *
*

Das Erkennende und das Erkannte sind Eines. Ich kann nicht aus mir hinaus und kann mir doch nicht läugnen: es muß etwas außer mir sein. Daraus kann nur folgen: Das absolute Eine theilt sich ewig in ein Erkennendes und ein Erkanntes, das Erkannte scheint Materie und ist doch in seiner Wurzel schon erkennend, weil sonst auf seiner Krone nicht das Erkennen auftreten könnte.

* *
*

Hat der Stoff denkendes Gehirn werden können, so hat die Menschheit durch das geistige Werk ihrer Gedanken- und Willensthätigkeit in fortschreitendem Bildungsgang auch ewige und heilige Wahrheiten finden können, die über aller Zeit stehen.

* *
*

Frühling. Die Amsel, der Buchfink schlagen schon. Sie sind sehr heiter. Sie wissen nicht, wie viele ihrer schon gefangen, mißhandelt, geblendet, ihrer Brut beraubt, grausam getödtet sind. Der Mensch weiß es. Er kennt, umspannt alles Elend der Welt mit seinen Gedanken. Allein die bewußtlosen Vögel predigen ihm eine Lehre; er soll es

vergessen, soll sich im rechten Moment künstlich bewußtlos machen. Sonst kann er sich nie freuen, kann nicht leben.

Das Mitleid müssen wir bekämpfen, wo schlechterdings nichts zu machen ist. Aber ja auch nur da.

Das Lied: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" tönt wie bitterer Hohn, wenn man die wilde, grasse Grausamkeit der Natur bedenkt. Aber der gute Gellert vergaß dieß Alles wie Amsel und Fink im Frühling und dieß ist ja rührend und gut.*)

* * *

Die Schopenhauerianer sollten auch bedenken: je mehr ich mich verbittere, um so mehr helfe ich selbst die Welt schlecht machen. Der Frohe wirkt bejahend, der Jammerlump versäuert Alles.

Auch eudämonistisch: ich thue nur mir leid, wenn ich Alles schwarz sehe, — den Schmerz für das Seiende, die Lust für den bloßen Schein halte. Dieß verbindet sich mit dem ersten dieser Sätze, —: ich mache dann Alles um mich krank — und wirke also, die Welt schecht machen zu helfen.

Der Pessimismus ist doch eigentlich Materialismus, denn er hält die sittlichen Faktoren des Lebens für nichts,

---

*) Zur Ergänzung des Ausspruches von „Auch Einer" (II, 39) über Gellert's Lied: „Dieser Kinderbrei, pflegte er zu sagen, reize zu entbrannter Opposition, bei so zuckerigem Lobpreis müsse es Jedem, der kein Dummkopf sei, gerade recht einfallen, daß in der Natur ebensoviel, wenn nicht mehr teuflische Grausamkeit als Güte herrsche; gebe es darüber einen Trost, so sei der mit kräftigen Gedanken mannhaft zu erringen, zu erkämpfen, zu ertrotzen, denn er ruhe auf einem: trotzdem; solchen Trost sauge man nicht aus dem Kinderschnuller."

weil sie nicht palpabel sind. Auch sein großes Nichts ist Unglauben, daß die Einheit aller das höchste Etwas sei, weil sie nichts Palpables enthält.

* * *

Die Unthaten und Sünden der Götter sind ursprünglich Symbole, also gar nicht moralisch zu nehmen (die Kinder fressen — Jupiters Liebschaften 2c.) Es ist genialer Fortschritt der Griechen, daß sie menschliche Thaten und lustige Lumpereien daraus machen. Allein der Fortschritt ist bedenklich; denn nun fallen sie doch unter den moralischen Standpunkt. Dieser hat bei den Griechen theilweise keine Schärfe, — doch wissen sie von Ehrwürdigkeit der Ehe, Gerechtigkeit, Scham 2c. Daß ihre Götter so unmoralisch: darüber sind sie nun ganz konfus. Die — symbolische — Naturreligion wird als menschlich ethische Religion — duslig. Die Naturbedeutung der Götter verwirrt sich blöd mit ihrer ethischen Bedeutung. Aber in der Konfusion verfehlt natürlich das Eine Stück derselben: die Verachtung solcher Götter, nicht, sich öfters, mehr und mehr dem Bewußtsein aufzudrängen. H. v. Blomberg („der Teufel und seine Gesellen", S. 19) sagt: „Und so geht wirklich unter den Füßen der Olympiern, nur leicht bedeckt, eine vulkanische Ader von Götterhaß und tritt in der Prometheussage deutlich zu Tage."

* * *

Ursprung der Mythologie. Massendichtung allein erklärt ihn nicht. Es ist wie beim Volkslied: am End' hat

es doch Einer, wenn nicht ganz, doch größtentheils gemacht. Es waren wohl divinatorische Greise, die traumhaft so wunderbar in Bildern verborgenen Sinn schauten (cf. die Propheten). Man kann sich jetzt vom Zustand der Phantasie in der Jugendzeit der Völker gar keinen Begriff mehr machen. Wie somnambul! Solche Greise genossen wohl große Ehrfurcht und ihre Verkündigungen galten für Offenbarung. — Andere spannen dann fort, so entstanden ganz entwickelte Mythen.

* * *

Katholizismus. Es wird so viel heilig gehalten, daß man nicht achten lernt. Der schlechteste Pfaff gilt doch mehr, als der edelste Mensch. Die magische Pietät läßt keine sittliche aufkommen.*)

* * *

Immer auf's Neue muß ich mich wundern, daß ein eifriger Katholik unsere moderne Tracht tragen, Eisenbahn, Telegraph, Buchdruckerkunst, alle Fortschritte unserer Mechanismen benutzen mag. Alle diese Formen widersprechen schlechtweg den Voraussetzungen, der ganzen Grundlage seines Glaubens und Wollens.

* * *

Der Reiz des katholischen Weibs ist der Reiz des Heidnischen. Sie tragen das Nein nicht in der Seele, das durch das Christenthum und dann erneut durch die Refor-

* Vgl. Kritische Gänge, N. F. II, 213.

mation in die Welt kam. Das Nein gegen die Natur, das nöthig ist und doch die Welt versäuert, die Freiheit der Natur bricht. Sie haben daher meist noch Race, die protestantischen selten. Der Katholizismus ist an das Heidenthum anbequemtes, darüber selber Heidenthum gewordenes Christenthum.

* * *

Die Reformation vertauschte eigentlich nur eine Autorität mit der andern: die Tradition mit der Bibel. Nur dieß war ihr bewußt. Aber darin lag noch etwas Anderes, dessen sie sich nicht bewußt war: wenn ich verlange, das Objekt meines Autoritätsglaubens mit einem andern vertauschen zu dürfen, so verlange ich freie Wahl, also Freiheit. So war die Reformation doch ein Kampf um die Freiheit. Übrigens, obwohl die Bibel nun blindlings als absolute Autorität galt, schöpfte die Reformation aus ihr doch auch materiell Befreiung von vielem Wahn und Mißbrauch.

Die Reformation als Kirche mit ihren Dogmen, als Konfession ist unter sich gesunken. Ihrem geistigen Kerne nach verdanken wir ihr die Bildung, die über die Konfession sich stellt. Logische Schwierigkeit: Ich bin kein Protestant, wenn es sich um Kirchendogma handelt, eifrig Protestant, weil ich dem Protestantismus diesen freien Standpunkt verdanke. Der Protestantismus als Kirche ist intolerant wie der Katholizismus. Der Protestantismus als Geist ist Toleranz (nur nicht gegen Intoleranz).

* * *

Abendmahl. Luther's Eigensinn. Das: Gott Essen und Trinken ist Symbol für: innig sich vereinigen, innig in sich aufnehmen, wirklich assimiliren.*) Luther handelte instinktiv, als er von dem: in, sub et cum nicht lassen wollte. Er hielt, wie aller positive Religionsglaube, das Symbol für Realität und legte es hartnäckig in den Text. Sein Irrthum war, daß er für buchstäblich physische Deutung stritt, statt für die symbolische, die bei der Zwingli-Exegese, obwohl sie die philologisch richtige, verloren geht.

Er fühlte, daß das Abendmahl ohne dieses (in, sub et cum) kein Sakrament wäre (wodurch an einen sinnlichen Stoff und Akt ein unendliches Seelengut geknüpft ist). Er konnte aber unmöglich so weit sein, zu erkennen, daß Sakrament überhaupt ein Unsinn ist, Hauptvergröberung der Religion.

Zum Eigentlichnehmen des Symbols: ich habe irgendwo von einem Menschenstamm gelesen, bei dem man sehr geachtete Männer ermordet, um sie zu essen, d. h. sich anzueignen. So auch im alten Mexiko. Fest des Kriegsgotts. Kolossalbild aus Teig und dem Blut geschlachteter Kinder. Die Männer umtanzen und essen es, um den Kriegsgott sich einzuverleiben.

* *
*

Gibt es nicht viele Götter, so kann es auch nicht Einen geben. Gott ist der stehengebliebene Rest der Vielgötterei.

Z. B. Er ist ein Mann. Dieß fordert logisch eine Frau — schon damit ist die ganze Reihe wiedergesetzt.

* *
*

*) Vgl. oben S. 297 ff.

Der du doch immer gleich mit Gott kommst und uns schmähst, daß wir zweifeln, ob die Einheit aller Dinge Person sei, — hast du ihn gesehen? Du thust, als hättest mit ihm zu Mittag gegessen. Du bist unverschämt — wohlweis und unverschämt. — Synthetisches Urtheil a priori.

* *
*

Es ist wahr, daß die zerstörenden Parteien unsere Kritik der Religion mißbrauchen; die Sozialdemokraten können sich auf uns berufen. Allein, das kann und darf uns nicht abhalten. Die Menschheit vom Phantasie-Wahn befreien: eine Gluth heiliger Art ist es, die dazu treibt.*) Nie hat die Gewißheit drohenden Mißbrauchs die Verkündiger der Wahrheit gehemmt. Keine Wahrheit wurde kund gethan, wenn diese Rücksicht abhielte, abhalten dürfte.

Die rohen Religionsfeinde reißen unsre Sätze aus ihrem Zusammenhang, das ist noch jeder Wahrheit widerfahren.

Wir wissen auch, wie schön der Phantasie-Wahn, wie unentbehrlich er für Viele ist. Doch auch Dieß darf uns nicht abhalten, denn dieser Wahn ist so schädlich und gefährlich, als schön. Da hilft alles nichts.

* *
*

Wenn das Göttliche Alles ist, das Leben in Allem, ist es auch das Gemeine, das Schlechte, das Böse? Da muß der Begriff: Sein korrigirt werden. Das Absolute ist nicht was man Sein heißt, sondern als Geist reine Bewegung, Bewegung aus sich heraus, in sich zurück. Die Bewegung

---

*) Vgl. oben S. 228.

nimmt ihren Durchgang auch durch das Schlechte, durch alles Übel, um stets zum Guten anzukommen. Will man von „Sein“ sprechen, so sage man etwa: Das absolute Wesen ist auch das Schlechte, das Übel, das Böse, sofern es gleichzeitig all das Gute ist, das zur Bekämpfung des Schlechten geschieht. — Nur nicht trennen!

* *
*

Der erste Mathematiker, Professor ordinarius der Mathematik, Direktor des großen Polytechnikums, Welt genannt, ist der liebe Gott. Er hat diese Welt ganz auf Mathematik gebaut.

* *
*

Wir sind Theile von Gott, doch so kleine, daß keine Zahl es ausdrückt. Also ein Narr, wer sich überhebt. Aber wer tüchtig ist, thut Vielen gut, daher wächst seine Portion von Gott so viel zu, daß er keine Niete mehr, sondern ein Zähler wird.

* *
*

Daß wir in der Jugend an den Tod nicht denken, ist gut und recht, ist vernünftig. Aber daraus folgt, daß wir erst recht nicht an ihn denken sollen, wenn wir alt sind und er in Sicht kommt. Sonst machen wir uns bange ohne allen Nutzen und Grund. Denn der Tod ist als pure Negation das, was man nicht zu denken versuchen soll.*)

* *
*

*) Vgl. Lyrische Gänge, Stuttgart, 2. verm. Aufl., 1889, S. 183.

Die Unsterblichkeit ist ein Wunsch. Eigentlich ist fast die ganze Glaubenslehre nicht ein Gebäude von Wahrheiten, sondern von Wünschen.

* *
*

Der Glaube besteht darin, daß man sich glauben macht, man glaube, was man nicht glaubt, weil man gut weiß, daß es nicht möglich ist.*)

* *
*

„Es ist ihm zu gönnen" (daß er nach vielen Leiden gestorben ist). — Wem? Es ist ja Keiner da, der diese Befreiung genießt. Aber man kann fast nicht anders sagen. Ein Beweis, wie schwer es ist, den Tod zu denken: ich brauche schon des Sprach-Ausdrucks wegen auch nach dem Tod des X. X. ein Subjekt.

So: „er hat ausgelitten" (als ob er nun noch lebte, um dieß Perfektum zu genießen).

* *
*

Wenn ich einen Bekannten sehe, der älter und älter wird und die Beine nur mühsam noch nachschleppt, wenn ich bedenke, wie traurig das Greisenalter ist, wie sie verspätet noch umschleichen, Weib, Kind, Freund um Freund begraben haben, so kann ich mich der Vorstellung nicht erwehren, das Menschenleben sollte lieber umgekehrt laufen: als Greis zur Welt kommen, in die vollen, kraftgefüllten Mannesjahre, dann in die hoffnunggeschwellte Jugend hineinwachsen, end-

*) Vgl. Kritische Gänge, N. F. II, 208.

lich als Kind einschlummern und statt in Mutterschooß in Erdenschooß sinken. Denn es ist furchtbar grausam, wie das Leben in Altersschwäche endet. Da wird recht wahr der traurige Endspruch des Nibelungenliedes:

„Mit leide was verendet des Küniges hôhzît,
als in die liebe leide ze allerjungiste gît.“

Freilich es ist wahr, daß die Erfahrung von dem Gefühle begleitet ist, man möchte all die Irrthümer und Täuschungen nicht mehr durchbaden, und freilich damit allein schon bricht die Vorstellung als eine kindische zusammen. Aber daß sie auch nur entstehen kann, dieß ist das Traurige, ihr Grund ist interessant. Eigentlich sollte man sowie Abstumpfung, Alterskränklichkeit eintritt, einfach verschwinden dürfen.

* *
*

Mit dem Leben ist es nichts, mit dem Todtsein auch nichts. Das Rechte wäre ein Drittes: todt sein und leben zugleich, also z. B. ohne Begierde und dumme Wünsche leben. Aber das gibt es nicht.

* *
*

Lebe in der Gattung, im Element ihrer großen Thätigkeit, und du bist unsterblich, denn die Gattung stirbt nicht.

* *
*

Die Leute reden gar viel vom Geistigen, daß nur der Geist das Wahre, vom Unsichtbaren; und die Sprache hat sich angewöhnt, vom Sinnlichen als Verächtlichen zu reden.

Macht man nun aber Ernst und sagt, die Materie sei Schein, der Geist reine Bewegung, das Wahre das Übersinnliche, so wird man als Ketzer verdammt. Denn was sie nicht greifen können, glauben sie nicht. So wollen sie ewig sein und verstehen darunter statt Zeitlosigkeit das Fortschleppen ihres Ich mit seinem Leib in alle Zeit.

* * *

Um wie viel Einer die Zeit vergißt, um so mehr unsterblich ist er. Man muß aber unterscheiden: das Zeitvergessen aus leerer und aus inhaltloser Freude. Jene hat die Folge, daß man um so trüber der Zeit verfällt, — diese hebt wirklich und nachhaltig über sie. Am meisten die Freude in der Arbeit.